

KULTURREPORT

Fortschritt Europa

Europa liest – Literatur in Europa



KULTURREPORT FORTSCHRITT EUROPA

KULTURREPORT FORTSCHRITT EUROPA



Von der Liebeserklä- rung bis zum sicheren Weg zum Ruhm

Für den einen ist es ein Objekt größter Begierde, für den anderen ein Vehikel für den beruflichen Erfolg: Jeder Autor hat ein ganz persönliches Verhältnis zum Buch. Kann es die europäische Identität stärken? Welche Rolle spielt die Literatur in Europa?



Umberto Eco, Rafik Schami, Ulrike Draesner, Tim Parks, Andrea Grill: Fünf der 33 Autoren aus 18 Ländern, die sich in dieser Ausgabe des Kulturreports mit der Literatur in Europa und dem europäischen Buchmarkt beschäftigten. Sie schreiben über die Liebe zum Buch, untersuchen das Leseverhalten in Europa, diskutieren die Zukunft des gedruckten Wortes und gehen der Frage nach, ob es eine europäische Literatur gibt. Und: Sie wollen herausfinden, welche Fortschritte in den vergangenen Jahren in den europäischen Kulturbeziehungen zu verzeichnen sind.

Vorwort

Erlesenes Europa <i>Von Ingrid Hamm</i>	4
Die Kamele Europas <i>Von Sebastian Körber</i>	5

1. EUROPA LIEST

Welche Bindung schafft das Buch?

Eine Liebeserklärung <i>Von Umberto Eco</i>	10
Jenseits des Politbüros <i>Von Adam Thorpe</i>	18
Angstfreude am Untergang <i>Von Rüdiger Wischenbart</i>	26
Lesefrust und Leselust <i>Von Angus Phillips</i>	34
Warum ich trotzdem übersetze <i>Von Holger Fock</i>	42
„To be translated or not to be“ <i>Von Gabriella Gönczy</i>	50

Schranken zu Schnittstellen <i>Von Steve Austen</i>	56
Raus aus der Nische ins Rampenlicht <i>Von Eleftherios Ikonomou</i>	60
Das Schöne und sein Preis <i>Von Hubert Winkels</i>	64
Vernetzte Räume <i>Von Sigrid Bousset</i>	72
Schreiben in der Fremde <i>Von Carmine Chiellino</i>	76
Lernen von den Eidgenossen <i>Von Beat Mazenauer und Francesco Biamonte</i>	82
Sprachliche Supermacht <i>Von Emma House</i>	76
Vom Lesen zur Kommunikation <i>Von Tanya Andrews und Patrick Hart</i>	89
Kleine und große Übersetznationen <i>Von Josep Bargalló</i>	92
Verspäteter geistiger Systemwechsel <i>Von László L. Simon</i>	96
Der lange Schatten des Sokrates <i>Von Stefano Zangrando</i>	100

2. FORTSCHRITT EUROPA?

Wie Schriftsteller die Rolle von Kultur in Europa sehen

Mittler zwischen den Kulturen <i>Von Rafik Schami</i>	110
Alt, aber nicht unbedingt klug <i>Von Ulrike Draesner</i>	118
Sicherer Weg zum Ruhm <i>Von Tim Parks</i>	126
Ich glaube nicht an Europa, ich glaube an die Kultur <i>Von Sigitas Parulskis</i>	134
Der gärende Bauch des alten Kontinents <i>Von Antonio Moresco</i>	140
Tanz auf dem Drahtseil <i>Von Alban Lefranc</i>	148
Nützlicher Kit <i>Von Dubravka Ugrešić</i>	154
Wenigstens wie Kollegen <i>Von Andrea Grill</i>	164
Das Anti-Europa <i>Von Slavenka Drakulić</i>	170
Kultur der Angst <i>Von Beqë Cufaj</i>	177
Zwischen den Polen <i>Von Glenn Patterson</i>	186
Geistige Esel der Beladenen <i>Von Eeva Park</i>	194
Wo das Meer endet und das Land beginnt <i>Von Isabel Capeloa Gil</i>	199
So nah und doch so fern <i>Von Immanuel Mifsud</i>	203

Erlesenes Europa



Ingrid Hamm,
Geschäftsführerin
der Robert Bosch
Stiftung

Kennen Sie Eeva Park, die estnische Erfolgsautorin? Oder Sigita Parulskis, das Enfant terrible der lettischen Literatur? Auch Slavenka Drakulić, eine der bekanntesten Schriftstellerinnen Kroatiens, deren Romane und Sachbücher in viele Sprachen übersetzt wurden, dürfte einem großen Teil des europäischen Publikums unbekannt sein. Selbst der Ruhm des britischen Bestsellerautors Tim Parks beginnt außerhalb der Insel deutlich zu verblassen. Alle vier genannten Schriftsteller gehören zu den 33 Autoren aus 18 Ländern, die sich an dieser dritten Ausgabe des Kulturreports „Fortschritt Europa“ beteiligt haben.

Kann Literatur in Europa zu mehr Wissen über den Nachbarn beitragen und Brücken zwischen den Menschen bauen? Ist die Literatur trotz der Zersplitterung des europäischen Buchmarkts in der Lage, die interkulturelle Verständigung zu befördern oder gar dem Kontinent zu einer oft vermissten Identität zu verhelfen? Das sind zwei der Schlüsselfragen dieser Ausgabe des Kulturreports. Die Hürden sind hoch: Ein Großteil aller Übersetzungen in andere europäische Sprachen stammt aus dem Englischen. Von einigen Ausnahmen abgesehen sind vor allem Autoren aus Mittel- und Osteuropa im Westen nach wie vor fast unbekannt. Wer versucht, in einem griechischen Buchladen einen Roman aus Estland zu finden, wird nicht fündig werden. Einen literarischen Übersetzer etwa vom Portugiesischen ins Griechische und umgekehrt gibt es nicht. Und wenn, dann würde sein Einkommen unterhalb der Armuts-grenze liegen. „Warum ich trotzdem übersetze“, meldet sich daher ein Vertreter des leidgeprüften Berufsstands hier zu Wort.

Auch die Literatur Europas, die tatsächlich übersetzt wird, muss nicht unbedingt das gegenseitige Verständnis fördern, sondern „bestärkt aufgrund der Notwendigkeit guter Verkaufszahlen die alten Klischees: skandinavische Schwermut, polnisches Trauma, französischer Sex“, stellt Adam Thorpe fest. Er bedauert, dass jene Zeiten vorbei seien, in denen wir einzig und allein Norwegisch lernten, um Ibsen lesen zu können. In der Tat nimmt die Lust am Lesen in vielen europäischen Ländern

eher ab. Griff vor acht Jahren noch jeder dritte Deutsche regelmäßig zum Buch, ist es heute nur noch jeder vierte. Eine britische Studie hat ergeben, dass rund ein Viertel aller Briten überhaupt nie ein Buch liest und weitere sieben Prozent nur dann, wenn sie im Urlaub sind.

Doch dies ist nur eine Seite der Medaille. Es gibt auch positive Entwicklungen. Immer neue Literaturfestivals, Autorenresidenzen und Literaturhäuser verändern das literarische Leben in Europa. Nationale Kulturinstitute schicken Literaten auf Lesereisen. In etlichen europäischen Ländern gibt es mittlerweile Übersetzerstipendien und es werden Übersetzungsrichtlinien entwickelt, um Literatur über Ländergrenzen zu bringen. Das von der Robert Bosch Stiftung geförderte Netzwerk HALMA (griechisch „Sprung“) verbindet literarische Zentren in Europa, organisiert interkulturelle Begegnungen und lässt die Akteure des literarischen Lebens – Autoren, Übersetzer, Vermittler – die Vielfalt der verschiedenen Kulturen erleben.

All dies sorgt dafür, dass Sprachgrenzen überwunden werden können. Angesichts der aufkommenden neuen Medien geht es in Europa vor allem darum, die junge Generation für das Lesen zu begeistern. Ob dies nun mit einem konventionellen Buch geschieht oder mit einem E-Book, ist zweitrangig.

Allen Lesern des Kulturreports wünsche ich eine anregende Lektüre und Neugier auf bekannte und unbekannte Literaten. Mein Dank gilt den Autoren und Übersetzern, die die Vielfalt der Literatur in Europa widerspiegeln.

Die Kamele Europas



Sebastian Köber,
Stellvertretender
Generalsekretär,
Institut für Auslands-
beziehungen

Wer schreibt, der bleibt, sagt ein altes deutsches Sprichwort. Umberto Eco drückt seine Liebe zur Literatur etwas gewählter aus und nennt das Buch eine „Lebensversicherung, eine kleine Vorwegnahme der Unsterblichkeit“. Trotzig begegnet er den Feinden des Buches – von Würmern und Schimmel bis hin zu Zensoren und Bibliotheksverachtern – und lässt sich die Lust am Lesen nicht nehmen. Für den Grandseigneur der zeitgenössischen Literatur in Europa bedeutet das Lesen eine sinnliche Erfahrung und Literatur einen leidenschaftlichen Dialog zwischen Autor und Leser. Der dritte Band des Kulturreports „Fortschritt Europa“ fragt nach der Rolle der Literatur und des Buchmarkts in Europa, aber auch danach, wie Schriftsteller die Rolle der Kultur in Europa verstehen. Wie definieren sie europäische Kultur und welche Fort- oder Rückschritte sind in den vergangenen Jahren in den europäischen Kulturbeziehungen zu verzeichnen? Die Antworten fallen äußerst unterschiedlich aus. Fachleute wie der Oxford-Wissenschaftler Angus Phillips analysieren die europäischen Lesegewohnheiten und gehen auf die Frage ein, ob Google dumm macht. Ist jemand, der gewohnt ist, Twitter-Nachrichten zu versenden, die nicht mehr als 140 Zeichen umfassen dürfen, noch fähig und willens, umfangreiche Texte im Stile von Tolstois „Krieg und Frieden“ zu lesen? Keine Angst vor Digitalisierung und Staccato-Denken hat Rüdiger Wischenbart, der hier weniger den Niedergang des geschriebenen Kulturguts wittert als vielmehr die Chance auf neue Zielgruppen und Vertriebsmöglichkeiten. Und die Schriftsteller? Auch hier ist die Reaktion sehr variabel. Rafik Schami, der sich selbst – in Damaskus zwischen Palästinensern, Juden, Armeniern, Kurden, Tscherkessen, Afghanen und Libanesen aufgewachsen und inzwischen äußerst erfolgreich in deutscher Sprache publizierend – als Vermittler zwischen den Welten versteht, sieht in genau dieser Vermittlerrolle auch eine große Chance für Europa. Tim Parks hingegen, der in englischer Sprache Millionenauflagen publiziert und in Italien lebt, hält die Vorstellung, Schriftsteller könnten den Dialog

der Kulturen befördern, für naiv. Dass das Thema Europa einen Antrieb zum Schreiben liefern könnte, lehnt er genauso ab wie Literaturförderung auf europäischer Ebene. Den Gedanken, dass die EU darüber entscheide, welcher Schriftsteller gefördert wird und wer sich selbst durchschlagen muss, findet er mehr als beunruhigend.

Nicht zu vergessen die Übersetzer: Hoch gelobt und schlecht bezahlt bilden sie die immer wieder beschworene Brücke zwischen ansonsten auch in Europa voneinander abgeschotteten Kulturen und Märkten. In diesem Band sind sie das zentrale Element, indem sie die Stimmen aus Malta, Lettland oder Portugal verständlich machen, ihre eigenen Beweggründe erzählen und dafür sorgen, dass der Kulturreport in fünf Sprachfassungen erscheinen kann. Auch wenn es dafür, um es in den Worten von Rafik Schami zu sagen, der Geduld eines Kamels, des Mutes einer Löwin und des langen Atems eines Blauwals bedarf.

Der Kulturreport „Fortschritt Europa“ könnte niemals ohne Partner realisiert werden. Daher möchte ich mich bei der Robert Bosch Stiftung, dem British Council, der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit, der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und bei der portugiesischen Calouste Gulbenkian-Stiftung sehr herzlich für die vertrauensvolle Zusammenarbeit bedanken. Ich freue mich, dass sich dieses Beispiel europäischer Kooperation schon ein wenig etabliert hat und in Zukunft weiter wachsen wird.

EUROPA LIEST

Nur ein kleiner Prozentsatz der Titelproduktionen der Nachbarländer steht uns als Übersetzung zur Verfügung. „Wir lesen nacheinander die Bücher aus den Vereinigten Staaten und dann die jeweiligen nationalen“, klagt der polnische Journalist Adam Krzemiński. Kann man überhaupt von einer europäischen Literatur sprechen, wenn mangels Übersetzungen kaum ein Literat europaweit gelesen wird? Welche Rolle spielt die Literatur für die Identität Europas? Bürden wir ihr zu viel auf, wenn wir sie als „Packesel“ für kulturelle Vielfalt und interkulturellen Dialog betrachten?

Welche Bindung







Eine Liebeserklärung Ein Buch ist unersetzbar. Was in ihm „drinsteht“, kann man vielleicht auch anders mitteilen, doch jeder wirkliche Leser weiß, dass ihm sein Lieblingsbuch nur in der Form etwas bedeutet, wie es bei ihm im Schrank steht. Anmerkungen eines Buchliebhabers. *Von Umberto Eco*



Bücher gab es schon vor Erfindung des Buchdrucks, auch wenn sie zunächst die Form von Rollen hatten und erst allmählich zu dem wurden, was wir heute kennen. Das Buch, in welcher Form auch immer, hat der Schrift erlaubt, sich zu personalisieren: Es erhält eine Portion von kollektivem Gedächtnis, die jedoch unter einem persönlichen Gesichtspunkt ausgewählt worden ist. Wenn wir Obelisken, Stelen, Tafeln oder Grabsteine vor uns haben, versuchen wir sie zu entziffern; wir müssen also das verwendete Alphabet kennen und wissen, welche essenziellen Informationen es sind, die da überliefert werden sollen – hier liegt der Soundso begraben, dieses Jahr sind soundso viele Getreidegarben produziert worden, dieses und jenes andere Land hat König Soundso erobert. Wir

fragen uns nicht, wer das eingemeißelt oder -geritzt haben mag.

Wenn wir aber ein Buch vor uns haben, suchen wir nach einer Person, einer individuellen Sicht der Dinge. Wir versuchen es nicht bloß zu entziffern, sondern suchen auch einen Gedanken zu interpretieren, eine Absicht. Und wenn man nach einer Absicht sucht, befragt man einen Text, von dem es auch mehrere Lesarten geben kann.

Die Lesart wird zu einem Dialog, aber zu einem – und dies ist das Paradox des Buches – mit jemandem, der nicht anwesend ist, der seit Jahrhunderten tot und nur als Schrift präsent ist. Es gibt eine Befragung der Bücher, die man Hermeneutik nennt, und wo es Hermeneutik gibt, da gibt es auch einen Kult des Buches. Die drei großen monotheistischen Religionen, das Judentum, das Christentum und der Islam, entwickeln sich als permanente Befragung eines heiligen Buches. Das Buch wird in solchem Maß zum Symbol der Wahrheit, die es hütet und nur demjenigen offenbart, der es zu befragen weiß, dass man, um eine Diskussion zu beenden, eine These zu bekräftigen oder einen Gegner zu vernichten, einfach sagt: „Es steht hier geschrieben!“

Natürlich können die Bücher uns auch dazu bringen, an viele Lügen zu glauben, aber sie haben immerhin die Tugend, sich untereinander zu widersprechen, und sie lehren uns, die Informationen, die sie uns geben,

kritisch zu bewerten. Lesen hilft auch, den Büchern nicht zu glauben. Der Analphabet, der nicht weiß, wo die anderen im Unrecht sind, kennt auch seine eigenen Rechte nicht.

Vorwegnahme der Unsterblichkeit

Das Buch ist eine Lebensversicherung, eine kleine Vorwegnahme der Unsterblichkeit. Mit Blick nach hinten (leider) anstatt nach vorn, aber man kann nicht alles auf einmal haben. Wir wissen nicht, ob wir uns nach unserem individuellen Tod noch an unsere Erfahrungen erinnern werden. Aber wir wissen mit Sicherheit, dass wir heute Lebenden uns an die Erfahrungen derer erinnern, die vor uns gelebt haben, und dass andere, die uns folgen werden, sich an unsere Erfahrungen erinnern werden. Auch wer nicht Homer ist, könnte im Gedächtnis der Zukunft als Protagonist eines – was weiß ich – eines glücklich ausgegangenen Unfalls am 14. August auf der Autobahn von Mailand nach Rom bleiben. Sicher, das wäre nicht viel, aber besser als gar nichts. Um der Nachwelt im Gedächtnis zu bleiben, hat Herostratos den Artemistempel in Ephesus angezündet, und die Nachwelt hat ihn – leider – berühmt gemacht, indem sie sich seiner Dummheit entsann.

Manche behaupten, heutzutage werde weniger gelesen, die Jüngeren läsen überhaupt nicht mehr und wir seien, wie ein amerika-

nischer Kritiker einmal gesagt hat, ins Zeitalter des *Decline of Literacy* eingetreten. Ich weiß nicht, sicher wird heutzutage viel Zeit vor dem Fernseher verbracht, und es gibt Risikofreaks, die nichts anderes tun als Fernsehen gucken, so wie es Risikofreaks gibt, denen es Spaß macht, sich tödliche Substanzen in die Venen zu spritzen; wahr ist aber auch, dass noch nie soviel gedruckt worden ist wie in unserer Epoche und dass noch nie zuvor so viele Großbuchhandlungen florierten, die wie Diskotheken anmuten, voll von Jugendlichen, die vielleicht nicht viel kaufen, aber stundenlang blättern, betrachten, sich informieren.

Das Problem ist eher, auch für die Bücher, der Überfluss, die Schwierigkeit einer Wahl, die Gefahr, nicht mehr unterscheiden zu können. Das ist kein Wunder, die Verbreitung des Buches hat alle Defekte der Demokratie, einer Herrschaftsform, in der man, damit alle reden können, auch die Dummköpfe reden lassen muss und sogar die Schurken.

Die Frage ist, wie man sich erzieht, eine Wahl zu treffen, gewiss, auch weil man, wenn man es nicht lernt, Gefahr läuft, vor den Büchern so hilflos zu stehen wie Funes vor seinen unendlichen Wahrnehmungen: Wo alles Erinnerungswert erscheint, ist nichts mehr wertvoll, und man möchte am liebsten alles vergessen.

Wie erzieht man sich dazu, eine Wahl zu treffen? Beispielsweise indem man sich fragt, ob das Buch, das man gerade in die Hand nehmen will, eines von denen ist, die man nach der Lektüre wegwerfen wird. Sie werden sagen, das könne man doch nicht wissen, bevor man es gelesen hat. Aber wenn wir nach zwei oder drei gelesenen Büchern merken, dass wir eigentlich keine Lust haben, sie zu behalten, sollten wir unsere Auswahlkriterien überdenken. Ein Buch wegzuerwerfen,

Die Verbreitung des Buches hat alle Defekte der Demokratie, einer Herrschaftsform, in der man, damit alle reden können, auch die Dummköpfe reden lassen muss und sogar die Schurken.

nachdem man es gelesen hat, ist, wie wenn man eine Person nicht wiedersehen möchte, mit der man gerade ein sexuelles Verhältnis gehabt hat. Wenn das passiert, hat es sich nur um ein körperliches Bedürfnis gehandelt, nicht um Liebe.

Es sollte jedoch gelingen, ein Liebesverhältnis zu den Büchern unseres Lebens zu entwickeln. Wo das gelingt, bedeutet es, dass es sich um Bücher handelt, die sich zu einer intensiven Befragung anbieten, bei der wir entdecken, dass sie uns bei jedem Lesen etwas Neues enthüllen. Es handelt sich wirklich um ein Liebesverhältnis, denn es ist ja das Stadium der Verliebtheit, in dem die Verliebten mit Freude entdecken, dass es jedes Mal so ist, als ob es das erste Mal wäre. Wenn man entdeckt, dass es jedes Mal so ist, als wäre es das zweite Mal, dann ist man reif zur Scheidung oder, bei Büchern, zum Wegwerfen.

Ein Buch wegwerfen oder behalten zu können heißt, dass es sich bei ihm auch um einen Gegenstand handelt, den man nicht nur wegen seines Inhalts lieben kann, sondern auch wegen seiner Form.

Bibliophile sind Leute, die Bücher auch wegen der Schönheit ihres typografischen Satzes, ihres Papiers, ihres Einbands sammeln. Perverse Bibliophile lassen sich von der Liebe zu diesen visuellen und taktilen Komponenten überwältigen, sodass sie die Bücher, die sie sammeln, nicht lesen und sie sogar, wenn sie noch unaufgeschnitten sind, nicht aufschneiden, um ihren kommerziellen Wert nicht zu mindern.

Aber jede Leidenschaft erzeugt ihre eigenen Formen von Fetischismus. Richtig ist jedoch, dass der Bücherliebhaber den Wunsch haben kann, drei verschiedene Ausgaben desselben Buches zu besitzen, und manchmal beeinflusst die Verschiedenheit der Ausgaben auch die Art, wie wir an die Lektüre herangehen. Ein Freund von mir, nicht zufällig

ein Dichter, mit dem ich mich ab und zu auf die Suche nach alten Ausgaben italienischer Dichter mache, sagt immer, dass es ein ganz anderes Gefühl sei, ob man Dante in einer modernen Taschenbuchausgabe liest oder auf den schönen Seiten einer *edizione aldina*. Und viele verspüren, wenn sie die Erstausgabe eines modernen Klassikers finden, eine besondere Emotion beim Wiederlesen seiner Verse in der Typografie, in der sie ihre ersten Adressaten gelesen haben. Zu der Erinnerung, die das Buch sozusagen bewusst weitergibt, kommt dann noch die Erinnerung hinzu, die es als physischer Gegenstand ausströmt, der Geruch der Geschichte, mit der es imprägniert ist.

Man meint gewöhnlich, Bibliophilie sei eine kostspielige Leidenschaft, und sicher müsste, wer ein Exemplar der ersten 42-zeiligen Gutenberg-Bibel erwerben wollte, über mindestens fünf Millionen Dollar verfügen. Ich sage mindestens, weil vor einigen Jahren eines der letzten noch freien Exemplare verkauft worden ist (die anderen befinden sich in öffentlichen Bibliotheken, wo sie wie Schätze bewacht werden), und daher würde, wer es heute hergeben wollte, vielleicht schon das Doppelte verlangen. Aber man kann eine Sammlerliebe auch entwickeln, wenn man nicht reich ist.

Vielleicht wissen nicht alle, dass einige Ausgaben aus dem sechzehnten Jahrhundert noch für den Gegenwert von zwei Restaurantessen oder zwei Stangen Zigaretten zu

Ein Buch wegzwerfen, nachdem man es gelesen hat, ist, wie wenn man eine Person nicht wiedersehen möchte, mit der man gerade ein sexuelles Verhältnis gehabt hat

haben sind. Nicht immer ist es das Alter, das die Bücher teuer macht, es gibt auch Liebhaberausgaben, die vor zwanzig Jahren gedruckt worden sind und ein Vermögen kosten, aber für den Preis eines Timberland-Stiefels kann man sich das Vergnügen leisten, einen schönen Folioband im eigenen Bücherregal zu haben, seinen Pergamenteinband zu betasten, die Konsistenz seines Papiers zu befühlen, sogar den Verlauf der Zeit und das Einwirken äußerer Kräfte zu verfolgen anhand der Stockflecken, der Feuchtigkeitsspuren, des Treibens der Würmer, die manchmal lange gewundene Gänge durch Hunderte von Seiten graben, deren Formen von großer Schönheit sein können, ähnlich der Schönheit von Schneekristallen. Auch verstümmelte oder beschädigte Exemplare können uns oft dramatische Geschichten erzählen – der Name des Verlegers getilgt, um den Härten der Zensur zu entgehen, Stellen oder ganze Seiten von prüden Lesern oder Bibliothekaren zensiert, bräunlich verfärbtes Papier, weil die Ausgabe im Untergrund mit billigem Material gedruckt worden ist, Zeichen einer langen Lagerung womöglich in Klosterkellern, Signaturen, Anmerkungen, Unterstreichungen, die von verschiedenen Besitzern in mehreren Jahrhunderten künden.

Das Büchersammeln, auch im kleinen Maßstab, auch nur im „Modernen Antiquariat“, ist häufig ein Akt der *pietas* im Sinne der ökologischen Fürsorge, denn wir haben nicht nur die Wale, die Mönchsrobben und die Bären in den Abruzzan zu retten, sondern auch die Bücher. Wovor müssen wir die Bücher retten? Nun, die alten vor der Sorglosigkeit, vor dem Verrotten in feuchten, unzulänglichen Kellern, vor Wind und Regen auf den Bücherständen. Aber die neueren auch vor einem bössartigen Übel, dass sich in ihre Zellen einnistet.

Bücher altern. Einige altern gut, andere weniger. Gewiss hängt das von den Bedingungen ab, unter denen sie aufbewahrt werden, aber auch vom Material, aus dem sie hergestellt worden sind. In jedem Fall wissen wir, dass um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein tragisches Phänomen eingetreten ist. Man hörte auf, Papier aus Lumpen herzustellen, und fing an, es aus Holz zu machen. Wie sich in jeder Bibliothek nachprüfen lässt, hält Papier aus Lumpen jahrhundertlang.

Würmer und Stockflecken

Es gibt Bücher aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wie eben erst aus der Druckerei gekommen, das Papier ist noch weiß, frisch und raschelnd unter den Fingern. Doch seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kann die durchschnittliche Lebensdauer eines Buches siebzig Jahre, wie es heißt, nicht überschreiten. Bei einigen Büchern, die inzwischen mehr als hundert Jahre alt sind, kann man trotz frühzeitigen Vergilbens noch sagen, dass sie aus wertvollem und robustem Material gemacht sind. Aber die wissenschaftlichen Fachbücher und die Romane aus den Fünfzigerjahren, besonders die französischen, halten bereits viel weniger als siebzig Jahre. Schon heute zerbröseln sie wie Hostien, wenn man sie nur in die Hand nimmt. Wir müssen fürchten, dass ein heute hergestelltes Taschenbuch bloß noch zwanzig bis dreißig Jahre überdauern wird, und wir brauchen nur in die Buchhandlungen zu gehen und die vor zehn Jahren produzierten Taschenbücher herauszusuchen, um zu sehen, wie nahe sie schon der vorzeitigen Vergreisung sind.

Es ist ein schreckliches Drama: Produziert als Zeugnisse, als Sammlung von Erinnerungen, nach dem Modell der Hand-

schriften oder der architektonischen Bauten, die die Jahrhunderte herausfordern sollten, können die Bücher ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen. Jeder Autor, der nicht bloß des Geldes wegen schrieb, sondern aus Liebe zum eigenen Werk, wusste, dass er seinem Buch eine Nachricht anvertraute, die noch in Jahrhunderten lesbar sein würde. Heute weiß er, dass sein Buch ihn nur um wenig überleben wird. Natürlich wird die Nachricht dann den Neudrucken anvertraut, aber Neudrucke richten sich nach dem Zeitgeschmack, und nicht immer hat dieser das beste Urteil über den Wert eines Werkes.

Wenn man sagt, dass der Zeitgeschmack sich im Wert eines Buches häufig irrt, muss man auch die Irrtümer der Weisen in Rechnung stellen, das heißt die der Kritik. Hätten wir im achtzehnten Jahrhundert auf Saverio Bettinelli gehört, wäre Dante eingestampft worden.

Für die Bücher der Zukunft sind schon umsichtige Verfahren im Gange, zum Beispiel bei vielen amerikanischen Universitätsverlagen die Produktion von Werken auf säurefreiem Papier, das dem altersbedingten Zerfall länger standhält. Doch davon abgesehen, dass dies nur wissenschaftlichen Werken zugutekommen wird, kaum aber dem Debüt eines jungen Dichters, was macht man dann mit den Millionen von Büchern, die vom späten neunzehnten Jahrhundert bis gestern hergestellt worden sind?

Es gibt chemische Mittel, mit denen die Bücher der Bibliotheken imprägniert werden können, Seite für Seite. Das ist möglich, aber sehr teuer.

Natürlich gibt es die Möglichkeit, alles auf Mikrofilm zu speichern, aber wir alle wissen, dass Mikrofilm nur etwas für sehr motivierte Leser ist, die noch dazu sehr gute Augen haben müssen. Man kann nicht mehr in alten Regalen stöbern, fasziniert von zufäl-

ligen Entdeckungen. Beim Mikrofilm sucht man nach etwas, von dem man zumindest schon weiß, dass es existiert. Mit den modernen elektronischen Techniken kann man Texte per Scanner erfassen, im Computer speichern und sich die gewünschten Seiten ausdrucken. Das ist sehr gut, um Zeitungsjahrgänge durchzusehen (wenn man bedenkt, dass Zeitungspapier nach etwa zehn Jahren zerfällt), aber gewiss nicht, um sich einen vergessenen 800-Seiten-Roman auszudrucken. In jedem Fall sind diese Techniken nur für Forscher geeignet, nicht für den gewöhnlichen neugierigen Leser.

Dennoch könnte die Liebe des Sammlers, der ein altes Buch vor Staub, Licht, Hitze, Feuchtigkeit, vor Würmern, Smog und zufälliger Auflösung schützt, auch das Leben einer billigen Ausgabe aus den Zwanzigerjahren verlängern. Zumindest so lange, bis jemand sie wiederentdeckt, das Werk neu bewertet und einen Neudruck veranlasst.

Aber die Bücher sterben nicht nur von sich aus. Manchmal werden sie auch zerstört. In den Dreißigerjahren sind Bücher auf Scheiterhaufen verbrannt worden, nachdem sie von den Nazis für „entartet“ erklärt worden waren. Gewiss war das eine symbolische Geste, denn nicht einmal die Nazis hätten das gesamte Büchererbe ihres Landes zerstören wollen. Aber symbolische Gesten sind das, was zählt.

Fürchtet diejenigen, die Bücher zerstören, zensieren, verbieten: Sie wollen unser Gedächtnis zerstören oder zensieren. Wer meint, die Bücher seien zu zahlreich und zu unkontrollierbar und das pflanzliche Gedächtnis (Bücher sind ja aus Holz gemacht) bleibe eine Bedrohung, der zerstört am Ende animalische Gedächtnisse, Gehirne und menschliche Körper. Man fängt immer mit Büchern an und endet mit Gaskammern.

Im übrigen ist mir ein anderes Mittel

empfohlen worden, um die Würmer fernzuhalten, ohne sie zu töten: ein großer Wecker von der Sorte, wie ihn unsere Großmütter in der Küche hatten, mit einem höllisch lauten Ticken. Nachts, wenn die Würmer sich anschicken, aus ihren Löchern zu kommen, lässt er das Bücherregal erzittern, auf dem er steht, und die erschrockenen Würmer bleiben drin. Nicht, dass diese Lösung ökologisch schonend wäre: Wenn die Würmer nicht mehr herauskommen können, müssen sie verhungern. Aber man hat keine Wahl: entweder sie oder wir.

Es gibt noch andere Feinde der Bücher. Nämlich die Leute, die sie verbergen. Man kann Bücher auf viele Arten verbergen. Da sie schließlich etwas kosten, genügt es, kein ausreichendes Netz von öffentlichen Bibliotheken zu schaffen, um sie vor denen zu verbergen, die sich keine kaufen können.

Man verbirgt die Bücher auch dadurch, dass man unsere großen historischen Bibliotheken verfallen lässt. Wer Bücher verbirgt, muss bekämpft werden, denn er ist genauso gefährlich wie die Würmer.

Oft wird gesagt, die neuen Informationsmedien würden die Bücher umbringen. Man hat auch schon behauptet, das Buch habe die älteren Informationsmedien umgebracht.

Ein Wecker, wie ihn unsere Großmütter in der Küche hatten, mit einem höllisch lauten Ticken, hält die Würmer fern. Nachts, wenn sie sich anschicken, aus ihren Löchern zu kommen, lässt er das Bücherregal erzittern, auf dem er steht, und die erschrockenen Würmer bleiben drin.

So wird in Platons „Phaidros“ erzählt, wie der Pharao Thamus reagierte, als der Gott Theut oder Hermes ihm seine neueste Erfindung vorstellte, nämlich die Schrift: „Diese Erfindung wird eher Vergesslichkeit in den Seelen derer bewirken, die sie erlernen, weil sie dann ihr Gedächtnis nicht mehr üben werden; im Vertrauen auf die Schrift werden sie sich nur noch durch diese äußeren Zeichen erinnern, nicht mehr von sich aus, durch inneres Bemühen.“

Potenzierung des Gedächtnisses

Heute wissen wir, dass Thamus Unrecht hatte. Die Schrift hat das Gedächtnis nicht nur nicht überflüssig gemacht, sondern sogar noch potenziert. Es ist eine Schrift des Gedächtnisses und ein Gedächtnis der Schriften entstanden. Unser Gedächtnis stärkt sich dadurch, dass es sich an Bücher erinnert und sie miteinander ins Gespräch bringt. Ein Buch ist nicht eine Maschine zur Blockierung der Gedanken, die es in sich aufnimmt. Es ist eine Maschine zur Erzeugung von Interpretationen, also zur Hervorbringung neuer Gedanken.

Die Architektur, sagt Victor Hugo (der viel minderwertige Architektur der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vor Augen hatte), ist zum Niedergang verurteilt, sie verdorrt, schrumpft zusammen, wird kahl, die Glasscheibe ersetzt das farbige Kirchenfenster. Und derweil greift der Buchdruck um sich, nimmt mächtig zu, bildet das größte Gebäude der modernen Zeiten, ein Gewimmel von Intelligenzen schickt sich an, einen Bau zu errichten, der sich in endlosen Spiralen immer höherschraubt. „Das ist der zweite Turm von Babel des Menschengeschlechts.“

Ich glaube, dass diejenigen, die heute über den Verfall der Lesekultur angesichts

der neuen visuellen Medien und der elektronischen Informationsfülle klagen, eines Tages so pathetisch klingen werden wie Victor Hugo uns heute zu großen Teilen erscheint. Gewiss wird die Presse einige Funktionen verlieren, die sie früher gehabt hat. Schon jetzt sind die Zeitungen im Begriff, etwas anderes zu werden als die alten Gazetten, denn was deren Hauptaufgabe war, die neuesten Nachrichten zu verbreiten, das besorgt heute mit zwölf Stunden Vorsprung das Fernsehen. Vielleicht brauchen wir auch bald keine Fahrpläne mehr zu drucken, die so schwer zu lesen sind, sondern können am Zeitungskiosk kleine elektronische Geräte kaufen, in die man einfach zwei Ortsnamen eintippt, um auf einen Blick alle Verbindungen zu sehen, die es für die gewünschte Strecke gibt.

Am Computerbildschirm können wir nur kurze Texte für kurze Zeit lesen. Wenn er kurz ist, können wir auch einen Liebesbrief lesen, denn es kommt nicht auf das Medium an, sondern auf das, was er sagt, und in welchem Gemütszustand wir es lesen. Aber wenn der Liebesbrieflang ist, müssen wir ihn ausdrucken, um ihn in einer abgeschiedenen Ecke zu lesen.

Es ist einige tausend Jahre her, dass die Menschheit sich an das Lesen gewöhnt hat. Das Auge liest, und der ganze Körper macht mit. Lesen heißt auch, eine richtige Position zu finden, es bezieht den Hals, die Wirbelsäule, die Gesäßmuskeln mit ein. Und die Form des Buches, die jahrhundertlang studiert und ergonomisch verbessert wurde, ist die Form, die dieser Gegenstand haben muss, um in die Hand genommen und in der richtigen Entfernung vom Auge gehalten zu werden. Lesen hat auch etwas mit unserer Physiologie zu tun.

Der Rhythmus des Lesens folgt dem des Körpers, der Rhythmus des Körpers folgt dem des Lesens. Man liest nicht nur mit dem

Kopf, man liest mit dem ganzen Körper, und deshalb können wir über einem Buch weinen oder lachen, und wenn wir etwas Schreckliches lesen, stehen uns die Haare zu Berge. Denn auch wenn es nur von Ideen zu sprechen scheint, spricht ein Buch immer auch von anderen Gefühlen und von Erfahrungen anderer Körper. Und wenn es nicht bloß ein pornografisches Buch ist, bringt es uns, wenn es von Körpern spricht, auf Ideen. Und dabei sind wir nicht unempfindlich für die Gefühle unserer Fingerspitzen, wenn wir es berühren, und unangenehme Erfahrungen mit Einbänden oder gar mit Seiten aus Plastik zeigen uns, wie sehr das Lesen auch eine taktile Erfahrung ist.

Den Bibliophilen schreckt weder das Internet noch die CD-ROM noch das E-Book. Im Internet findet er heute die Antiquariatskataloge, auf CD-ROM die Werke, die ein Privatmann nur schwer zu Hause haben könnte, wie die 221 Folioabände der *Patrologia Latina* von Migne, in einem E-Book könnte er leicht die gewünschten Bibliografien und Kataloge mit sich herumtragen, sodass er ein kostbares Repertoire immer bei sich hätte, besonders wenn er eine Ausstellungsmesse für antiquarische Bücher besucht. Im übrigen vertraut er darauf, dass selbst wenn die Bücher verschwinden würden, sich der Wert seiner Sammlung verdoppeln, was sage ich, verzehnfachen würde.

Aber der Bibliophile weiß auch, dass das

Das Auge liest, und der ganze Körper macht mit. Lesen heißt auch, eine richtige Position zu finden, es bezieht den Hals, die Wirbelsäule, die Gesäßmuskeln mit ein.

Buch noch ein langes Leben hat, und das wird ihm gerade dann klar, wenn er liebenden Blickes seine eigenen Regale mustert. Wären all diese Informationen, die er da akkumuliert hat, seit den Zeiten Gutenbergs auf einem Magnetband aufgezeichnet worden, hätten sie dann wohl zwei-, drei-, vier-, fünfhundert, fünfhundertfünfzig Jahre überdauern können? Und wären dann mit samt den Inhalten der Werke auch die Spuren derer überliefert worden, die sie vor unserer Zeit berührt, aufgeschlagen, mit Anmerkungen versehen, herumgestoßen und oft mit dreckigen Fingern beschmutzt haben? Und könnte man sich in eine Diskette verlieben, so wie man sich in eine feste weiße Buchseite verlieben kann, die unter den Fingern knackt und knistert, als wäre sie gerade aus der Druckerpresse gekommen?

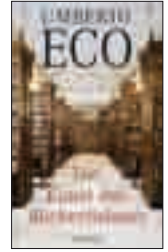
Was für ein schönes und ein praktisches Ding ist ein Buch! Es lässt sich überall in die Hand nehmen, auch im Bett, auch in einem Boot, auch dort, wo es keine Steckdosen gibt, auch wenn alle Batterien leer sind, es erträgt Anstreichungen und Eselsohren, man kann es auf den Boden fallen oder aufgeschlagen auf die Brust oder die Knie sinken lassen, wenn einen der Schlaf überkommt, es passt in die Jackentasche, es kann angestoßen werden, es registriert die Intensität, die Beharrlichkeit oder die Regelmäßigkeit unserer Lektüre, es erinnert uns daran (wenn es zu frisch und unberührt aussieht), dass wir es noch nicht gelesen haben.

Das Format des Buches wird durch unsere Anatomie bestimmt. Es kann sehr große Bücher geben, aber die haben meist dokumentarische oder dekorative Funktion. Das Standardbuch darf nicht kleiner als eine Zigarettenschachtel und nicht größer als eine Zeitung im Tabloid-Format sein. Seine Größe ist abhängig von den Dimensionen unserer Hand, und diese haben sich – zumin-

dest bisher – trotz Bill Gates nicht geändert. Ich erinnere an die erste Buchmesse in Turin, auf der man eine große Abteilung für antiquarische Bücher reserviert hatte (danach scheint diese schöne Gewohnheit verloren gegangen zu sein). Schulkinder kamen zu Besuch auf die Messe, und ich habe manche von ihnen an den Vitrinen kleben sehen, wo sie zum ersten Mal entdeckten, was ein richtiges Buch ist, nicht so ein Heftchen am Bahnhofskiosk, sondern ein Buch mit allen Attributen am richtigen Fleck. Sie erinnerten mich an den Barbaren bei Borges, der zum ersten Mal jenes Meisterwerk der menschlichen Kunst sieht, das eine Stadt ist. Er fiel vor Ravenna auf die Knie und wurde Römer. Mir würde es genügen, wenn die Kinder aus Turin wenigstens ein erhebendes Gefühl mit nach Hause nahmen, vielleicht einen wohl-tätigen Wurmstich.

Ach ja, ich vergaß, zur Leidenschaft des Bibliophilen gehören auch die Wurmstiche. Nicht alle vermindern den Wert eines Buches. Einige wirken, wenn sie nicht den Text affizieren, wie zarte Klöppelspitzen. Ich gestehe hier, ich liebe auch diese. Natürlich bekunde ich gegenüber dem Antiquar, der mir das Buch verkauft, Missfallen und Abscheu, um den Preis zu drücken. Aber ich sage es offen, aus Liebe zu einem schönen Buch ist man bereit zu jeder Gemeinheit.

*Aus dem Italienischen
von Burkhart Kroeber*



Für Umberto Eco besteht kein Zweifel, „Aus Liebe zu einem schönen Buch ist man bereit zu jeder Gemeinheit“, bekennt der Romancier, Wissenschaftler und Geschichtenerzähler aus Italien. Sein Band „Die Kunst des Bücherliebens“ ist denn auch eine Huldigung für das Buch schlechthin, für wirkliche Leser, die ihre Bücher nicht nur lesen, sondern zu Hause ins Regal stellen. Ein E-Book? Undenkbare!

Umberto Eco: „**Die Kunst des Bücherliebens**“, Übersetzt aus dem Italienischen von Burkhart Kroeber. München, Carl Hanser Verlag 2009

Umberto Eco, Jahrgang 1932, lehrt als Professor für Semiotik an der Universität Bologna. Sein umfassendes Werk reicht von der „Geschichte der Schönheit“ bis zum Roman „Der Name der Rose“, durch den er zu Weltruhm gelangte. Der vorliegende Beitrag ist anlässlich seines Buches „Die Kunst des Bücherliebens“ entstanden, das 2009 auf Deutsch im Münchner Carl Hanser Verlag erschienen und nicht nur für Bibliophile eine lohnenswerte Lektüre ist.

Jenseits des Politbüros Literatur ermöglicht uns, die Welt aus einem anderen Blickwinkel zu sehen. Wir schlüpfen in einen fremden Charakter und können dadurch unsere Empathiefähigkeit erweitern und vielleicht sogar unsere Toleranz steigern. Welche Rolle spielt das Buch für die Identität Europas? Welche Bindungen kann es bewirken? *Von Adam Thorpe*



Jedes Jahr auf der Frankfurter Buchmesse herrscht ein hektisches Verhandeln und Kaufen, in jeder der riesigen Messehallen ein rumorendes Geräusch aus dem Geplauder der Lektoren, Literaturagenten und Vertriebsleute – und hin und wieder sieht man einen eher verwirrt wirkenden Autor. Es liegt etwas in der Luft, das die Messteilnehmer ein klein wenig verrückt macht: Man nennt es den „Frankfurt-Effekt“. Beispielsweise verrückt genug zu denken, dass jedes literarische Werk entscheidend für die Gestaltung der modernen Gesellschaft ist. Außerhalb der Messe geht das Leben jedoch seinen gewohnten Gang, und die Massen der Europäer ziehen bewegte Bilder der äußerst bemühten Präsentation des gedruckten Wortes vor. Ein Blick auf die entsprechenden Statistiken genügt, um einen eisigen Windhauch durch

die geschäftigen Messehallen zu senden bzw. der Moral jedes ernsthaften Schriftstellers ins Gesicht zu blasen. Am besten ignoriert man diese Statistiken.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die hektische transnationale Interaktion auf der Buchmesse in gewisser Weise eine Illusion ist. In den Buchläden der Länder Europas stammt die Mehrzahl des Angebots entweder aus dem Inland oder wurde aus dem Englischen übersetzt – mit einem deutlichen Schwerpunkt beim amerikanischen Englisch.

In den Ländern, in denen Englisch bereits die Muttersprache ist, liegen die Dinge noch schlechter: Abgesehen von Klassikern wie Tolstoi, Mann oder Balzac bietet der durchschnittliche Buchladen in Großbritannien nur ein verschwindend geringes Angebot zeitgenössischer Titel aus dem Ausland. Ausnahmen wie beispielsweise der Erfolg eines gewissen schwedischen Krimis zeigen erst das wahre Ausmaß ungenutzten Potenzials.

In Frankreich, wo ich seit zwanzig Jahren lebe, werden in meinem Freundeskreis ganz selbstverständlich italienische oder spanische Romane im selben Atemzug mit französischen Romanen genannt, es handelt sich jedoch meist um bekannte Autoren. Die Masse europäischer Belletristik gelangt nie über die Grenzen des eigenen Landes hinaus.

Es ist teuer, einen Übersetzer unter Vertrag zu nehmen (auch wenn diese wenig beachteten Botschafter notorisch unterbezahlt

sind), und Verleger müssen davon ausgehen können, dass sich die Investition zumindest langfristig auszahlen wird.

Die Publikationen jener mutigen britischen Verleger wie *Serpent's Tail* oder *Dedalus*, die diesen Schritt (mit Unterstützung geringer Subventionen) wagen, werden jedoch nicht einmal in den seriösen Zeitungen und (Fach-)Zeitschriften besprochen, deren Literaturteil sich stets mit den üblichen Verdächtigen zu beschäftigen scheint und nur äußerst selten wirklich neue Horizonte in Europa oder anderswo eröffnet. „The Times Literary Supplement“ bildet in diesem Zusammenhang eine rühmliche Ausnahme.

Natürlich ist eine Übersetzung stets ein Kompromiss, ein getrübler Blick auf das reine Licht des Originals – ich kenne dieses Gefühl durch meinen derzeitigen Kampf mit der Übersetzung von Flauberts „*Madame Bovary*“. Jene Zeiten sind vorbei, in denen wir einzig und allein Norwegisch lernten, um Ibsen lesen zu können. Der neu ins Leben gerufene Literaturpreis der Europäischen Union für zwölf Schriftsteller aus zwölf ausgewählten Ländern wird nur dann eine echte Wirkung haben, wenn die Werke der Preisträger im Anschluss in andere europäische Sprachen übersetzt werden.

Da jedoch nicht einmal der britische „*Guardian*“ dem Preis bisher auch nur eine einzige Zeile gewürdigt hat, scheint es eine weitere EU-Initiative zu sein, die es nicht über die Schwelle des gelangweilten Desinteresses seiner Mitbürger geschafft hat. Vielleicht betrachtet man bei Büchern zentralisierte Richt-

linien, die nichts mit dem Akt des Schreibens zu tun haben, mit Argwohn. Schreiben ist schließlich eine sehr persönliche Äußerung in einer gemeinsamen Sprache, jedoch nicht eines gemeinsamen Kontinents. Wir erinnern uns an das Verbot der Sowjetunion von nahezu allem bis auf die Literatur ihrer sozialistischen Republiken. Aber dieser Vergleich ist nicht ganz fair, da die europäische Literatur der Gegenwart theoretisch frei und unzensuriert ist (obwohl natürlich einige argumentieren würden, dass die Buchhalter der Verleger ihre ganz eigene Form der Zensur ausüben).

Nichtsdestotrotz müssen wir stets auf der Hut vor dem zentralisierenden „Politbüro“-Aspekt der EU sein, der sich nirgendwo so deutlich zeigt wie in der gemeinsamen Agrarpolitik, die jegliche Alternative zur chemielastigen Agrarwirtschaft im Keim erstickt sowie die Böden, Gewässer, Flora und Fauna des Kontinents in einen furchtbaren Zustand versetzt hat.

Gleichzeitig haben Chemieunternehmen wie Bayer und ICI hervorragend von dieser Politik profitiert. Die Tatsache, dass es nie eine gemeinsame Literaturpolitik gegeben hat, muss etwas mit dem Recht auf freie Meinungsäußerung zu tun haben, obwohl ich nicht weiß, warum nicht dasselbe Argument für den Bereich des Agrarwesens gilt, dem sehr viel größere Bedeutung beigemessen wird.

Literatur gedeiht durch Unterschiede, nicht durch Ähnlichkeit. Es ist das größte Geschenk der Literatur, dass man zu einer anderen Person werden kann, die sich zum Teil vollkommen von der eigenen Person unterscheidet: Deshalb sind Lyrik, Drama und Belletristik stets die ersten Angriffsziele jeglicher Gewaltherrschaft. Literatur ermöglicht uns, die Welt aus einem vollkommen anderen Blickwinkel zu sehen, in einen anderen Charakter zu schlüpfen, dadurch unsere Empa-

Jene Zeiten sind vorbei, in denen wir einzig und allein Norwegisch lernten, um Ibsen lesen zu können.

thiefähigkeit zu erweitern und vielleicht sogar unsere Toleranz.

Der große modernistische Lyriker Fernando Pessoa hat mich beispielsweise nicht einfach gelehrt, was es bedeutet, portugiesisch zu sein, sondern auch die Bedeutung von Anonymität und Menschlichkeit vermittelt. Vielleicht wird der Roman „Os Meus Sentimentos“ von Dulce Maria Cardoso, der den Europäischen Literaturpreis gewonnen hat, eine ähnliche Wirkung haben.

Wenn also europäische Literatur eine mehrsprachige Sammlung von Unterschieden ist, stellt sich die Schlüsselfrage, ob die Kennzeichnung „europäisch“, die bei einem Fußballpokalspiel von so großer Bedeutung ist, eine einigende Wirkung hat, oder ob es nur eine Phrase ist, ein praktisches Mittel, um eine Vielzahl bunter Murmeln daran zu hindern, kreuz und quer über den Boden zu rollen. Würde man sich dieselbe Frage im Zusammenhang mit der Literatur des Commonwealth stellen, die Gegenstand vieler Anthologien und literaturkritischer Studien ist und deren Werke mit vielen Preise ausgezeichnet werden? Wie würde sich eine solche Definition auf die „hispanische“ Literatur auswirken?

Zufällig Kameruner

Der brandneue Literaturpreis Prix Cévennes ist ein lobenswerter Versuch, literarische Integration durch Vergabe eines Preises für den besten europäischen Roman des Jahres zu fördern. Selbstverständlich muss dieser Roman jedoch schon in der französischen Ausgabe vorliegen: Und da man weiß, wie vorsichtig die meisten französischen Verleger sind, wird es wohl nur wenige Überraschungen geben. Und was ist mit all jenen außereuropäischen Schriftstellern, die in Europa leben, dort veröffentlicht werden und sogar über Europa schreiben, jedoch zu-

fälligerweise Amerikaner, Kameruner oder Chinesen sind?

Wenn man es genau bedenkt, eignen sich die Vereinigten Staaten gut für einen interessanten Vergleich. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Staaten der USA sind genauso groß wie zwischen den europäischen Nationen (einschließlich des „Gefälles“ zwischen Norden und Süden bzw. Osten und Westen), aber ein amerikanischer Schriftsteller schreibt in erster Linie über Amerika statt beispielsweise über Kalifornien oder Maine – ganz gleich, wie sehr die Eigenheiten einer bestimmten Region sich auf das jeweilige Werk auswirken.

Mein verstorbener guter Freund Frederick Busch war ein amerikanischer Romancier. Obgleich er sehr gerne „nach Europa“ (zurück zu seinen Wurzeln) reiste und genau wusste, dass ich gleichzeitig über die britische und die französische Staatsangehörigkeit verfügte (ich wurde als Kind britischer Eltern in Paris geboren und lebe in Frankreich), war ich in seinen Augen kein „europäischer“ sondern ein „englischer“ Romanschriftsteller.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich ihre Identität mit Hilfe der emotionalen und symbolischen Mittel der Patria aufgebaut – jener Mittel, durch die Einwanderer aus verschiedenen Nationen ihr Zugehörigkeitsgefühl zu einem riesigen, gerade eroberten Kontinent schöpften (und nach wie vor schöpfen). Für amerikanische Schriftsteller ist dies der gemeinsame Resonanzboden, ganz gleich, ob sie eine kritische, unterstützende oder zurückhaltende Haltung gegenüber ihrem Land einnehmen. Seltsamerweise handelt es sich um ein verhältnismäßig junges, ein wenig oberflächliches und sogar etwas künstliches Gebilde, das jedoch ungeheuer mächtig ist.

Fungiert Europa als Resonanzboden für die Schriftsteller des Kontinents, so hat dies

eher etwas Tiefgründiges und Tragisches anstatt Triumphales. Es ist jene tragische Basston-Resonanz einer langen Geschichte außerordentlicher Errungenschaften und katastrophaler Niederlagen, demokratischer Feinabstimmungen und brachialer Eroberungen. Die Europäische Union entstand aus der Notwendigkeit, die Wiederholung solcher Fehlschläge (die sich meist in Kriegen und Massakern manifestierten) sowie damit verbundenen Schmerz, Leid und Erschöpfung künftig zu verhindern: Für die Literatur ist menschliches Versagen jedoch sehr viel interessanter als dessen Vermeidung – wir Schriftsteller wandeln alle im Schatten der „Orestie“ und stöbern immer weitere Wurzeln in den philosophischen Debatten der Agora von Athen und den Abstimmungen auf dem Hügel Pnyx auf.

Oftmals, wenn ich mich einen Augenblick lang wie ein Europäer fühle, geschieht dies nicht nur mit einem Gefühl der angenehmen Zugehörigkeit und sogar der Zuneigung, sondern mit dem Schauer und der Furcht eines unterschwelligen Schwindelgefühls; mit Stolz, der mit einem furchtbaren Schuldgefühl vermischt ist. Während sich die Menschheit durch den katastrophalen Klimawandel mit den Folgen ihrer achtlosen Gier konfrontiert sieht, geschieht dies schließlich mit dem Gefühl, dass dieser seinen schleichenden Ursprung in Europa hatte. Die gegenwärtige

Wir Schriftsteller wandeln alle im Schatten der „Orestie“ und stöbern immer weitere Wurzeln in den philosophischen Debatten der Agora von Athen und den Abstimmungen auf dem Hügel Pnyx auf.

politische (statt emotionale) Einheit der EU gleicht zugegebenermaßen der streitsüchtigen, stets Kompromisse eingehenden Art einer eher langweiligen Großfamilie. Die eingesetzten Mittel sind bürokratisch, und es gibt eine Unmenge von Vorschriften und Regelungen. In der verbrauchten Luft von Gremien ist die empfindliche Blume der Literatur zum Welken verurteilt. Dieser Zustand ist unglücklich, da die weiter oben erwähnten Unterschiede weiterhin genauso viel Potenzial zur Tragödie wie zur Erbauung haben; aber trotz aller löblichen und notwendigen Anstrengungen haben weder Brüssel noch Straßburg jemals auch nur zu einer großartigen Zeile in der Literatur inspiriert – nicht einmal aus Hohn und Spott – trotz der von mir geteilten Auffassung von John Keats: „Poetry makes everything interesting“ (Lyrik macht alles interessant).

Meine eigene Prosa war in jüngster Zeit ganz bewusst „europäisch“, was mehr aus meinen persönlichen Umständen und dem Wunsch resultiert, die britische postimperialistische Begrenztheit zu erschüttern. Beispielsweise spielt mein fünfter Roman „No Telling“, in dem es um einen französischen Schuljungen geht, in einem finsternen Pariser Vorort der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts, und es kommt nicht eine einzige englische Figur darin vor.

Ich nutzte meine doppelte Staatsangehörigkeit, um das Buch zu einem Fenster zu machen, durch das man ohne Kompromisse auf eine andere Kultur blickt. Das Buch verkaufte sich trotz vieler und positiver Besprechungen schlecht, während die Ausgabe in holländischer Sprache etwas höhere Verkaufszahlen erzielte. Mein Lektor war der Auffassung, dass der Roman zu einem Bestseller hätte werden können, wenn er in Irland statt in Frankreich gespielt hätte. Britische Leser möchten Frankreich lieber als malerisch und

paradiesisch wahrnehmen – als Reiseziel und Refugium.

Interessanterweise hat „No Telling“ bisher noch keinen französischen Verleger gefunden. Frankreichs Verlage interessieren sich in der Regel für britische Romane, die eine vorgefasste französische Meinung über Großbritannien entweder bestärken oder wiederholen. Daher ist die Literatur Europas, die tatsächlich übersetzt wird, nicht unbedingt bahnbrechend für das gegenseitige Verständnis oder ein verändertes Bild über die jeweils andere Nation, sondern bestärkt aufgrund der Notwendigkeit guter Verkaufszahlen die alten Klischees: skandinavische Schwermut, polnisches Trauma, französischer Sex. Für den britischen Durchschnittsleser ist Michel Houellebecq das Summum Bonum zeitgenössischer französischer Belletristik.

Über meine deutschen Neffen (Söhne meines Halbbruders, der einen belgischen Elternteil hat) und durch die Erlebnisse meines Vaters als Soldat im letzten Weltkrieg habe ich Verbindungen nach Deutschland. Mein Buch „The Rules of Perspective“ (2005) spielt während eines Bombenangriffs auf eine deutsche Stadt im Jahre 1944. Die Handlung teilt sich zwischen den schutzsuchenden Mitarbeitern des städtischen Kunstmuseums und einem amerikanischen Infanterieoffizier, der einen Tag später durch die Ruinen stolpert und die verbrannten Körper all jener Personen findet, deren Stimmen sich durch den ganzen Roman ziehen.

Während ich an dem Roman schrieb, besuchte ich Berlin und wurde von einem jungen Museumsangestellten heruntergemacht, der wütend darüber war, dass sich schon wieder ein Engländer auf die wenigen Jahre der Nazi Herrschaft konzentrierte und dabei vollständig die Jahrhunderte „ganz gewöhnlicher“ deutscher Geschichte ignorierte. Es war ein aufschlussreiches Beispiel dafür, wie

gefährlich es sein kann, sich über die eigenen Grenzen zu wagen. Ich gab ihm zur Antwort, dass die Bedeutung der Nazi Herrschaft nur wenig mit ihrer (kurzen) Dauer zu tun hatte, sondern mit ihren Folgen. In meinem Fall die verheerenden Auswirkungen auf meine eigene Familie als auch auf die polnischen Verwandten jüdischen Glaubens meiner Frau.

Meine leidenschaftliche Verteidigungsrede ließ ihn innehalten. Ich glaube, dass an jenem Abend ein winziges Stück des Verschweißens – oder wenigstens Verlötens – stattfand. Zumindest hatten wir beide die Bedeutung interkultureller Sensibilität verstanden.

Und schließlich handelt „Between Each Breath“ (2007) explizit davon, wie das sogenannte „Alte Europa“ auf das „Neue Europa“ des ehemaligen kommunistischen Blocks trifft: Ein glücklich verheirateter englischer Komponist mittleren Alters verliebt sich in eine estnische Studentin und ist sich der Konsequenzen nicht bewusst. Die Unterschiede haben in diesem Fall verhängnisvolle, ja sogar tragische Folgen – teils durch gegenseitiges Unverständnis verursacht, das unter dem schönen Schein wohlmeinender Toleranz versteckt wird (zugleich verlieh ich meiner satirischen Sicht auf die fetten, selbstzufriedenen Jahre unter der Regierung Tony Blairs Ausdruck).

Dieser Roman wurde in die estnische Sprache übersetzt. Die estnischen Leser wa-

Die tatsächlich übersetzten Bücher bestärken aufgrund der Notwendigkeit guter Verkaufszahlen die alten Klischees: skandinavische Schwermut, polnisches Trauma, französischer Sex.

ren offensichtlich von dem Gedanken fasziniert, ihr Land durch die Augen eines Ausländers zu sehen. Sie, die Bewohner einer kleinen und bescheidenen Nation, waren verblüfft, dass überhaupt jemand über sie schreiben wollte, und ich war im Gegenzug von ihrer Bescheidenheit überrascht, wenn man bedenkt, dass Estland eines der ältesten und stolzesten Mitglieder Europas ist, dem man historisch sehr mitgespielt hat. Auf diese Weise lernte ich sehr viel durch diesen Roman – weniger während des Schreibens selbst als durch die interkulturellen Nachwirkungen.

Niemand kann abstreiten, dass uns wahrscheinlich nur ein fragiler Konsens der EU von den alten Albträumen trennt, wenn man bedenkt, dass ihre Reißfestigkeit wohl nur aus der schieren Zahl und Komplexität der einzelnen Fäden resultiert, die in der Gemeinschaft zusammenlaufen.

Aber es sind auch genau jene alten Albträume, die uns als Europäer definieren: Teil unseres gemeinsamen Erbes, unserer Schuld. Europa kontrolliert seine Grenzen zwar nicht mehr im herkömmlichen Sinn auf Zölle und Abgaben, aber die Grenzen existieren nach wie vor. Für die Literatur können Sprachgrenzen schlicht unüberwindbar sein. Versuchen Sie einmal, in einem griechischen Buchladen zwischen den Büchern des Amerikaners Dan Brown und der Britin J. K. Rowling einen estnischen Roman zu finden oder umgekehrt. Eine Nation wird jedoch nicht nur dadurch definiert, wie sie sich selbst wahrnimmt, sondern auch dadurch, wie sie von außen wahrgenommen wird und wie sie andere sieht. Daher wäre mein Vorschlag für die wahrhaftige Rolle europäischer Literatur innerhalb Europas (ganz zu schweigen von ihrer Rolle außerhalb einer Europäischen Union) Unterschiede zu beleuchten statt Gleichmacherei zu fördern – während sie auf der tiefgründigsten Ebene zeigt, dass wir alle letztendlich

menschliche Wesen mit ähnlichen Neurosen, Wünschen und Sorgen sind.

Wenn auch die derzeitige politische und bürokratische Einheit für das tiefere Schriftstellerempfinden eines „europäischen Seins“ nicht relevant ist, könnte dasselbe einigende Gebilde mehr dafür tun, eine wahrhaft europäische Literatur zu unterstützen, ohne diese zu einem exklusiven Club zu machen. Ich traf kürzlich eine EU-Übersetzerin, die von sinnlosen, einschläfernden Einzelheiten endloser Vorträge, Memoranden und Berichten zur Verzweiflung getrieben wurde, für deren Übersetzung vom Englischen ins Französische sie bezahlt wurde: Wenn nur ein Bruchteil der ungeheuren Summen, die der EU zur Verfügung stehen, der Literatur in Form großzügiger Subventionen für Publikationen und Stipendien für Übersetzungen in akzeptabler Höhe zuteilwürde, anstatt immer neue Preise ins Leben zu rufen, die es bereits in Hülle und Fülle gibt, hätte jener estnische Roman eine größere Chance, in einem griechischen, slowakischen, belgischen (oder sogar einem britischen) Buchladen aufzutau-chen, und Unterschiedlichkeit würde als Teil eines gemeinsamen Abenteuers zelebriert.

Aus dem Englischen von Angelika Welt

Adam Thorpe, 1956 in Paris geboren, ist Dichter, Schriftsteller und Dramatiker. Er wuchs in Indien, Kamerun und England auf und lebt in Frankreich. Nach seinem Studienabschluss in Oxford 1979 gründete er ein Tourneetheater und tourte damit durch Dörfer und Schulen. Er gewann zahlreiche Preise und Auszeichnungen. Seine letzten Veröffentlichungen: die Kurzgeschichten „Is this the Way You Said“ (2006), die Gedichtsammlung „Birds with a Broken Wing“ (2007) sowie die Romane „The Standing Pool“ (2008) und „Hodd“ (2009).





Angstfreude am Untergang Bedruckte Seiten weichen zunehmend digitalen Medienformaten. Kleinere Verlage haben es schwer, sich gegen die großen Konzernverlage zu behaupten. Doch aus diesen Entwicklungen den baldigen Untergang des geschriebenen Kulturguts herauszulesen, ist voreilig. Der Autor hat Hoffnung.

Von Rüdiger Wischenbart



Welche Stellung nimmt das Kulturgut „Buch“ in unserer Gesellschaft heute noch ein? Wie bedeutend ist das Urheberrecht? Welche Rolle haben Verlage und Handel in der momentanen Entwicklung inne?

Fragen wie diese werden in der aktuellen Debatte um Trends und Entwicklungen der Buchkultur immer wieder Ausgangspunkt pessimistischer Thesen.

Es ist etwa die Rede von der Bedrohung der Kultur insgesamt durch Digitalisierung und Aushöhlung des Urheberrechts, von Homogenisierung und Verflachung des Angebots durch den übermächtigen Konkurrenzdruck von Bestsellern aus dem englischsprachigen Raum und von der Vormacht weniger angelsächsischer Konzerne.

In einer wahrhaften „Angstlust“, zu den

letzten überlebenden Zeugen einer untergehenden Buch- und Lesekultur zu zählen, wird nun seit gut einem Jahrzehnt das Ende einer Ära beklagt. Doch diese Szenarien werden meist ohne empirische Evidenz vorgetragen.

Gewiss, dass Buch- und Lesekultur inmitten gravierender Veränderungen stehen, ist nicht zu übersehen. Doch muss Veränderung nicht „Ende“ oder „Untergang“ bedeuten. An einigen Kennlinien soll deshalb im Folgenden versucht werden, den Status quo sowie sich abzeichnende Trends der Buchkultur auf der Basis von empirischen Evidenzen zu beschreiben.

„A book is a non-periodical printed publication of at least 49 pages, exclusive of the cover pages, published in the country and made available to the public“ lautet die Standarddefinition der UNESCO vom 19. November 1964. Nicht viel anders sieht es Meyers Großes Universallexikon in 15 Bänden: „Mehrere zu einem Ganzen zusammengeheftete bedruckte, beschriebene oder leere Blätter, die in einem Einband eingebunden sind.“ Diese Betrachtungsweise gilt weitgehend seit dem 19. Jahrhundert, ohne große Veränderungen. Im Wörterbuch der Brüder Grimm heißt es erst einmal „mehrere Blätter machen ein buch; ich habe mir ein buch geheftet, in das ich alle ausgaben eintrage; schreibe das zum gedechtnis in ein buch.“ Das Dictionnaire de la Langue Française

von Littré von 1869 definiert das Buch als eine „Assemblage d'un assez grand nombre de feuilles portant des signes destinés à être lus“, während ein Jahrhundert später der populäre Petit Robert in der Ausgabe von 1968 über das Buch sagt: „Reunion de plusieurs cahiers de pages manuscrites ou imprimées.“

Was die Definitionen hervorheben am Buch ist stets die Abgeschlossenheit des Werks wie auch, dass es einen bestimmten Mindestumfang haben müsse und dass es eine öffentliche Dimension habe („made available to the public“). Auch die Autorschaft schimmert mitunter, wenn auch nicht immer, durch.

Keine Erwähnung finden jedoch die besondere kulturelle Bedeutung des Buchs etwa als Medienformat, oder jene vielfältigen Instrumente, die in vielen europäischen Ländern zu seinem besonderen Schutz eingeführt wurden – ob dies nun rechtliche wie das Urheberrecht oder materielle wie der gebundene Ladenpreis sind. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Autoren dieser Definitionen – ob bei der UNESCO oder in den Redaktionen der Lexika – wohl durchweg Personen waren, denen die Argumentation über die Besonderheiten des Medienformates Buch geläufig war.

Wichtiger Wissenscontainer

Zudem könnten alle diese Definitionen ohne große Probleme auch als Beschreibungen digitaler Bücher (E-Books) taugen, weil sie eben nicht die Details des bisherigen Buchformats auf Papier als wesentliche Grundlage für ihre Definitionen benötigen. Sie sind, im Gegenteil, weitgehend medienneutral und für Innovationen offen.

Für Bücher, den vielleicht immer noch wichtigsten Wissenscontainer selbst in einer zunehmend digitalen Gegenwart, begann

die Globalisierung im heutigen Sinn vor gerade einmal einem Jahrzehnt. Im Frühjahr 1998 kündigte der deutsche Bertelsmann Konzern die Übernahme des größten US-amerikanischen Publikumsverlags, Random House, an. Die Vision des damaligen, heute längst geschassten Vorstandsvorsitzenden Thomas Middelhoff war es, die Aufführung der Oper Turandot in Weltklassebesetzung in Peking zu organisieren. Die Musik- wie auch die TV-Aufnahmen sollten über die konzerneigenen Musik- und Fernsehsparten global vermarktet und ein begleitender Prachtband sollte über die Konzernverlage in zahlreichen Sprachen vertrieben werden, während die Hochglanzmagazine des Imperiums darüber berichten. Der Plan ging jedoch nicht auf.

Die Verlagslandschaft ist in Deutschland, aber auch, mit einigen Abstrichen, in Frankreich immer noch durch und durch von mittelständigen Unternehmen getragen. Und selbst wenn man einen globalen Blick riskiert, wird rasch deutlich, dass weltweit die Buchindustrie europäisch dominiert wird. In den USA rivalisieren das in den vergangenen zehn Jahren nun tief in den Bertelsmann Konzern integrierte Random House und die zum französischen Lagardère Konzern gehörende Hachette Gruppe um die Spitzenposition. Beides sind übrigens von Eigentümerfamilien geführte Unternehmensgruppen. Ähnliches gilt für Mondadori, Bonnier und neuerdings Planeta, das sich anschickt, die französische Nummer zwei, Editis zu schlucken, so dass eine neue europäische Gruppe heranwächst, die schon jetzt ganz klar den internationalen spanischsprachigen Markt dominiert.

Ein Jahr vor dem Griff von Bertelsmann über den Atlantik gab es den vielleicht viel bemerkenswerteren globalen Siegeszug eines an sich unscheinbaren Romans, „The God

of Small Things“, der aus dem südindischen Kerala stammenden indischen Autorin Arundathi Roy. Innerhalb eines Jahres setzte sich das Buch, eine pralle Dorfgeschichte, auf Bestsellerlisten von Deutschland bis Argentinien. Hinter der weltweiten und vor allem auch im Zeitraffer abgelaufenen Erfolgsstory, die völlig neue Dimensionen einer globalen Literatur erschloss, standen, als Organisatoren und Plattformen, im Kern eine Londoner Agentur sowie das gut geölte Räderwerk des internationalen Rechtehandels mit seinen Börsenplätzen in Frankfurt und London.

Auch hier ist eine zwar hoch effiziente Maschinerie entstanden – die der Agenturen und Scouts –, doch nichts könnte unsinniger sein, als sich deshalb die globale Buchwirtschaft als zentralisierte, von wenigen Großakteuren und Konzernen getragene Fabrik zur kulturellen Vereinheitlichung vorzustellen.

Für das Jahr 2008 haben wir unlängst neun internationale Hauptmärkte auf der Basis von Top-10-Bestsellerlisten ausgewertet (USA, Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Spanien, Italien, Schweden, Niederlande sowie China) und herausgefunden, dass nur fünf Autoren in vier oder mehr Ländern ins Spitzensegment der Bestseller vorstoßen konnten (Khaled Hosseini, Stieg Larssen, Ken Follett und John Grisham).

Für die zwölf Monate zwischen April 2008 und März 2009 haben wir nach dem gleichen System die 40 erfolgreichsten beltristischen Autoren untersucht und dabei entdeckt, dass nur 13 von ihnen auf englisch schreiben, unter ihnen der gebürtige Afghane Khaled Hosseini, die Irin Cecelia Ahern sowie der indische Man-Booker-Preisträger Aravind Adiga. Die 27 anderen Autoren schrieben allerdings ausschließlich in den europäischen Hauptsprachen sowie brasi-

lianischem Portugiesisch (Paulo Coelho). Außereuropäische oder auch nur zentral- oder osteuropäische Sprachen kamen als Herkunftssprachen der Romane nicht vor.

Wenn man die Verlage näher betrachtet, die diese international erfolgreichen Autoren präsentierten, findet man zweierlei heraus: Dass die globalen Konzernverlage zwar ihre Schwergewichte wie etwa Ken Follett unter den Autoren haben, deren internationale Übersetzungsrechte dann auch recht systematisch entlang der Konzernfilialen weitergegeben werden, zunehmend öfter auch mit international synchronen Erscheinungsterminen.

Aber konzernunabhängige Verlage spielen unverzagt bei vielen der Spitzenautoren und ihren Werken die erste Geige. Dies galt zuletzt etwa für Khaled Hosseini, der in Großbritannien im Harry-Potter-Verlag Bloomsbury für gute Umsätze sorgte, oder Stieg Larssen, der in Südfrankreich bei Actes Sud verlegt wird. Ein weiteres Beispiel für die bedeutende Rolle der konzernunabhängigen Verlage ist auch der europäische Überraschungserfolg des Jahres 2008 schlechthin, der ebenso skurrile wie sperrige Roman „L'élégance du hérisson“ von Muriel Barbery bei Gallimard.

Überhaupt ist die Durchschlagskraft der Konzerne eine zwiespältige Angelegenheit. Natürlich hat das letzte Jahrzehnt enorme Umwälzungen gebracht, wie es etwa die Mitarbeiter in den konzernunabhängigen Verlagen, bei Hanser oder Suhrkamp in

Selbst wenn man einen globalen Blick riskiert, wird rasch deutlich, dass weltweit die Buchindustrie europäisch dominiert wird.

Deutschland, bei Gallimard oder Actes Sud in Frankreich oder gar deren Kollegen in kleineren Märkten, in Dänemark oder Slowenien, Schweden oder Österreich, gewürzt mit zahllosen Anekdoten oder ausgereiften Fallgeschichten darzulegen vermögen.

Die Risiken, die kleinere bis mittelgroße Verlage mit ihren Titelentscheidungen eingehen müssen, sind aufgrund der immer höheren Vorauszahlungen sowie komplexer Veränderungen am Markt enorm angestiegen.

Ausgereifte Fallgeschichten

Die wenigen wirklichen Spitzentitel – und deren Autoren – entscheiden mit ihrer Performance beim Lesepublikum und bei den Medien fast durchgängig und Saison für Saison wieder über Erfolg und Misserfolg, Gedeih oder Verderben ganzer Verlagsunternehmen. Das solide Mittelfeld ist indessen zusehends vom Einsturz bedroht. Die durchschnittlichen Verkaufsauflagen, die vor nicht allzu langer Zeit 10 000 oder 15 000 Exemplare für einen soliden Erstlingsroman betrug, sind im Durchschnitt drastisch zurückgegangen, auf 3000 oder 5000, und dies bei ständig wachsender Zahl der Neuerscheinungen und der Remissionen, also der nach ein paar Monaten vom Buchhandel retournierten, weil nicht rasch genug abgesetzten Bücher. Die Konzernverlage arbeiten hier mit Masse und Volumen, haben eine stärkere Position im zunehmend konzentrierten Handel, oft auch mit besseren Rabattkonditionen und prominenterer Platzierung im Laden.

Aber im Grunde sind die Riesen viel kleiner als ihr Ruf. Für eine nähere Betrachtung ist es sinnvoll, sich für Deutschland die zwölf größten Verlagsgruppen eingehender anzusehen. Gemeinsam machen sie einen Um-

satz von rund 3,1 Milliarden Euro (2008). Welchem Anteil am deutschen Gesamtmarkt von rund 9,5 Milliarden Euro dies entspricht, lässt sich nur sehr grob schätzen, denn einzuberechnen sind die Rabatte, die die Verlage dem Handel einräumen, bei Büchern zumeist um die 50 Prozent. Doch bei Wissenschaft, Bildung und Fachinformation gibt es völlig andere, uneinheitliche Verteilungsschlüssel, sie machen rund die Hälfte des Umsatzes der zwölf größten Verlagsunternehmen aus.

Nur fünf der Top-12-Verlage sind primär im Bereich des allgemeinen Buchs auf dem Markt aktiv (also in Belletristik, Sachbuch, Kinderbuch, Reiseliteratur etc.): Random House, die Verlage der Holtzbrinckgruppe, Weltbild, MairDumont und schließlich die Verlage der Bonniergruppe. Insgesamt machen die Top-Verlagskonzerne in den genannten Bereichen (auf Englisch unter dem Begriff „Trade“ versammelt) im gesamten deutschen Sprachraum gerade einmal eine Milliarde Euro Umsatz pro Jahr. Eine die Kleinteiligkeit und die Vielfalt der Kulturen homogenisierende Industriemaschinerie sieht jedenfalls anders aus.

Das klassische Bild für die Vielfalt der Bücher ist jenes der Bibliothek, mit ihrer geradezu unüberschaubaren Zahl von einzelnen Bänden. Jeder für sich scheint ein abgeschlossenes Ganzes zu sein und doch sind alle verknüpft durch die systematische Ordnung der Katalogisierung der Bestände wie auch, weniger offensichtlich, durch die unsichtbaren Verbindungen zwischen den Büchern über das fein gesponnene Wissensnetzwerk, das die Benutzer der Bibliothek, die Lesenden, knüpfen.

Das Bild von der Bibliothek steht aber auch für den geschlossenen, hoch spezialisierten Raum der Bücher – und der beginnt sich tatsächlich vor unseren Augen aufzu-

lösen. Es ist aber etwas simpel im Ansatz, wie es zuletzt etwa die Initiatoren des so genannten „Heidelberger Appells“ getan haben, auszurufen: „Unsere Kultur ist in Gefahr“.

Die Digitalisierung nicht nur einzelner Titel, sondern, viel stärker noch, des gesamten Gesteigungs-, Verbreitungs- und Verwertungszusammenhangs rund ums Buch ist gewiss eine Kraft der Umgestaltung von enormer Wucht. Aber ob dies die Autoren der absehbaren Zukunft davon abhalten wird, ihren nächsten Roman, Essay oder Gedichtband zu schaffen, ist zumindest zweifelhaft.

Was sich bereits heute aufgelöst hat, unwiederbringlich, ist der einheitliche Raum des Buchs als Medienformat für die Aufbereitung und Übermittlung komplexer Wissensbestände.

Unter den weltweit größten Verlagskonzernen haben sich im vergangenen Jahrzehnt, und mit besonderer Dynamik seit etwa fünf Jahren, drei Segmente gegeneinander ausdifferenziert: Fachinformation (wozu auch weite Teile der wissenschaftlichen Publikationen zu zählen sind), Bildung (was nicht nur Lehrunterlagen, sondern vor allem auch standardisierte Testverfahren umfasst), sowie schließlich „Trade“, also das, was wir traditionell mit Buchverlagen verbinden.

Umstrukturierungen, Verschiebungen großer Unternehmenseinheiten, die insbesondere im Bildungsbereich aus gewachsenen Verlagskonzernen ausgegliedert wurden, sowie der – häufig wenig glückhafte – Einstieg von Private Equity Funds insbesondere bei der als lukrativ geltenden Fachinformation haben innerhalb weniger Jahre zu einem Komplettumbau weiter Teile der internationalen Verlagsindustrie geführt.

In zwei der drei Bereiche – bei Fachinformation und Bildung – ist außerdem schon

heute die digital integrierte Verwertungskette die Regel, und nicht mehr die Nische. Konzerne wie Thomson werben bei Investoren damit, mehr als 80 Prozent ihrer Umsätze und Erlöse aus digitalen Produkten zu erwirtschaften. Mit dem Wechsel vom Buch zum digitalen Produkt geht zumeist auch eine ebenso fundamentale Veränderung im Geschäftsmodell einher, wenn nämlich statt des einzelnen Titels oder einzelner Reihen möglichst Abonnementmodelle durchgesetzt werden, weil diese wesentlich stetigere und somit besser berechenbare Einnahmen versprechen.

Schreiben ohne Honorar

Diese Entwicklung erreicht den viel konservativeren wie auch stärker fragmentierten Bereich des „Trade“ erst allmählich. Die Verlage haben sich auf vielfältige Weise gegen rasche Veränderungen gestemmt. Aber der Druck wächst. Denn einerseits veränderten sich die Gewohnheiten des Lesepublikums, das verschiedene „Screens“ – vom Computer bis zum Mobiltelefon – in immer mehr Bereichen des Alltags als die natürliche Schnittstelle im Umgang mit Information, Unterhaltung und kulturellem Austausch nutzt. Zum anderen steigt der Kostendruck, und die aktuelle Wirtschaftskrise wird absehbar, wie so manche Krise in der Vergangenheit, zu einem machtvollen Generator von Veränderung und Umbrüchen werden.

Dass die Digitalisierung die Vielfalt der Veröffentlichungen beeinträchtigen wird, ist jedoch keine zwangsläufige Folge aus diesen Entwicklungen. Vielmehr sind es Anpassungen im traditionellen Buchhandel, die hier bereits jetzt erhebliche Verschiebungen bewirken. Zwei Basistrends verstärken sich hier wechselseitig: Zum einen öffnet sich die Schere zwischen der jährlich weiter anwach-

senden Zahl von Neuerscheinungen und den sinkenden durchschnittlichen Verkaufsauflagen immer weiter. Zum anderen bilden Vertriebswege und Rabatentwicklungen für Titel und Verlage mit geringer Marktmacht – und diese sind die Hauptträger der Vielfalt – immer höhere Schwellen für den Marktzugang.

Literarische Übersetzungen aus weniger präsenten Sprachen, kulturelle und geisteswissenschaftliche Aufsätze und Dokumentationen, lokale Bildungstitel und Kinderbücher, künstlerische Arbeiten jenseits des Mainstream werden schon jetzt, selbst in professionellen Verlagen, zunehmend abseits der Kriterien einer marktwirtschaftlich orientierten Kulturproduktion publiziert. Stattdessen gestehen viele hoch angesehene Verlage längst freimütig ein, bestimmte Übersetzungen von wenig gängiger Literatur nur noch ins Programm zu nehmen, wenn zumindest die Übersetzungskosten durch Fördermittel gedeckt sind.

Mit wenigen Ausnahmen schreiben und publizieren Autoren in den Geisteswissenschaften ohne Autorenhonorar. In weiten Wissensbereichen wird sogar darüber hinaus von den Autoren erwartet, dass sie selbst, neben dem Verzicht aufs Honorar, Mittel für Herstellung und Verbreitung ihrer Werke herbeischaffen. Die Rentabilität für die Autoren stellt sich da meist erst auf Umwegen, durch Reputationszugewinn, Profilierung und Selbstvermarktung ein. Die Buchkultur

Mit Angstappellen wird hier nur ein verrückter Popanz aufgebaut, der weder für Autoren noch für deren Verlage eine Perspektive eröffnet.

hat sich schon heute in diesen Bereichen der Musikproduktion angenähert, wo die Veröffentlichung eines Tonträgers ebenfalls für viele Musiker ein Promotions-, und nicht primär ein Einkommensträger ist.

Was sich demgegenüber jedoch wenig verändert, ist die Tatsache, dass Bücher verfasst und zur Veröffentlichung gebracht werden, in sowohl inhaltlicher Vielfalt wie auch, durch die digitalen Optionen wesentlich erweitert, in unterschiedlichsten Medienformaten. Das Buch als „das universellste und gebräuchlichste Format für den Austausch von Ideen und von komplexem Wissen“ scheint auch in Zukunft unverzichtbar und effizient.

Was sich abzeichnet, ist indessen eine weitere Fragmentierung des einstmals geschlossenen Raums der Bibliothek. Nach der Abgrenzung der herkömmlichen Bücher gegenüber den schon jetzt digital integrierten Spezialwissensbeständen deutet vieles darauf hin, dass sich nun als nächstes unter der weiten Klammer des traditionellen Buchs kommerziell verwertbare Segmente von den kulturell zwar überaus wichtigen, jedoch zunehmend in nicht auf Profit und auf Autoreneinkommen ausgerichteten Modellen abgrenzen.

Die Erschließung dieser – inhaltlichen wie medialen – Vielfalt ist der vielleicht wichtigste Schlüssel für die künftige Nutzbarmachung der Bücher unter solch komplexen wie unübersichtlichen Verhältnissen. Deshalb ist die öffentliche Kontroverse rund um das Katalogisierungsmonopol von Google und um eine rechtliche Absicherung über Zugänge und Verfügungsgewalt über die Vielfalt der Inhalte gewiss der richtige Streit zum richtigen Zeitpunkt. Aber Google einfach als alle Freiheit von Buch und Kultur verschlingenden Moloch zu stilisieren, ist Unsinn, so lange es nicht alternative Mo-

delle gibt, in einer digitalen und fragmentierten Welt der unterschiedlichsten Bücher Zugang und Überblick, Ordnung und Verbreitung zu organisieren. Mit Angststapellen wird hier nur ein verrückter Popanz aufgebaut, der weder für Autoren noch für deren Verlage eine Perspektive eröffnet.

Zugleich wird auch zunehmend klar, dass eine bestehende und universelle Regulierung, die allein die Autorenschaft zur Grundlage nimmt, zu kurz greift. Nicht die Aushöhlung des Urheberrechts, nicht Piraterie, Monopolbildungen oder umgekehrt eine räuberische Freibier-Mentalität erweisen sich bei den aktuellen Entwicklungen als die treibenden Kräfte, sondern ein komplizierter Mix aus neuen Produktions- und Vertriebsmöglichkeiten, veränderten kulturellen Gewohnheiten und Ungleichgewichten zwischen kommerziell überaus erfolgreichen Autoren und Werken gegenüber solchen, die Erfolg im Umweg über andere Anreize und Anerkennungen suchen.

Aus dem einen geschlossenen Raum der Bibliothek ist ein nach vielen Seiten offenes, oft auch unübersichtliches Gelände entstanden, in dem die alten geschlossenen Gebäude wichtige, jedoch bald nicht mehr die allein bestimmenden Orientierungsmarken sein werden. Die Vielfalt des Buchs spiegelt sich in einer Vielfalt der Lesenden und ihren unterschiedlichen Nutzungsweisen. Geht man darüber zurück auf die schlanken Definitionen des Buchs, befreit es vom Ballast der Überhöhung und symbolischen Überladenheit, dann kommt rasch wieder seine erprobte Zweckmäßigkeit zum Vorschein, und damit die Kontur für eine gute Zukunft.

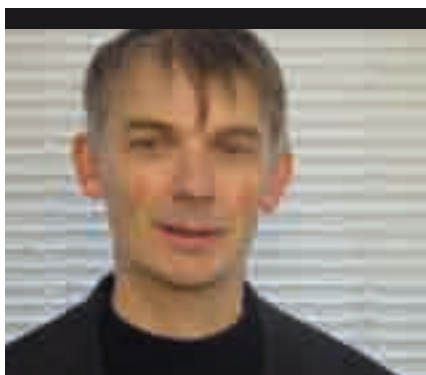
Rüdiger Wischenbart, geboren 1956 in Graz, arbeitet als Berater und Inhaber von Content and Consulting in Wien mit den Tätigkeitsschwerpunkten internationale Kultur, Medien und Buch. Er erstellt das jährlich aktualisierte „Global Ranking of the Publishing Industry“, untersucht internationale Bestseller für ein Netzwerk aus Fachmagazinen und berät internationale Buchmessen. Zuletzt veröffentlichte er den „Diversity Report 2008“ über Trends und Entwicklungen bei Übersetzungen in Europa. Mehr unter www.wischenbart.com sowie auf seinem Blog www.booklab.info

Mambo

A large, bold, yellow graphic element that resembles a stylized, abstract letter 'Z' or a series of connected zig-zag lines. It is positioned diagonally across the lower half of the page, starting from the middle left and extending towards the bottom right.

@abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890

Lesefrust und Leselust Griff vor acht Jahren noch jeder dritte Deutsche regelmäßig zum Buch, ist es heute nur noch jeder Vierte. 2005 ergab eine britische Studie, dass 27 Prozent aller Briten überhaupt nie ein Buch und weitere 7 Prozent nur dann ein Buch lesen, wenn sie im Urlaub sind. Wie verändern sich die Lesegewohnheiten in Europa? *Von Angus Phillips*



Für den Apple-Gründer Steve Jobs ist die Sache eindeutig. Zum Thema Buch sagt er: „Es ist eine Tatsache, dass die Menschen keine Bücher mehr lesen“. Trifft das zu? Unterscheiden sich die Lesegewohnheiten der einzelnen Länder und Regionen Europas? Wenn ja, wie lassen sich diese erklären? Verändert sich auch unser Lesestoff?

Die Statistiken sprechen eine klare Sprache: Es werden immer weniger Bücher gelesen. Dies überrascht wenig angesichts der Konkurrenz, der das Buch seitens anderer Medien vom Fernsehen über Computerspiele bis hin zum Internet ausgesetzt ist.

Doch auch der Stellenwert des Buches in der Gesellschaft hat sich verändert. Viele Menschen entspannen sich bei Film und Fernsehen. Das Internet ist mittlerweile zur

bevorzugten Quelle der Information geworden. Die heutige Alltagshektik verwehrt vielen die Ruhepause, die man braucht, um ein Buch in die Hand zu nehmen und mit Genuss zu lesen.

Für Henry Perowne, den erfolgreichen Neurochirurgen in dem Roman „Saturday“ des britischen Autors Ian McEwan ist das Lesen von Erzählliteratur harte Arbeit: „Nicht nur irgendwelche Besorgungen, familiäre Verpflichtungen und der Sport beanspruchen seine Freizeit, er wird auch von jener Unrast getrieben, die so typischerweise auf diesen wöchentlichen Inseln der Sorglosigkeit aufkommt. Er hat keine Lust, seine freien Tage im Liegen oder auch nur im Sitzen zu verbringen. (...) Auch liegt ihm nicht viel daran, Bücher zu Ende zu lesen. Nur bei der Arbeit ist er zielstrebig, in der Freizeit ist er ungeduldig. Es überrascht ihn, wenn er hört, was manche Leute am Feierabend schaffen, wie sie vier, fünf Stunden am Tag damit zubringen, den landesweiten Durchschnitt im Fernsehen zu heben.“ (McEwan, 2005, S. 93)

So manche Untersuchung über die Lesegewohnheit in einzelnen Ländern ist wirklich alarmierend. 2005 ergab eine britische Studie, dass 27 Prozent aller Briten überhaupt nie ein Buch und weitere 7 Prozent nur dann ein Buch lesen, wenn sie im Urlaub sind (BML, 2005). Nach einer Untersuchung von 2008 lesen 25 Prozent der

Deutschen keine Bücher. (Stiftung Lesen, 2008). Die Entwicklung in Deutschland geht dahin, dass pro Jahr weniger Bücher gelesen werden: Die Zahl derer, die ein bis fünf Bücher pro Jahr lesen, nimmt zu (44 Prozent gegenüber 38 Prozent im Jahr 2000), während die Zahl derjenigen, die 11 oder mehr Bücher im Jahr lesen, abnimmt (28 Prozent im Vergleich zu den 34 Prozent des Jahres 2000).

Statistiken über Lesegewohnheiten ist mit einer gewissen Vorsicht zu begegnen. So ergeben allgemeine Fragen zum Lesen nicht unbedingt ein vollständiges Bild. In den Niederlanden wurde bei zwei Umfragen in den Jahren 1975 und 2000 festgestellt, dass in diesen beiden Jahren jeweils gleich viele Menschen im Vormonat der Umfrage zum eigenen Vergnügen Bücher gelesen hatten. Eine Tagebuchstudie hingegen ergab, dass im gleichen Zeitraum der prozentuale Anteil derer, die innerhalb einer Woche mindestens eine Viertelstunde lesen, von 49 auf 31 Prozent zurückging (Knulst und van den Broeck, 2003).

Eine internationale Zeitverwendungsstudie, in der Daten aus fünf Ländern miteinander verglichen wurden (Southern et al., 2007), hat bestätigt, dass in den Niederlanden tatsächlich immer weniger Zeit mit Lesen verbracht wird, dass aber die Lesebeteiligung nach wie vor hoch ist (90 Prozent).

Die Studie erfasste sämtliche Druckerzeugnisse – also nicht nur Bücher, sondern auch Zeitungen und Zeitschriften – und ging von der Voraussetzung aus, dass es sich beim Lesen um die jeweils primäre (also nicht der Arbeit oder Bildung dienende) Tä-

tigkeit handeln musste. Sowohl in Frankreich als auch in Großbritannien fielen die Ergebnisse anders aus als in den Niederlanden. In diesen beiden Ländern war bei Berücksichtigung aller Druckerzeugnisse eine Zunahme der mit Lesen verbrachten Zeit zu verzeichnen, und auch die Zahl der Buchleser hatte zugenommen. Insgesamt allerdings war die Lesebeteiligung, wenn alle Formen des Lesens berücksichtigt wurden, ebenso wie in den Niederlanden zurückgegangen: In Frankreich von 44 Prozent (1975) auf 35 Prozent (1998) und in Großbritannien von 66 Prozent (1975) auf 58 Prozent (2000). Wo gezielt nach dem Lesen von Büchern gefragt wurde, kam die Studie zu dem Ergebnis, dass je nach Bildungsstand und Geschlecht (Frauen lasen mehr als Männer) unterschiedlich viel Zeit mit Lesen verbracht wird. In Frankreich etwa wird in Single-Haushalten mehr als in anderen Haushalten gelesen, und wer kleine Kinder hat, liest dort weniger.

Nationale Unterschiede

Der Anteil denjenigen, die Bücher lesen, ist in Europa je nach Land und Region unterschiedlich hoch. Bei einer Untersuchung der Buchlektüre, die nicht Arbeits- oder Studienzwecken dient (Skaliotis, 2002), ergab sich im Jahr 2001 für die EU ein Gesamtdurchschnitt von 45 Prozent – wobei die höchsten Prozentzahlen in Schweden (72 Prozent), Finnland (66 Prozent) und Großbritannien (63 Prozent) festzustellen waren. Die niedrigsten Durchschnittswerte hingegen waren in Portugal (15 Prozent) und Belgien (23 Prozent) zu verzeichnen.

In fünf der damals fünfzehn Mitgliedstaaten lasen 50 oder mehr Prozent der Bevölkerung überhaupt keine Bücher – weder für Arbeit oder Studium noch zum Vergnü-

Das Lesen von Erzählliteratur
ist harte Arbeit.

gen. Die jüngste Eurobarometer-Umfrage (2007) bietet keine direkte Vergleichsmöglichkeit, da darin verschiedenartige Fragen gestellt wurden, die alle Formen des Bücherlesens umfassten. Der prozentuale Anteil an Menschen, die in den zwölf der Umfrage vorausgehenden Monaten mehr als fünf Bücher gelesen hatten, war in Schweden (60 Prozent), Dänemark (56 Prozent) und Großbritannien (56 Prozent) am höchsten. Aus der Umfrage ging auch hervor, wie viele Menschen im Jahr vor der Umfrage gar keine Bücher gelesen hatten: Die höchsten Durchschnittswerte waren in Malta (54 Prozent), Portugal (49 Prozent) und auf Zypern (43 Prozent) festzustellen (Eurobarometer, 2007).

Dass die Lesegewohnheiten in Europa unterschiedlich sind, hat verschiedenste Gründe wie Lesekultur, Verfügbarkeit von Büchern, Büchereibestand und Bildungsmöglichkeiten, Bildungsniveau, Urbanisierungsgrad und Volkseinkommen. Es bestehen klare Unterschiede zwischen Nord- und Südeuropa, wobei in den Mittelmeerländern weniger gelesen wird. Wie lassen sich diese Unterschiede erklären?

„Wie die Menschen ihren Tagesablauf und ihre Zeit strukturieren, ist von Land zu Land ähnlich, auch wenn manche Unterschiede festzustellen sind. In den Mittelmeerländern und insbesondere in Frankreich sind die Mittagspausen länger und die Mußestunden somit in der Summe kürzer als anderswo. Die Finnen verfügen über eine Stunde mehr Freizeit als die Franzosen und Italiener.“ (Eurostat Pocketbook, S. 149)

Dass in Griechenland relativ wenig Bücher und Zeitungen gelesen werden, hat verschiedene Gründe: mediterranes Klima, ein verhältnismäßig spät erfolgter Bildungsaufschwung und ein unterentwickeltes Bibliothekswesen (Banou und Phillips, 2008).

Nord- und Südeuropa unterscheiden sich hinsichtlich des Bildungsniveaus ihrer Bevölkerungen und offensichtlich besteht zwischen Buchlektüre und Bildungsstand ein enger Zusammenhang.

Welche anderen Möglichkeiten gibt es, das Lesen zu messen? Eine Messgröße ist der Buchabsatz, der sich für jedes Land anhand der pro Kopf verkauften Bücher ermitteln lässt. Dabei sind allerdings auch andere Faktoren wie Bibliotheksnutzung, Second-Hand-Käufe und das Weiterreichen von Büchern (im Freundes- und Familienkreis) zu berücksichtigen.

Mit zunehmendem Alter, Einkommen und längerer Bildungsdauer nimmt auch der Bücherkauf zu. Sinkende Buchpreise und die breitere Verfügbarkeit von Taschenbüchern sind mitverantwortlich für höhere Verkaufszahlen. Aber ist vor dem Hintergrund, dass bei vielen von uns eine ganze Reihe ungelesener Bücher im Regal steht, der Buchkauf ein geeigneter Gradmesser? Die in Großbritannien so weit verbreiteten 3-für-2-Angebote dürften dazu führen, dass die Anzahl ungelesener oder in Charity-Shops angebotener Bücher noch weiter steigt.

Das Kaufverhalten für Bücher fällt je nach Buchpreisgestaltung und Verfügbarkeit verschieden aus. Die Marktdurchdringung mit Buchhandlungen ist von Land zu Land unterschiedlich, und in manchen gibt

Die Lesegewohnheiten in Europa hängen von Lesekultur, Verfügbarkeit von Büchern, Büchereibestand und Bildungsmöglichkeiten, Bildungsniveau, Urbanisierungsgrad und Volkseinkommen ab.

es größere Sortimente preiswerter Taschenbücher. Einige Staaten wie Deutschland und Frankreich halten an der Buchpreisbindung fest, während andere, insbesondere Großbritannien, einen erbitterten Discount-Preiskampf zulassen. Dort sind verbilligte Bücher nicht nur in Buchhandlungen, sondern auch in Supermärkten und im Internet erhältlich.

Ein hoher Anteil an Lesern von Büchern ist indes in Skandinavien festzustellen. In Finnland werden pro Kopf ausgesprochen viele Neuerscheinungen veröffentlicht und Bücher verkauft. Die Schulkinder in Finnland sind für ihre Leseleistung bekannt. Beim PISA-Lesertest im Jahr 2000 belegte Finnland den ersten Platz. (OECD, 2002). Auch die Entleihzahlen der finnischen Bibliotheken sind hoch: „Die Finnen sind die eifrigsten Bibliotheksnutzer Europas. 2004 wurden 109,8 Millionen Medien ausgeliehen, davon 79,5 Millionen Bücher. Dies ergibt 30 Bücher pro Entleiher bzw. 15 Bücher für jede einzelne Person in Finnland.“ (Stockmann et al., 2005, S. 35)

Finnische Bücherwürmer

Dem finnischen Zentralamt für Unterrichtswesen zufolge sind für die ausgeprägten Lesegehnheiten im Land verschiedene Faktoren verantwortlich. Dazu gehören die hohe Wertschätzung, die das Lesen in der finnischen Kultur genießt (man abonniert Zeitungen, Eltern lesen ihren Kindern vor), das dichte Netz öffentlicher Bibliotheken, der gesellschaftliche Status der Mütter als Vorbilder für Mädchen (Frauen lesen mehr als Männer), die zahlreichen ausländischen Filme im Fernsehen, die nicht synchronisiert, sondern mit finnischen Untertiteln gesendet werden (die Kinder lesen also, wenn sie fernsehen), sowie das Internetsurfen und der Austausch per SMS, durch die Lesen und

Schreiben verstärkt zur Freizeitgewohnheit junger Menschen avancieren (auch wenn dadurch weniger Bücher gelesen werden) (FNBE, 2009). Für den gegenwärtigen Aufgangswund der Zeitungen in vielen Ländern wird oftmals die zunehmende Nutzung des Internets verantwortlich gemacht. Bei einer EU-weiten Umfrage im Jahr 2007 gaben 35 Prozent aller Befragten an, dass sie online auf Nachrichten und Zeitschriftenartikel zugreifen – 49 Prozent hatten einen Internetzugang zu Hause (Eurostat Pocket Book, 2007, S. 142 und 144).

Zahlen aus Großbritannien deuten daraufhin, dass die Nutzung des Internets sich auch auf andere Medien, darunter Bücher, auswirkt. Eine Untersuchung aus dem Jahr 2007 hat gezeigt, dass rund 26 Prozent der Internetnutzer nach eigener Aussage weniger fernsehen und 17 Prozent weniger Zeit mit dem Lesen von Büchern verbringen (Dutton and Helsper, 2007, S. 65). Auch wenn das Bücherlesen abnimmt, muss man dennoch vorsichtig sein mit der Aussage, das Lesen ginge zurück. Die Zeit, die wir online verbringen, wird zum Teil auf das Lesen von Zeitungen, Blogs und anderen Texten verwendet. Mit der Frage, wie sich dies auf unser Gehirn auswirkt, beschäftigt sich der bekannte amerikanische Autor und Technologiekritiker Nicholas Carr in seinem Artikel „Is Google making us stupid?“ Carr zitiert darin einen Internetnutzer:

„Sein Denken ... wird zu einem ‚Staccato‘-Denken, das genau die Art und Weise widerspiegelt, wie er aus vielen Online-Quellen kurze Textpassagen abscannt. ‚Krieg und Frieden kann ich nicht mehr lesen‘, gab er zu. ‚Ich bin dazu nicht mehr in der Lage. Schon ein Blog-Eintrag mit mehr als drei oder vier Absätzen übersteigt mein Aufnahmevermögen. So etwas überfliege ich nur.“ (Carr, 2008)

Gibt es in Europa gemeinsame Stoffe und Lesethemen? Manifestiert sich in dem, was wir lesen, und in den von uns gelesenen Büchern ein uns allen gemeinsamer Geschmack? Eine der Entwicklungen der letzten Zeit ist der steigende Verkauf und Konsum englischsprachiger Bücher außerhalb Großbritanniens. Bücher auf Englisch zu lesen, ist cool – und eine Notwendigkeit, wenn nämlich die Übersetzungen des einen oder anderen Bestsellers erst mit mehrmonatiger Verspätung auf den Markt kommen. Dadurch geraten Verlage inzwischen unter Druck, ihre Übersetzungen schneller herauszubringen.

Über ihr eigenes Land Schweden schreibt Literaturwissenschaftlerin Ann Steiner: „Englischsprachige Bücher werden mehr als früher in der Originalsprache gelesen. Übersetzungen aus dem Englischen können im Vergleich zu vor zehn Jahren kaum ihre Stellung behaupten. Schwedische Verlage sind angesichts der Verkaufszahlen originalsprachlicher Bücher besorgt. Dass in Schweden bis September 2005 bereits 115 000 Exemplare der englischen Fassung von ‚Harry Potter und der Halbblutprinz‘ (2005) verkauft wurden, wird für künftige Übersetzungen englischer Bücher nicht folgenlos bleiben.“ (Steiner, 2006, S. 140)

In Osteuropa sind im Zuge der Öffnung der Buchmärkte die Zahl der veröffentlichten Titel und der Umsatz mit ausländischer Literatur gestiegen. In Estland beispielsweise wurde Russisch als die wichtigste übersetzte Sprache vom Englischen abgelöst, auf das mittlerweile die Hälfte aller Übersetzungen und die Mehrheit der übersetzten belletristischen Titel entfallen (Järve, 2002).

Insgesamt bleiben einige wohlthuende Unterschiede zwischen den Bestsellerlisten der einzelnen europäischen Länder bestehen. Die geschmacklichen Vorlieben in den

einzelnen Ländern unterscheiden sich nach Autoren, Genres und sogar noch nach der Erscheinungsform des Buches (Größe, Bindung und Herstellungswert).

Im Februar 2009 wiesen die Bestsellerlisten indes manche Gemeinsamkeit auf – etwa die Erfolge der amerikanischen Jugendbuchautorin Stephenie Meyer in Deutschland, Spanien und Großbritannien, oder des schwedischen Kriminalschriftstellers Stieg Larsson in Frankreich und Spanien – doch insgesamt war dort eine große Bandbreite an Autoren vertreten (Wischenbart, 2009). Eine Analyse der Bestsellerlisten in Europa, die 2008 von den Buchexperten Rüdiger Wischenbart und Miha Kovač durchgeführt wurde, förderte eine vielfältige Lesekultur zutage, die von den Autoren der Analyse als „überwältigende, von einer wohl unvergleichlichen inneren kulturellen Vielfalt zeugende Landschaft“ beschrieben wurde (Wischenbart und Kovač, 2009). Der Erfolg schwedischer Krimiautoren wie Larsson war einer Zunahme der Übersetzungen aus dem Schwedischen in andere Sprachen förderlich.

Angesichts der Zeitknappheit vieler Menschen, der Dominanz anderer Medien, und der vielen inzwischen online verfügbaren Inhalte überrascht es wenig, dass in Europa immer weniger Bücher gelesen werden.

Doch wie soll man hierauf reagieren? Ist es überhaupt von Bedeutung? Ja, und zwar aus verschiedenen Gründen, etwa wegen des Zusammenhangs zwischen dem Leseverhalten und dem Bildungsstand eines Landes. Die staatliche Stiftung der USA zur Förderung von Kunst und Kultur, das National

In Estland wurde Russisch als die wichtigste übersetzte Sprache vom Englischen abgelöst.

Endowment of Arts, hat nachgewiesen, dass lesende Menschen bestimmte Verhaltensweisen eher an den Tag legen als Nichtleser: „Wer Literatur liest, beteiligt sich mit größerer Wahrscheinlichkeit an kulturellen, sportlichen und ehrenamtlichen Aktivitäten als Nichtleser. So besucht etwa ein Literaturleser mit dreimal höherer Wahrscheinlichkeit eine Theateraufführung und mit beinahe dreimal höherer Wahrscheinlichkeit ein Kunstmuseum, übernimmt zweieinhalbmal häufiger eine ehrenamtliche oder wohlthätige Arbeit und nimmt mit anderthalbmal höherer Wahrscheinlichkeit an Sportaktivitäten teil.“ (NEA, 2004)

Eine Stadt liest ein Buch

Wer das Lesen literarischer Bücher fördern will, kann vom finnischen Beispiel lernen: Dass es darauf ankommt die Lesekultur insgesamt zu stärken. Die Einstellungen müssen sich sowohl familienintern als auch in der Gesellschaft zugunsten des Lesens verändern. In dem Roman „Der Schatten des Windes“ des spanischen Bestsellerautors Carlos Ruiz Zafón sagt ein Besucher im Buchladen des Helden Daniel in Barcelona seine Meinung: „Was ich immer sage. Lesen ist für Leute, die viel Zeit und nichts zu tun haben. Wie die Frauen. Wer zu tun hat, hat keine Zeit für Märchen. Im Leben gilt es hart zu schuften.“ (Zafón, 2003, S. 156)

Initiativen zur Förderung des Lesens unter Einbindung von Schulen, Bibliotheken und anderen Institutionen stehen in vielen Ländern weiterhin auf der Agenda. Neben Buchmessen und Literaturfestivals werden Aktionen wie der UNESCO-„Welttag des Buches“ und so genannte „City Reads“ abgehalten: Eine ganze Stadt liest das gleiche Buch. Stipendien, Literatur- und Übersetzerpreise fördern den Schriftstellerberuf

und die gegenseitige Befruchtung von Literaturen verschiedener Länder.

2007 hat die Tschechische Republik eine vom früheren Staatspräsidenten Václav Havel unterstützte Initiative gestartet, die Eltern ermuntern soll, ihren Kindern zwanzig Minuten pro Tag etwas vorzulesen (Johnston, 2007).

Über die „Lesekultur in Deutschland“ schreibt der Frankfurter Journalist Eugen Emmerling: „Woher kommt dann dieser Widerspruch zwischen realer Lesedichte in Deutschland und dem von vielen ‚gefühlten‘ Rückgang der Lesekultur? Wahrscheinlich daher, dass die empirischen Daten ein anderes Lesen als ausschließlich das doch vor allem von ästhetischem Interesse geleitete ‚literarische Lesen‘ beschreiben. Es ist richtig – Lesen in der Freizeit verliert auch in Deutschland weitgehend sein aus der bildungsbürgerlichen Tradition hergeleitetes Sozialprestige. Dagegen gewinnt operationales Lesen an Bedeutung, also Lesen als zielgerichteter Wissenserwerb für die Orientierung in einer immer schneller sich ändernden Welt.“ (Emmerling, 2006)

Es wäre zu begrüßen, wenn neben einfacheren Textformen auch Werke der hohen Literatur gelesen würden. Mancher möchte mit dem Lesen von Erzählliteratur das menschliche Dasein verstehen oder einfach in eine andere Welt verschwinden; andere möchten Nachrichten im Internet lesen oder Blogs durchstöbern; wieder andere greifen zu Sachbüchern, und die jüngste Finanzkrise hat bei vielen das Interesse an Büchern über Wirtschaftsthemen genährt.

2007 haben EU-weit 71 Prozent der Befragten in den 12 Monaten zuvor mindestens ein Buch und 37 Prozent mindestens fünf Bücher gelesen – nur 28 Prozent hatten noch mehr gelesen (Eurobarometer, 2007). Wie sorgen wir dafür, dass jede neue Generati-

on Lesen cool findet? Manche meinen, dies könnte mit neuen elektronischen Lesegeräten gelingen. Andere sind davon überzeugt, dass sich das gedruckte Buch zu Hause und auf dem täglichen Weg zur Arbeit als Objekt der Begierde behaupten wird.

Verschiedene Anreize können Menschen dazu bewegen, zum Buch zu greifen – Literaturfestivals, Buchverfilmungen oder Empfehlungen von Freunden. In einigen Ländern haben Lesegruppen Erfolg und führen den sozialen Aspekt des Lesens vor Augen.

Eines scheint klar: Wenn sich nur die passenden Gelegenheiten ergeben, werden Bücher von selbst neue Leser anlocken.

Aus dem Englischen von Andreas Bredenfeld

Angus Phillips ist Direktor des International Centre for Publishing Studies der Oxford Brookes University.

Literaturnachweis

Christina Banou und Angus Phillips (2008), „**The Greek Publishing Industry and Professional Development**“. Publishing Research Quarterly, 24, S. 98-110.

BML (2005), „**Expanding the Book Market**“, Book Marketing Ltd

Nicholas Carr (2008), „**Is Google Making us Stupid?**“ The Atlantic, Juli/August.

William H. Dutton und Ellen J. Helsper (2007), „**The Internet in Britain: 2007**“. Oxford Internet Institute.

Eugen Emmerling (2006), „**Lesekultur in Deutschland**“. Goethe Institut, www.goethe.de, Zugriff am 4. Mai 2009.

Eurobarometer (2007), „**Eurobarometer-Umfrage über die kulturellen Werte in Europa**“. Europäische Kommission.

Eurostat Pocketbook: „**Cultural Statistics**“ (2007), Europäische Kommission.

FNBE (2009), „**Literacy in Finland**“. Finnish National Board of Education, www.ophi.fi (Zugriff am 4. Mai 2009).

Malle Järve (2002), „**Changes in Reading Culture in Estonia in the 1990s**“. Vortrag, gehalten im Rahmen des International Writing and Reading

Seminar, 11. bis 13. April 2002, Jyväskylä, Finnland.

Rosie Johnston, „**Czechs: Europe's biggest bookworms and poorest readers?**“ <http://www.radio.cz/en/article/97230>. Zugriff am 7. Mai 2009.

Wim Knulst und Andries van den Broeck (2003), „**The Readership of Books in Times of De-Reading**“. Poetics, 31, S. 213-33.

Ian McEwan (2005), „**Saturday**“. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Diogenes

National Endowment of Arts (2004), Pressemitteilung zur Veröffentlichung des Berichts „**Reading at Risk**“. Abrufbar unter <http://www.nea.gov/news/news04/ReadingAtRisk.html>. Zugriff am 4. Mai 2009.

OECD (2002), „**Reading for Change: Performance and engagement across countries - results from PISA 2000**.“

Michail Skaliotis (2002), „**Key Figures on Cultural Participation in the European Union**“.

Vortrag, gehalten auf dem International Symposium on Culture Statistics, Québec, Oktober.

Dale Southerton, Alan Warde, Shu-Li Cheng und Wendy Olsen (2007), „**Trajectories of Time Spent Reading as a Primary Activity: A comparison of the Netherlands, Norway, France, UK and USA since the 1970s**“. CRESC Working Paper Series, Working Paper No. 39.

Ann Steiner (2006), „**Diversity, or is it all the same? Book consumption on the Internet in Sweden**“. In: Bill Cope und Angus Phillips (Hg.), The Future of the Book in the Digital Age. Chandos.

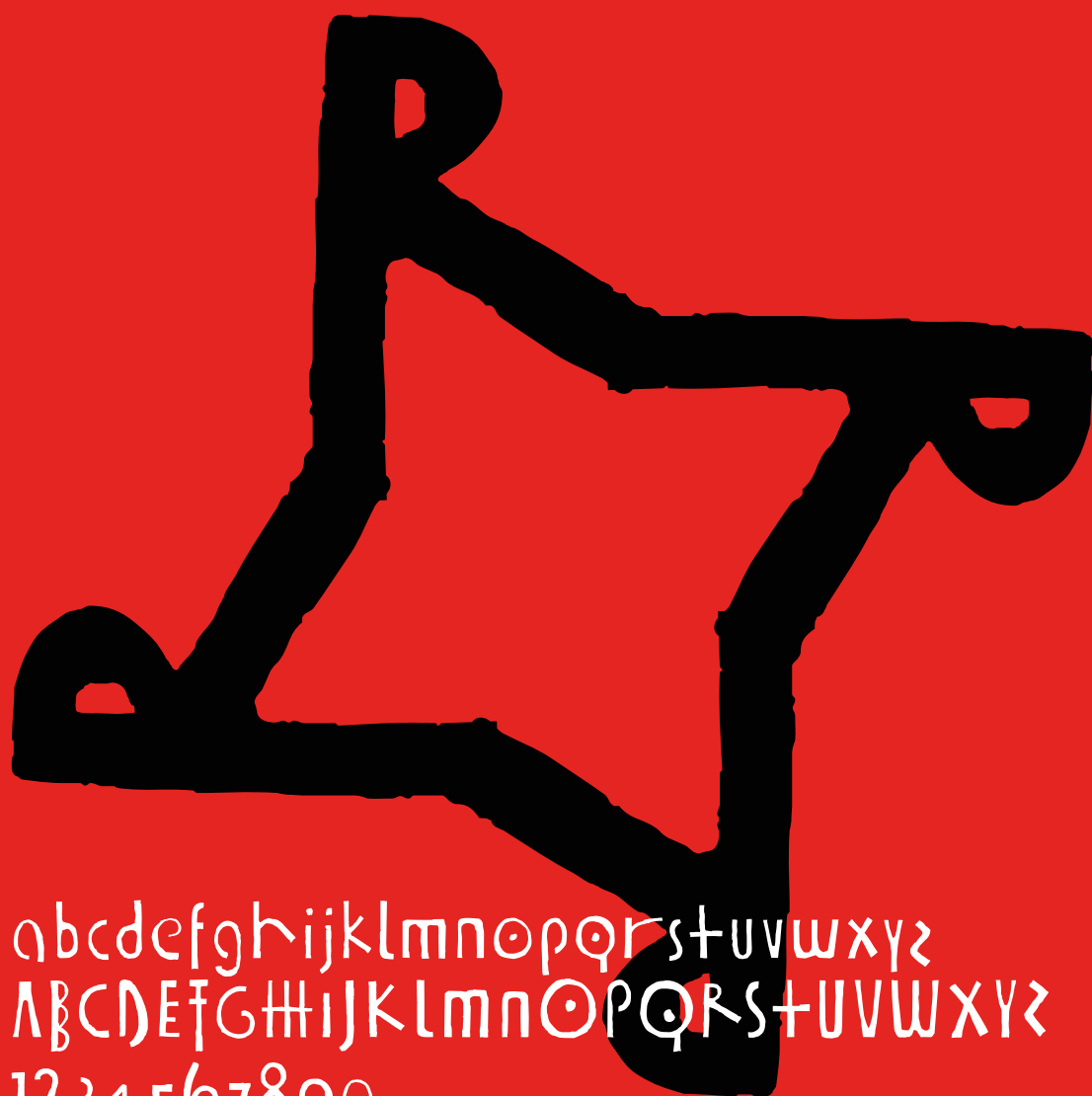
Stiftung Lesen (2008), „**Lesen in Deutschland 2008**“.

Doris Stockmann, Niklas Bengtsson und Yrjö Repo (2005), „**The Book Trade in Finland: From author to reader - support measures and development in the book trade**“. Finnisches Bildungsministerium, aktualisierter Bericht 2005.

Rüdiger Wischenbart, „**Everything Changes**“. The Bookseller, 6. März 2009.

Rüdiger Wischenbart und Miha Kovač (2009), „**End of the English (British) Empire? Or something else?**“ Publishing Research Quarterly, 2, Juni.

Carlos Ruiz Zafón (2003), „**Der Schatten des Windes**“. Übersetzt von Peter Schwaar. Suhrkamp



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890

Warum ich trotzdem übersetze In den meisten Ländern der EU liegen die Einkommen von anerkannten, professionellen Literaturübersetzern an oder unter der jeweiligen Armutsgrenze. Viele Übersetzer betreiben ihren Beruf aus schierer Passion. Der Literaturbetrieb aus Sicht eines Überlebenskünstlers. *Von Holger Fock*



L iteraturübersetzen ist, auch wenn es mittlerweile an einigen Universitäten gelehrt wird, kein geschützter Beruf mit einem festen Ausbildungsweg. Es gilt vielmehr: Viele Wege führen nach Rom. Man mag sich zurecht fragen, warum jemand unter so schwierigen Bedingungen Literatur übersetzt, und vor allem, warum hauptberuflich. Eine Frage, die kaum zu verallgemeinern ist – sieht man davon ab, dass die internationalen Literaturmärkte seit den sechziger Jahren immer mehr professionelle Literaturübersetzer benötigen.

Ich versuche es daher mit einer persönlichen Antwort: Mich verbindet seit der Schulzeit eine heftige Leidenschaft mit der französischen Literatur. Noch während des Studiums führten einige Gelegenheitsrezensionen zu den ersten Übersetzungen. Auch

während meiner fünfjährigen Berufstätigkeit als Werbetexter widmete ich mich diesem „Hobby“. Daraus einen Beruf zu machen, kam erst in Frage, als ich mir sicher war, gut genug zu sein, um in diesem Beruf zu bestehen.

Das Literaturübersetzen – dazu zählt auch das Übersetzen von wissenschaftlichen Texten und Sachbüchern – ist einerseits eine stille, zurückgezogene Tätigkeit. Man muss sich aber intensiv mit der eigenen Sprache beschäftigen, viel recherchieren und sich häufig in unbekannte Sachgebiete einarbeiten, kurz: es ist auch eine spannende Arbeit. Sie ist oft ein großes Vergnügen, und, wenn sie anerkannt wird, im Verhältnis zu vielen anderen Berufen mit großer Befriedigung verbunden.

Ich verstehe meine Arbeit aber auch als Beitrag zum kulturellen Dialog und zur deutsch-französischen Freundschaft: Ich bin in Ludwigsburg geboren und habe dort mein Abitur gemacht – also im Südwesten Deutschlands nicht allzu weit von der französischen Grenze. Aber erst sechs Jahre nach Ende meines Studiums und zu Beginn meiner freiberuflichen Tätigkeit erfuhr ich von der Rede an die deutsche Jugend, die Charles de Gaulles im September 1962 hielt. Zweifellos ist sie eine der großen Reden zum Thema Versöhnung, Verständigung und Europa, man sollte sie zur Pflichtlektüre in der Oberstufe machen. Am Ende dieser Rede betont de Gaulle – der Zweite Weltkrieg liegt noch kei-

ne Generation zurück –, dass gegenseitige Achtung, Vertrauen und Freundschaft zwischen Deutschen und Franzosen die Grundlage für die Einheit Europas sind.

Beste Voraussetzung dafür ist die Kenntnis des Anderen, seiner Geschichte und der Geschichten, in denen das kulturelle Erbe weitergegeben wird, in denen seine Eigenarten und Mentalitäten zum Ausdruck kommen. Ohne die Übersetzung in die eigene Sprache ist das nicht möglich. Übersetzen nicht als Aneignung, sondern als Anerkennung des Anderen im Sinne des französischen Philosophen Emmanuel Lévinas. Damit verbunden ist eine weitere spannende Aufgabe, die ich mir als Übersetzer französischer Literatur stelle: Verlagen Autoren nahezubringen, die ich ungeachtet ihrer kommerziellen Perspektive für wichtig halte. Denn so erstaunlich es klingen mag, ein beträchtlicher Teil bedeutender französischer Gegenwartsliteratur ist bislang wenig oder überhaupt nicht übersetzt, etwa von Autoren wie Pierre Bergounioux, Florence Delay, Pierre Michon oder Régis Jauffret.

Insofern ist die Lust an der Arbeit mit der Sprache, an schönen Texten und mit guten Autoren, in Verbindung mit dem Bewusstsein des Brückenbauens zwischen zwei Kulturen noch größer als der Frust über die prekäre materielle Lage. Aber zumindest in Deutschland ist Sozialhilfe immer eine Alternative, die bei gleichen Nettoeinkünften täglich zehn bis zwölf Stunden mehr Zeit geben würde.

Die Sprache Europas sei die Übersetzung, postulierte Umberto Eco vor einigen Jahren, um darauf hinzuweisen, dass das Pidgin-English als *lingua franca* der Globali-

sierung zwar der Verständigung, aber nicht dem Verständnis dient. Dazu bedarf es einer kulturellen Durchdringung, für die es kein größeres und besser geeignetes Feld gibt als Literaturübersetzungen. Dennoch wird keine Kultursparte so wenig gefördert wie die Literatur, ganz besonders in Übersetzung, und am allerwenigsten im Rahmen der EU.

Die Literatur Europas ist ... die Übersetzung. Vor allem in kleinen Ländern, in Süd-, Ost- und Nordeuropa liegt der Anteil von Übersetzungen an der gesamten Buchproduktion zwischen 30 Prozent und 60 Prozent *, nimmt man nur die Belletristik, liegt er sogar zwischen 40 Prozent und 80 Prozent. Nur in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich und Italien wird anteilmäßig weniger übersetzt, am allerwenigsten in Großbritannien, wo nur drei Prozent aller Neuerscheinungen Übersetzungen sind (Survey Ceatl, S. 10, graph 3).

In absoluten Zahlen sieht das Bild zwar etwas anders aus – hier liegen die großen Länder Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien an der Spitze. Aber der Mythos von Deutschland als Weltmeister im Literaturübersetzen, mit dem sich hierzulande Feuilleton und Verleger gerne schmücken, ist nur schöner Schein: In Spanien erscheinen rund dreimal so viele Übersetzungen, in Italien noch doppelt so viele, Frankreich ist dabei, Deutschland zu überholen, und selbst im kleinen Tschechien erscheinen fast ebenso viele Übersetzungen wie in Deutschland. Erschreckend ist die geringe Anzahl an Übersetzungen in Großbritannien (Survey Ceatl, S. 9, graph 2).

Bei allen Schwankungen in den einzelnen Ländern ist die Menge der übersetzten Literatur in Europa in den letzten Jahrzehnten insgesamt aber kontinuierlich und beträchtlich gestiegen. Die strukturellen Unterschiede sind allerdings enorm: Bei der übersetzten

Die Sprache Europas
ist die Übersetzung.

Literatur gibt es in fast allen Ländern ein riesiges Übergewicht an Übersetzungen aus dem Englischen – in Deutschland sind es seit vielen Jahren stets mehr als 70 Prozent, in osteuropäischen Ländern wie Slowenien oder Tschechien mehr als 80 Prozent (Diversity Report, S. 5 f. u. S. 16, Diagram 1). Literaturübersetzungen aus kleinen Ländern in andere, insbesondere kleine Sprachen sind Raritäten.

Mit der geringen Zahl von Literaturübersetzungen in Großbritannien korrespondiert ein überproportional hoher Anteil an Übersetzungen aus dem Englischen. Das liegt nur zu einem geringen Teil daran, dass auf Englisch (zählt man den ganzen Commonwealth und Nordamerika dazu) mehr gute, bedeutende Literatur publiziert wird – es liegt vielmehr daran, dass aus dem Englischen mehr Nackenbeißer, leichte Unterhaltung, Lebensberichte etc. übersetzt werden, und die Verlage bei dieser Art von Literatur zudem nicht auf die Qualität der Übersetzungen achten. Insbesondere in süd- und osteuropäischen Ländern sind daher sehr viele stilistisch und sprachlich mangelhafte Übersetzungen auf dem Markt. Außerdem mangelt es an professionellen Literaturübersetzern aus „kleinen“ Sprachen, und an Honoraren, die es den Spezialisten (Literaturkritikern, Philologen, Übersetzern etc.) erlauben würden, an Literaturübersetzungen zu arbeiten und damit ihren Lebensunterhalt oder einen Teil davon zu bestreiten. In etlichen Ländern existieren praktisch keine professionellen Literaturübersetzer – entweder weil es unmöglich ist, selbst auf unterster Stufe seinen Lebensunterhalt damit sicherzustellen, wie in Griechenland, Portugal oder den osteuropäischen Ländern, oder weil nicht genügend Literatur übersetzt wird, wie in Irland, Großbritannien oder der Schweiz. Um die Einkommensverhältnisse professioneller Literaturübersetzer in Euro-

pa hochzurechnen, sind bei der Studie des Rats der Europäischen Literaturübersetzerverbände (CEATL) nicht nur die Honorare verglichen, sondern auch andere Einkünfte von Literaturübersetzern mit einbezogen worden wie Förderungen, Stipendien, Ausschüttungen von Verwertungsgesellschaften sowie Verwertungen von Nebenrechten und Erfolgsbeteiligungen. Dabei muss man jedoch festhalten: In etlichen Ländern gibt es nichts dergleichen, und die Einkünfte aus den letzten drei Kategorien übersteigen nirgendwo fünf Prozent der durchschnittlichen Gesamteinkünfte von Literaturübersetzern.

Auf dieser Basis wurden in der Studie unter Abzug der berufsbedingten Ausgaben sowie der jeweiligen Sozialversicherungsbeiträge und Steuern die durchschnittlichen Brutto- und Nettoeinkommen von Literaturübersetzern aus 21 Ländern errechnet und verglichen (Survey Ceatl, S. 61-66, Tabelle 14 und Graph 14 bis 17). Ergebnis: In sechs Ländern, darunter auch in Deutschland, liegen die mittleren Bruttoeinkommen von Literaturübersetzern bei 50 Prozent oder weniger der Durchschnittseinkommen in der Industrie oder bei Dienstleistungen, in weiteren sechs Ländern sind es weniger als zwei Drittel, und nur in drei Ländern erreichen sie 80 Prozent oder mehr.

Noch düsterer ist der Blick auf die Nettoeinkommen. Im Vergleich mit der durchschnittlichen Kaufkraft pro Kopf (KKS) in jedem Land erreichen die Nettoeinkommen der Literaturübersetzer in zwei Ländern nicht einmal 30 Prozent (Tschechien 19 Prozent, Griechenland 29 Prozent), in weiteren drei Ländern weniger als 40 Prozent (Slowakei 36 Prozent, Italien 36 Prozent, Finnland 39 Prozent), in weiteren sieben Ländern weniger als 50 Prozent (Spanien 41 Prozent, Slowenien 44 Prozent, Österreich 45 Prozent, Portugal 46 Prozent, Litauen 47 Prozent, Deutschland

49 Prozent und Niederlande 50 Prozent), in sechs Ländern zwischen 50 Prozent und 60 Prozent (Dänemark 52 Prozent, Belgien 53 Prozent, Norwegen 55 Prozent, Kroatien 57 Prozent, Schweiz 57 Prozent, Schweden 59 Prozent) (Survey Ceatl, S. 61-66, Tabelle 14 und Graph 14 bis 17). Lässt man Irland und Großbritannien beiseite – die dort errechneten Werte sind fiktiv, da es in beiden Ländern kaum professionelle Literaturübersetzer gibt – ist Frankreich mit 66 Prozent das einzige Land, in dem die durchschnittlichen Nettoeinkommen der Literaturübersetzer ein wenig über der Armutsgrenze liegen.

Auch dieses Bild bedarf der weiteren Differenzierung: In den meisten Ländern kommen professionelle Literaturübersetzer – bei einer Mischung aus leichter und anspruchsvoller Literatur und ständiger Beschäftigung – durchschnittlich auf eine Leistung von 1000 bis 1200 Manuskriptseiten à 1800 Zeichen pro Jahr. Zwei Extreme stechen davon ab: Spanien und die Niederlande. Während Literaturübersetzer in Spanien mit niedrigen Honoraren bei vergleichsweise hohen Lebenshaltungskosten 1800 Seiten im Jahr übersetzen müssen, um über die Runden zu kommen (viele spanische Kollegen insbesondere in den großen Zentren Barcelona und Madrid übersetzen oft jahrelang 2500 Seiten jährlich), überleben die Kollegen in den Niederlanden dank eines staatlich finanzierten Fonds auch noch mit 600 bis 700 Seiten pro Jahr. Diese Differenz hat freilich großen Einfluss auf die

literarische Qualität der Übersetzungen, insbesondere bei der anspruchsvollen Literatur. Während das Niveau in den Niederlanden und in den skandinavischen Ländern allgemein als sehr hoch beschrieben wird, gibt es aus den osteuropäischen Ländern, aber auch aus Spanien viele Klagen über die mangelnde Qualität von Literaturübersetzungen.

In den meisten Ländern würden Buchmarkt und wirtschaftliche Lage höhere Vergütungen durchaus erlauben. Die Spielräume dafür sind allerdings eng in einem Markt, der im Buchhandel durch Überproduktion und einen harten Verdrängungswettbewerb geprägt ist. Wollte man professionellen, anerkannten Literaturübersetzern materiell dieselbe Grundlage geben wie beispielsweise einem Grundschullehrer oder Handwerksmeister, müssten sich ihre Einkünfte je nach Land verdoppeln bis verdreifachen. Das aber können die Verlage nicht leisten, der Buchmarkt gibt es nicht her.

Verlage könnten allerdings Übersetzer in ihren Buchkalkulationen als Urheber führen statt als Dienstleister und sie angemessen an der Verwertung ihrer Werke beteiligen. Wobei die Angemessenheit sich auch nach der Schöpfungshöhe zu richten hat: Bei anspruchsvoller und schwieriger Literatur gebührten dem Übersetzer eigentlich dieselben Tantiemen, die der Autor aus der Verwertung seiner Übersetzung bezieht. Schließlich verdankt es der Autor dem Übersetzer, dass er überhaupt in einer anderen Sprache gelesen werden kann und aus der Verwertung der Übersetzung Tantiemen bezieht. Hier geht es nicht darum, die Wirtschaftskraft der Verlage anzugreifen, sondern um eine gerechtere Verteilung der Tantiemen.

Ein zusätzliches Einkommen für Übersetzer ließe sich damit freilich nur in den bevölkerungsreichen Ländern erzielen, in den kleinen Ländern sind die erzielbaren Auf-

In den meisten Ländern der EU liegen die Einkommen von anerkannten, professionellen Literaturübersetzern an oder unter der jeweiligen Armutsgrenze.

lagen zu gering. Aber auch in den großen Ländern würde dies allein nicht zu einer grundlegenden Verbesserung der Einkommen von Literaturübersetzern führen. Mit anderen Worten: Es geht nicht ohne eine wirkungsvolle Übersetzerförderung, ob staatlich oder anders finanziert.

Zuerst muss man unterscheiden zwischen Übersetzungsförderung und Übersetzerförderung. Übersetzungsförderung wird inzwischen von vielen Ländern betrieben, sie ist ein etabliertes Mittel Auswärtiger Kulturpolitik und wird als solches eingesetzt, um der einheimischen Literatur im Ausland Geltung zu verschaffen. Diese Art der Literaturförderung, im Rahmen des Programms „Kultur 2007 – 2013“ auch von der EU betrieben, kommt in der Regel aber nur Verlagen und über die Tantiemen ein wenig auch Autoren zugute. Es sind im Wesentlichen wirtschaftliche Subventionen der Verlage.

Allerdings behaupten Institutionen, wie beispielsweise die Europäische Kommission oder der niederländische Literaire Productie- en Vertalingenfonds, nahezu unisono, die Übersetzer seien auch Nutznießer ihrer Übersetzungsförderung. Davon kann in den meisten Ländern nicht die Rede sein. Nur in Spanien, Dänemark, Finnland, Großbritannien, der Schweiz und Österreich erhalten Übersetzer (aber nicht immer) zusätzlich zu ihren marktüblichen Honoraren einen nennenswerten Anteil (50 Prozent) an den Subventionen. In den meisten Ländern hingegen werden nicht einmal die mageren Seitenhonorare aufgestockt. Dagegen sind dem CEATL etliche Fälle aus verschiedenen Ländern bekannt, wo Übersetzer gezwungen waren, „Scheinverträge“ zu unterschreiben, in denen sie versichern, höhere Honorare erhalten zu haben, als sie tatsächlich von ihrem Verlag bekamen. Um Subventionsbetrug dieser Art vorzubeugen, hat die EU zur Berechnung der

Subventionshöhe Flatrates gemäß den in den jeweiligen Ländern bezahlten Übersetzerhonoraren eingeführt. Diese Flatrates sind bisher nach den Angaben aus den Anträgen der Verlage in den vergangenen Jahren errechnet worden, die teils weit von der Realität entfernt sind – hier wäre eine Revision gemäß den in der CEATL-Studie (Survey Ceatl, S. 20, Tabelle 4) erhobenen Zahlen dringend geboten.

Sollen auch Literaturübersetzer von der Übersetzungsförderung profitieren, müssen die fördernden Institutionen, ob vom Staat finanziert oder von privaten Stiftungen, den Übersetzern einen festen Anteil der Subventionen zusprechen, dafür sorgen, dass dieser Anteil nicht zu Lasten des üblichen Übersetzerhonorars geht und den Betrag direkt an die Übersetzer auszahlen.

Am meisten hilft Literaturübersetzern jedoch die Übersetzerförderung: In den Niederlanden sorgt ein vom Staat finanzierter Übersetzerfonds dafür, dass die Übersetzer anspruchsvoller Literatur ihr jeweiliges Grundhonorar im Durchschnitt verdoppeln, bei besonders schwierigen Übersetzungen können sie noch mehr bekommen. In Schweden und Norwegen gibt es nationale Stipendiensysteme, die professionellen Literaturübersetzer durch umfangreiche und manchmal mehrjährige Arbeitsstipendien, teils staatlich finanziert, teils durch Bibliothekstantiemen oder andere Einnahmen, fördert. In Dänemark und insbesondere in Finnland ermöglichen auch private Stiftungen ein gesichertes und sorgloses Arbeiten. In Norwegen und

Keine Kultursparte wird so wenig gefördert wie die Literatur, ganz besonders in Übersetzung, und am allerwenigsten im Rahmen der EU.

Dänemark profitieren die Literaturübersetzer auch von relativ hohen Bibliothekstantiemen, in Dänemark kommen diese den Übersetzern direkt zu und können bis zu 50 Prozent ihrer Einkünfte ausmachen.

Ansätze zu einer solchen Übersetzerförderung gibt es auch in Deutschland, Frankreich, Österreich, dem Baskenland und Slowenien, in sehr geringem Maße noch in Litauen, der Slowakei und Großbritannien. Hier sind alle Länder aufgefordert, sich an Norwegen, Schweden und insbesondere den Niederlanden ein Beispiel zu nehmen.

Diese Art der Förderung des kulturellen Austauschs wäre nicht einmal mit außergewöhnlich hohen Kosten verbunden. In den Niederlanden, einem Land mit rund 16 Millionen Einwohnern, verfügt der Übersetzerfonds über etwas mehr als zwei Millionen Euro jährlich. Das genügt, um die Grundhonorare von rund 200 bis 250 professionellen Übersetzern zu verdoppeln. Der Deutsche Übersetzerfonds verfügt über derzeit 400 000 Euro jährlich. Um deutsche Literaturübersetzer annähernd so gut zu fördern, wie es die Niederländer tun, wären allerdings mindestens zehn Millionen Euro notwendig. Das mag viel erscheinen, aber man vergleiche diese Summe mit den vielfach höheren Etats, die beispielsweise jedem der drei Berliner Opernhäuser oder den Bayreuther Festspielen aus öffentlichen Mitteln zur Verfügung gestellt werden, von den riesigen Summen für die Filmförderung ganz zu schweigen!

Das literarische Übersetzen bildet die Basis des kulturellen Austauschs: Es umfasst nicht nur Belletristik und Wissenschaft, sondern auch Texte in Ausstellungskatalogen von Museen, Theaterstücke und -inszenierungen, Untertitel und Filmdialoge. Letztlich zeigt sich an der Übersetzungs- und Übersetzerförderung im Vergleich zur Förderung von Kunst, Musik, Film und Medien in jedem

Land, wie ernst man es mit dem kulturellen Austausch meint. In den meisten Ländern kommt die Kulturförderung in erster Linie einer prestigeträchtigen und imagebildenden Hochkultur zugute. Die Frage des Kulturaustauschs steht dabei nicht im Vordergrund. Hier wäre eine Veränderung der Prioritäten wünschenswert. Deutschland könnte ein gutes Beispiel geben, denn obwohl bei der Kulturförderung zurzeit kräftig gespart wird, profitiert der Deutsche Übersetzerfonds (noch) von jährlich steigenden Zuwendungen.

In den wenigen Ländern, in denen bisher Übersetzerfonds eingerichtet wurden, haben sich diese als höchst segensreich für die Übersetzer wie für die Literatur entpuppt. Ein wesentliches Ziel der Kulturpolitik auf nationaler wie europäischer Ebene sollte deshalb die Einrichtung von Übersetzerfonds sein. Neben staatlichen Mitteln könnte die Finanzierung solcher Fonds auch auf anderen Wegen geleistet werden, zum Beispiel durch Mittel aus den kollektiven Verwertungsgesellschaften oder durch einen Aufschlag auf den Buchpreis von beispielsweise einem Euro für jedes übersetzte Buch, der direkt in den Fonds fließt.

In Europa ist Kulturpolitik Ländersache. Die EU kann nur Institutionen, Initiativen und Projekte fördern, die länderübergreifend sind, dem europäischen Gedanken dienen und die kulturelle Identität Europas stärken. Schön und gut, aber im Übrigen funktioniert die Kulturförderung bei der EU nicht anders als auf nationaler Ebene: Der Etat für die Filmförderung im Programm „Media 2007-2013“ ist um mehr als 30 Prozent höher als der Etat für die gesamte übrige Kultur. Und während in den früheren Kulturprogrammen für Literatur und Übersetzung wenigstens noch ein fester Anteil von 13 Prozent reserviert war, müssen diese jetzt mit den übrigen

Künsten konkurrieren. Kein Wunder, dass die europäischen Übersetzerzentren, die bis 2006 noch mehr oder weniger regelmäßig Fördergelder erhielten, seither leer ausgehen.

Die Antragstellung ist hoch kompliziert, das *Procedere* äußerst bürokratisch und durch die Einrichtung der „Executive Agency“ nicht transparenter geworden. Sie ist so schwierig, dass der Cultural Contact Point Germany (CCP) extra Kurse für potenzielle Antragsteller anbietet. So verwundert es nicht, dass meistens Projekte und Institutionen gefördert werden, bei denen angestellte und bezahlte Kulturmanager genügend Zeit haben, sich mit der komplizierten Antragstellung zu befassen.

Die wenigen Projekte und Institutionen der Literaturübersetzer arbeiten allerdings meistens auf der Grundlage ehrenamtlichen Engagements – und das von Übersetzern, die häufig 60 Stunden und mehr pro Woche arbeiten müssen, um ihren Lebensunterhalt auf niedrigstem Niveau zu sichern.

Wenn der EU an der Förderung von Literatur auf europäischer Ebene gelegen ist, und das heißt immer Literatur in Übersetzungen, dann sollte sie im Rahmen ihrer Kulturpolitik schnellstens, spätestens beim nächsten Programm „Kultur 2014-20XX“, einen eigenen Etat für Literatur, Literaturübersetzung und Literaturübersetzer festlegen und am besten, ähnlich wie für die Filmförderung, ein eigenes Programm für Literatur auflegen.

Nichts nützt dem Kulturaustausch mehr als Literaturübersetzungen. Wenn es die EU ernst damit meint, müsste sie es sich zur Aufgabe machen, die bestehenden europäischen Übersetzerzentren zu fördern, in denen dieser Austausch tagtäglich stattfindet, die Gründung weiterer Zentren besonders in kleineren und osteuropäischen Ländern unterstützen, und dabei helfen, ein Netzwerk dieser Zentren aufzubauen.

Die meisten Literaturübersetzer verdienen zu wenig, um regelmäßig in die Länder reisen zu können, aus deren Literaturen sie übersetzen, oder um an Fortbildungsseminaren, Kolloquien etc. teilzunehmen. Auch das wäre ein wichtiger Beitrag zum Kulturaustausch in der Literatur, auch das wäre eine Aufgabe für die EU: Förderung und Finanzierung von Aufenthalts- und Reisestipendien für Übersetzer, von Tutorenprogrammen, Seminaren, Workshops, Begegnungen von Autoren mit ihren Übersetzern etc. – direkt oder durch Institutionen, die solche Stipendien und Programme anbieten.

Wie auf nationaler Ebene, so könnte auf europäischer Ebene die Einrichtung eines Übersetzerfonds ein wichtiges, vielleicht entscheidendes Instrument zur Verbesserung der Lage von Literaturübersetzern und der Qualität von Literaturübersetzungen sein: Ein Europäischer Übersetzerfonds, der die genannten Formen des kulturellen Austauschs finanziert und organisiert, wäre von unschätzbarem Wert. Zur Finanzierung eines solchen Fonds könnten oder sollten neben der EU aber auch einzelne Länder und private Stiftungen einen Beitrag leisten.

Letztlich zeigt sich am Umgang mit den Literaturübersetzern, ob es die Kulturpolitik mit dem Kulturaustausch ernst meint oder es auf diesem Gebiet bei Lippenbekenntnissen bleibt.

Holger Fock ist Literaturübersetzer und Vorsitzender des Rats der Europäischen Literaturübersetzerverbände (CEATL, Conseil Européen des Associations de Traducteurs Littéraires)

*Zahlen und Angaben des Artikels stammen vorwiegend aus der im Herbst 2008 veröffentlichten Studie des Rats der Europäischen Literaturübersetzerverbände, CEATL, „Compared Income of Literary Translators in Europe“ und aus „The Diversity Report 2008“ des Buchmarkt-Experten Rüdiger Wischenbart.

Garamond



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

1234567890

„To be translated or not to be“ Wenn ein wichtiger Autor aus Osteuropa nicht auf Deutsch, Englisch oder Französisch vorliegt, dann wird er vielleicht nie im Nachbarland gelesen. Wir brauchen eine paneuropäische literarische Öffentlichkeit und eine adäquate Übersetzungsförderung, damit wir Literatur über Sprach- und Ländergrenzen genießen können. *Von Gabriella Gönczy*



Derzeit findet eine radikale Kontinentalverschiebung der Sprachräume statt: Länder, die die wichtigste lingua franca der Globalisierung, das Englische, sprechen, isolieren sich zunehmend vom Rest der Welt. Recherchen der renommierten amerikanischen Sprachwissenschaftlerin und Übersetzerin Esther Allen haben ergeben, dass die ins Englische übersetzte Belletristik in den Vereinigten Staaten nur einen verschwindend geringen Anteil aller publizierten Titel bildet. In der arabischen Welt werden wesentlich mehr Bücher aus anderen Sprachen übersetzt als in den USA, obwohl sich Amerika gerne als weltoffen, kosmopolitisch und der kulturellen Vielfalt verpflichtet darstellt.

Weltweit sind neben dem Englischen das Spanische und das Chinesische Haupt-

idiome. Das Deutsche, in Europa immerhin eine der vielgesprochenen Sprachen, ist auf globaler Ebene zum „Altgriechisch der Gegenwart“ geworden, wie der Kulturjournalist Thierry Chervel in der letzten Ausgabe des Kulturreports formulierte. Die Mehrheit literarischer Werke Europas wird jedoch in kleinen Sprachen geschrieben. Außerhalb der Sprachgrenzen werden diese Werke oft kaum wahrgenommen. Von einigen Ausnahmen abgesehen sind vor allem Autoren aus Mittel- und Osteuropa im Westen nach wie vor praktisch unbekannt.

Ein Problem besteht darin, dass es immer weniger Multiplikatoren, Journalisten, Verleger und Literaturübersetzer gibt, die die Sprachen der Nachbarländer verstehen. Wenn man also in einem der kleineren Sprachräume Mittel- oder Osteuropas geboren ist, hat man nicht nur das Problem, dass man mit seinen Landsleuten global kaum wahrgenommen wird, sondern auch, dass es im Zuge der Globalisierung immer schwieriger wird, die Literaturen und Kulturen seiner Nachbarn kennenzulernen.

In Ungarn etwa muss man heute sehr gute Englisch-, Deutsch- und Französischkenntnisse haben, um auf dem Arbeitsmarkt wettbewerbsfähig zu sein. Es

gibt kaum noch ungarische Intellektuelle, die Slowakisch, Ukrainisch, Kroatisch oder Rumänisch sprechen. Die ungarische Literaturszene nimmt die Literatur und Kultur der Nachbarländer vor allem über den Umweg über die Hauptsprachen Westeuropas wahr. Wenn ein kroatischer, tschechischer oder ukrainischer Schriftsteller in Deutschland oder Frankreich Erfolg hat, dann berichten auch die ungarischen Feuilletons darüber und die Verlage besorgen die ersten Probeübersetzungen. Wenn ein wichtiger Autor aus Osteuropa aus irgendwelchen Gründen nicht in Deutsch, Englisch oder Französisch zugänglich ist, dann wird er vielleicht nie im Nachbarland gelesen.

Aus diesen Gründen spielen die westeuropäischen Verlage eine wesentliche Rolle: Sie haben das Potenzial (und natürlich das Risiko), unbekannte Autoren aus Mittel- und Osteuropa zu entdecken. Dadurch können sie Brücken zwischen den Sprach- und Kulturräumen Ost- und Westeuropas schlagen und zur europäischen Verständigung beitragen. Sie können im besten Fall sogar Sprungbrett in die globalen, englischsprachigen Buchmärkte sein.

Unbekannte Osteuropäer

Wenn Arundhati Roy ihren Roman „The God of Small Things“ nicht in Englisch, sondern in Kerala geschrieben hätte, wäre sie nicht weltweit bekannt geworden. Imre Kertész schrieb den „Roman eines Schicksallosen“ in Ungarisch und blieb so-

gar in seinem Heimatland Jahrzehnte lang unbekannt. Erst nach seinem plötzlichen Erfolg in Deutschland wurde die breite Öffentlichkeit in Ungarn auf ihn aufmerksam. Wenn der „Roman eines Schicksallosen“ nicht einen großen Erfolg in Deutschland gehabt hätte, wäre das Buch nie ins Englische übersetzt worden und Kertész hätte nie den Literaturnobelpreis bekommen.

Vor zehn Jahren hat sich kaum ein deutscher Verleger für ungarische Autoren interessiert. Inzwischen sind nicht nur Imre Kertész, sondern fast alle wichtigen ungarischen Autoren in Deutschland bekannt und beliebt. Nachdem insgesamt über zwanzig ungarische Schriftsteller vom Berliner Künstlerprogramm des DAAD eingeladen wurden, ein Jahr lang in Berlin zu arbeiten, nach dem Ungarn-Schwerpunkt der Frankfurter Buchmesse 1999 und dem Literaturnobelpreis für Imre Kertész 2002, wurden in Deutschland immer mehr ungarische Autoren entdeckt und übersetzt.

Die Renaissance der ungarischen Literatur begann mit Klassikern der 1920er und 1930er Jahre Sándor Márai, Dezső Kosztolányi und Antal Szerb. Fast alle Neuübersetzungen aus Ungarn wurden in den deutschen Feuilletons gefeiert, die Verkaufszahlen der Verleger haben in den meisten Fällen alle Erwartungen übertroffen. Viele wichtige literarische Preise wurden an ungarische Schriftsteller verliehen, etwa der Literaturnobelpreis an Imre Kertész (2002), der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels an Péter Esterházy (2004), der Franz-Kafka-Preis (2003) und der Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung an Péter Nádas (1995).

Es gibt kaum noch ungarische Intellektuelle, die Slowakisch, Ukrainisch, Kroatisch oder Rumänisch sprechen.

Die Literatur- und Kulturbeziehungen zwischen Berlin und Budapest bekamen auch dadurch Auftrieb, weil einige ungarische Literaten wichtige Ämter in deutschen Kulturinstitutionen bekleiden oder innehatten: beispielsweise war György Konrád langjähriger Präsident und Péter Esterházy ist Mitglied der Berliner Akademie der Künste, Imre Kertész bei der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Nicht nur die Ungarn, sondern auch andere osteuropäische Autoren haben inzwischen einen gewissen Erfolg auf dem deutschen Buchmarkt: die Ukrainer Juri Andruchowytch und Svetlana Alexievich, die Kroatin Dubravka Ugrešić, die Polen Andrzej Stasiuk, Ryszard Kapuściński, Paweł Huelle und Dorota Masłowska oder der Rumäne Mircea Cărtărescu.

In Deutschland ist es irgendwie gelungen, den Literaturaustausch mit Mittel- und Osteuropa in beide Richtungen intensiver und lebendiger zu gestalten, während die Literaturbeziehungen Osteuropas mit dem Rest Westeuropas eher einseitig sind: Die Peripherie übersetzt viel daraus, was aus dem Zentrum kommt, kleine Sprachen übersetzen viel mehr aus großen Sprachen als umgekehrt. Ist das ein Zufall, oder haben deutsche Verleger, Übersetzer, Feuilletonisten und Leser vielleicht eine besondere Antenne für die Literatur ihrer östlichen Nachbarn?

„Der Weg osteuropäischer Schriftsteller führt meistens über Berlin in andere Sprachen, in die Weltliteratur weiter“ schreibt Imre Kertész in seinem Essay „Warum gerade Berlin?“. Er betont darin die Brücken-

funktion der Stadt zwischen den östlichen und westlichen Literaturen. Im Gegensatz dazu würden sich andere westeuropäische Kulturen, etwa die französische oder die englische, eher mit sich selbst begnügen, so Kertész. Péter Esterházy misst dem Berliner Künstlerprogramm des DAAD eine große Bedeutung zu: „Das Berlin-Jahr veränderte nicht nur unser Leben und unsere Schriften, sondern auch die gesamte zeitgenössische Literatur Ungarns“, schreibt der Schriftsteller

Die ausgezeichneten Literaturbeziehungen zwischen Berlin und Budapest haben auch indirekt zu einem realistischeren und positiveren Deutschlandbild in Ungarn beigetragen. Berlin gehört zu den wichtigsten Bezugspunkten und Spielstätten vieler zeitgenössischer ungarischer Romane, Novellen und Essays.

Hatte Berlin in Ungarn vor kurzem noch ein ähnliches Image wie Helsinki oder Oslo – sympathisch, aber weit weg und außerdem verregnet –, gehört es heute zu den attraktivsten Reisezielen vor allem der gut ausgebildeten und gut verdienenden Ungarn. Unter ihnen hat es sich inzwischen herumgesprochen, dass Berlin eine der spannendsten und innovativsten Kulturmetropolen der Welt ist.

Schaffung von Öffentlichkeit

Wie könnte der Literaturaustausch zwischen den großen und kleinen sowie unter den kleinen Sprachräumen Europas wieder-

Berlin gehört zu den wichtigsten Bezugspunkten und Spielstätten vieler zeitgenössischer ungarischer Romane, Novellen und Essays.

belebt werden? Wo sind die Ansätze einer neuen paneuropäischen Öffentlichkeit der europäischen Literaturen?

Auf eine Polemik des französischen Philosophen Pascal Bruckner über den Islam in Europa, publiziert Anfang 2007 im Internetmagazin „signandsight“, reagierten umgehend der anglo-niederländische Journalist und Schriftsteller Ian Buruma und der britische Historiker Timothy Garton Ash. Viele hochkarätige Intellektuelle aus ganz Europa diskutierten mit und eine europaweite Mediendebatte kam ins Rollen. Der Suhrkamp Verlag fand die Qualität der Texte so gut, dass er die ganze Debatte auch in Buchform zugänglich machte.

Was braucht man dazu, damit dieses Beispiel nicht die Ausnahme, sondern die Regel wird? Wie kann man das literarische Leben und die intellektuelle Debatte Europas transnational vernetzen? Man braucht nicht viel: das Internet, die englische Sprache und einen Förderer, der ergebnisoffen und prozessorientiert arbeitet, wie die deutsche Kulturstiftung des Bundes, deren Initiativprojekt „signandsight“ ist.

Bei der oben erwähnten Debatte hat es mit der Europäisierung und Transnationalisierung nur deshalb funktioniert, weil Pascal Bruckner seinen Text nicht in Französisch in „Le Monde“, sondern im Internet in englischer Sprache veröffentlichte.

„Signandsight“ ist nur ein Beispiel unter vielen: „Eurozine“, „Eurotopics“ oder „Lyrikline“ sind weitere Plattformen für Debatte und Literaturaustausch in Europa. Es bleibt aber unumstritten, dass kein Webprojekt das persönliche Erleben der Kunst und Kultur ersetzen kann. Es ist

nach wie vor wichtig, den Reichtum und die Vielfalt der literarischen Infrastruktur Europas zu erhalten, weiter auszubauen und transeuropäisch zu vernetzen. Neben einer adäquaten Übersetzungsförderung kommt es darauf an, die Institutionen und Projekte außerhalb des Internets mit entsprechenden Mitteln zu fördern.

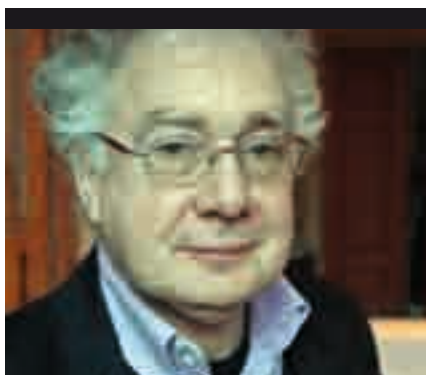
Bereits im Zeitalter der Aufklärung haben die Gelehrten davon geträumt, dass literarische Werke bald in ganz Europa gelesen werden können, dass Ideen und Gedanken über Sprachgrenzen hinweg zugänglich werden. Am Anfang des 21. Jahrhunderts könnte es bald gelingen, über das Internet eine paneuropäische literarische Öffentlichkeit zu schaffen und die Europäisierung der bestehenden „Offline-Infrastruktur“ voranzutreiben. Wir sind vielleicht nur noch wenige Schritte von diesem Traum entfernt.

Gabriella Gönczy ist Journalistin und leitet das Robert-Grägger-Institut am Collegium Hungaricum in Berlin. Sie ist Mitherausgeberin der Anthologie „Berlin, meine Liebe. Schließen Sie bitte die Augen.“ Ungarische Autoren schreiben über Berlin“ und Mitglied der Internationalen Jury von TWINS 2010, einem Projekt der Kulturhauptstadt Europas. Zudem ist sie Leiterin der Arbeitsgruppe Kommunikation der zivilgesellschaftlichen Initiative „Europa eine Seele geben“.





Schranken zu Schnittstellen Sämtliche Maßnahmen, den EU-Binnenmarkt zu vereinheitlichen, betreffen auch die Kulturen der Mitgliedstaaten. Was bedeutet die marktgesteuerte Philosophie der EU für ein starkes und vielfältiges kulturelles Leben in Europa? Kann eine europäische Kultur überhaupt ohne eine europäische Kulturpolitik gedeihen? *Von Steve Austen*



Der Diskurs über die Rolle der Kultur in Europa, über die kulturelle Dimension des Einigungsprozesses und die kulturelle Identität des Kontinents steckt voller Fallstricke und Missverständnisse.

Kunst- und Kulturpolitik – in entscheidendem Maß in der Hand der einzelnen Mitgliedstaaten – kann aufgrund des Vertrags von Maastricht (1992) nicht der Brüsseler Regulierungsmaschinerie unterworfen werden.

Man könnte also argumentieren, dass es aus diesem Grund, abgesehen von den jeweiligen politischen Richtlinien der Mitgliedstaaten, keine „europäische“ Kulturpolitik geben wird. Dennoch beeinflussen sämtliche Maßnahmen im Hinblick auf die Homogenisierung des EU-Binnenmarktes

implizit die Kulturen genau jener Mitgliedstaaten. Entstehen also durch die marktgesteuerte Philosophie der EU immer mehr negative Rahmenbedingungen für ein starkes und vielfältiges kulturelles Leben oder ist etwa das Gegenteil der Fall?

Die finanzielle Unterstützung der Künste durch Städte, Regionen und verschiedene Wirtschaftszweige sowie durch private Spender hat grenzüberschreitende Auswirkungen, die man nicht einfach ignorieren kann. Ist also eine vielfältige Kultur in Europa ohne eine europäische Kulturpolitik möglich und wie hängt sie, mit oder ohne öffentliche Unterstützung, von den Marktgegebenheiten ab?

Gewiss, es gäbe Kunst – beispielsweise die Literatur – auch ohne öffentliche Zuwendungen. Und bestimmt würde es Kunst und Kunstproduktionen geben. Aber man muss gleichzeitig ins Feld führen, dass ohne die Zuwendung aus einer Vielfalt von Quellen die Welt nicht so reich, vielfältig und übervoll an kulturellen Ausdrucksformen wäre, wie sie derzeit ist.

Sowohl im ehemaligen kommunistischen als auch im kapitalistischen Europa wurden öffentliche Ausgaben für die Künste gesamtgesellschaftlich nie in Frage gestellt und eine Welt ohne Subventionen hätte als Anomalie gegolten. Die öffentlichen Ausgaben finden ihren Ursprung und ihre Rechtfertigung in modernen Auffassungen der jeweiligen ein-

zelstaatlichen Wirtschaftspolitik. Um es unverblümt und geradeheraus zu formulieren: Eine Subvention gilt als Ausgleich für einen Mangel an Kaufkraft auf der Nachfrageseite des Marktes.

Ein einfaches Beispiel kann dies belegen. Wenn die Berliner Philharmoniker an jedem möglichen Spieltag in den größten Konzerthäusern Deutschlands spielten und sämtliche Konzerte ausverkauft wären, läge der Preis pro Platz für ein Konzert bei 600 Euro (ich habe diesen Betrag nicht verifiziert, möglicherweise läge der Preis viel höher).

Die Berliner Philharmoniker haben bisher für ihre Konzerte noch keine Form der Serienproduktion – geschweige denn eine andere Art der Massenproduktion – erfunden. Es ist leicht zu erkennen, dass dies auch für die meisten kulturellen Bedürfnisse nicht sehr hilfreich wäre, ganz im Gegenteil. Bei den Künsten und bei Kulturerzeugnissen handelt es sich nicht nur um Unikate, die sich von Tag zu Tag und von Aufführung zu Aufführung voneinander unterscheiden – sie sind zudem ausgesprochen arbeitsintensiv.

Im Laufe der Jahre haben immer mehr Politiker den Ursprung für die Begründung von Subventionen aus den Augen verloren und fanden sich in einer Sackgasse, in der sie nach Publikumsvorlieben handelten. Die zerstörerischen Folgen dieser postmodernen und „aufgeklärten“ Subventionspolitik untergraben die Akzeptanz öffentlicher Ausgaben für die Künste in unvorhersehbarem Maße.

Die Berliner Philharmoniker haben bisher für ihre Konzerte noch keine Form der Kleinserienproduktion – geschweige denn eine andere Art der Massenproduktion – erfunden.

Man kann sehr leicht Festivals, Musicals und Populärliteratur ausmachen, die, obwohl sie sich auch ohne jegliche Zuschüsse tragen würden, solche erhalten, um die Preise unnötig niedrig zu halten. Würden sich das Musical, der Roman oder das Festival bei einer marktgerechten Preisgestaltung behaupten? Sogar bei recht hohen Preisen? Man könnte argumentieren, dass die Preise nicht zu hoch sind, so lange es genügend Konsumenten gibt, die bereit sind, diese Preise zu bezahlen.

Je mehr Sprachen, desto mehr Englisch

Bei der Literatur mag zwar ein Markt für Übersetzungen beispielsweise aus dem Portugiesischen ins Griechische existieren, aber er ist wahrscheinlich sogar bei äußerst idealistischen Marktbedingungen zu klein, um Bestand zu haben.

Die Nachfrage kann nur in begrenztem Umfang durch Ausgleich des Preisgestaltungsmechanismus stimuliert werden. Insbesondere für direkte Übersetzungen von einer Sprache in eine andere lässt sich nur schwer ein treffendes Argument für jegliche Form struktureller Subventionen finden.

Für Buchmärkte gilt daher ähnlich wie bei Theaterproduktionen und zu einem beachtlichen Teil auch bei Filmproduktionen, dass es sich hauptsächlich um inländische Märkte handelt.

Zur Internationalisierung der inländischen literarischen Produkte wird eine Schnittstelle benötigt – ein System, dass ausländische Märkte für unbekannte Arbeiten öffnet. Diese Schnittstelle kann nur funktionieren, wenn sich so viele Akteure des jeweiligen Landes wie möglich beteiligen. Auch dies hängt von den Marktgegebenheiten ab. Je mehr inländische literarische Produkte nach internationaler Anerkennung

streben, desto stärker wird der Wunsch nach einer solchen Schnittstelle. Die zunehmende Mobilität der Ideen und die Verbreitung kultureller Arbeiten wird mehr und mehr von der Funktionalität dieses Mechanismus abhängen.

Der Amsterdamer Essayist und Soziologe Abram de Swaan umschreibt dies wie folgt: „Je mehr Sprachen, desto mehr Englisch.“

Einige Autoren betrachten dieses Phänomen als Bedrohung für das Gedeihen des kulturellen Reichtums. Denen möchte ich folgende Frage stellen: Wie soll die internationale kulturelle Interaktion zwischen Staatsbürgern verschiedener Länder Europas stattfinden, wenn wir uns alle mit unserer eigenen Sprache und der Sprache nur einer weiteren (kleinen) Sprachregion in Europa begnügen? Hätte sich diese recht puritanische Haltung in meinem Land, den Niederlanden, durchgesetzt, gäbe es dort seit dem Mittelalter keinerlei Fortschritte in der Naturwissenschaft oder in der Kunst.

Sprachenvielfalt ohne Lingua Franca wäre notwendigerweise ein elitäres Spiel: ohne Lingua Franca würde die europäische Öffentlichkeit nur beschränkt bedient werden.

Man kann nicht leugnen, dass angelsächsische Werke und Meinungen durch Englisch, als Lingua Franca unserer Zeit, einen Vorteil bei der Durchdringung der Märkte für Bücher und andere Güter in den Bereichen Kultur und Sprache haben.

Die Erweiterung der EU von im früheren Stadium sechs auf siebenundzwanzig Mitglieder führt zu einundzwanzig weiteren Identitätsdebatten. Die Erfolge des Beitrittsprozesses – Währungsunion, gemeinsamer Arbeitsmarkt sowie ein größeres Angebot an Lebensentwürfen und verbesserte Lebensbedingungen – hat auch eine unangenehme Kehrseite: Je mehr Homogenisierung, desto

mehr wollen sich die Menschen voneinander unterscheiden. Es finden nämlich neue Identifikationsprozesse statt. Die einzige Möglichkeit, diese Aufgabe zu bestehen, ohne dem eigenen Nachbarn Gewalt anzutun, ist die Unterstützung, Neudefinition oder Konstruktion von so etwas wie einer „nationalen Kultur“, was immer das sein mag.

Dieser Prozess offenbart die Tendenz zur Neudefinition einer nationalen Kulturpolitik und ist überall in Europa erkennbar. Gleichzeitig verhalten sich all jene, die ausländische Einflüsse aus dem kulturellen Leben ihres jeweiligen Landes heraushalten wollen, auf widersprüchliche Weise, wenn sie gleichzeitig die Verbreitung ihrer eigenen Kultur im Ausland unterstützen.

Es ist vollkommen klar, dass ein Riesenprojekt wie der europäischen Einigungsprozess nur erfolgreich sein kann, wenn die Staatsbürger dieser geografischen Einheit gleiche Rechte, einschließlich kultureller Rechte, erhalten, die nicht durch die Kulturpolitik ihrer jeweiligen Länder eingeschränkt sind.

Die Grundvoraussetzung hierfür ist die freie Verbreitung von Informationen, Ideen, kulturellen Ausdrucksformen und Produkten innerhalb des Gebiets der Europäischen Union.

Den begleitenden gesetzlichen Rahmen liefert der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte. Durch die dort gefällten

Der Erfolg des Beitrittsprozesses hat auch seine unangenehme Kehrseite: Je mehr Homogenisierung, desto mehr wollen sich die Menschen voneinander unterscheiden.

Entscheidungen stärkt der Gerichtshof die Freiheit des Individuums und unterstützt europäische Staatsbürger in der Ausübung ihrer kulturellen Rechte, auch wenn diese Rechte durch die jeweilige nationale Gesetzgebung oder einzelstaatliche Regelungen behindert werden.

EU-Integration als kultureller Prozess

Die beiden an dieser Stelle genannten Bedingungen führen zu der notwendigen Schlussfolgerung, dass im Europa der Gemeinschaftswährung, des freien Austauschs von Arbeitskraft und des Marktes, eine Parallelwelt existiert – die der kulturellen Rahmenbedingungen.

Man könnte sogar argumentieren, dass der europäische Einigungsprozess selbst in erster Linie als kultureller Prozess begriffen werden muss. Politische, wirtschaftliche und monetäre Entscheidungen werden nicht von Bestand sein, wenn es keine garantierte Akzeptanz durch die Staatsbürger gibt.

Kaum jemand wird widersprechen, wenn ich Akzeptanz als eine kulturelle Gegebenheit bezeichne. Eine, die vor allem sehr eng mit jener Ebene aktiver Staatsbürgerschaft verknüpft ist, die in den jeweiligen Mitgliedsstaaten erreicht wurde.

Zur Förderung und Entwicklung einer europäischen Staatsbürgerschaft können Kultur und Kunst in bedeutendem Maße beitragen. Das geschieht bereits indirekt: Die transnationale Dimension von Kunst und Kultur liefert ein Bindeglied, einen Bezugspunkt für all jene Einheimischen und nationalen Staatsbürger, die durch die Schnittstelle der englischen Sprache und die Informationsverbreitung durch das Internet an der Erweiterung der gegenseitigen kulturellen Kapazität und des Bewusstseins als Staatsbürger teilhaben.

Bisher sind die Möglichkeiten der neuesten Kanäle zur Kommunikation und Informationsverbreitung noch kaum erforscht. Der Erfolg sozialer Netzwerke im Internet zeigt uns, dass die Schaffung eines die Staatsgrenzen übergreifenden Bewusstseins bereits auf den Weg gebracht wurde. Daraus lässt sich erkennen, dass es ein wachsendes Bedürfnis nach Foren zum Austausch mit anderen Staatsbürgern gibt.

In diesen Bereich sollten Kunst und Kultur vordringen. Ihre Besucher, ihr Publikum und ihre Leser sind bereits anwesend. Der Dialog über die kulturelle Komponente Europas, die Rolle des Staatsbürgers und die Verbindungen zur jeweiligen inländischen Realität – all das wartet darauf, in die Programmgestaltung von Verlegern, Organisatoren von Festivals, Theatern und Orchestern aufgenommen zu werden.

Natürlich nur für all jene, die eine breitere Akzeptanz suchen als die treuen Anhänger der Monokultur des einheimischen Marktes.

Letztere sollten in ihrer selbst gewählten *splendid isolation* verbleiben. Dieses kulturelle Recht steht ihnen laut den Gesetzen und Verträgen der Europäischen Union zu. Und sie finden sogar öffentliche finanzielle Unterstützung, da sich Nationalstolz in immer mehr Mitgliedsstaaten zu einer kulturellen Priorität zu entwickeln scheint.

Aus dem Englischen von Angelika Welt

Steve Austen ist Kulturunternehmer, Publizist und Gründungsmitglied der Initiative „Europa eine Seele geben“. Er engagiert sich seit 1966 für das Kulturleben in den Niederlanden und in Europa. Seit 1987 ist er Präsident der Amsterdam-Maastricht Sommeruniversität und Gastprofessor an verschiedenen europäischen Universitäten.

Raus aus der Nische ins Rampenlicht Machen Buchmessen im Zeitalter des Internets noch Sinn? Welche Bedeutung haben sie für die Verbreitung der europäischen Literatur? Wie kann Interesse für die Literaturen der Nachbarn geweckt werden? Eines ist klar: Das Buch braucht professionelle Botschafter.

Von Eleftherios Ikonomou



Wer einmal auf den zwei großen Buchmessen in Deutschland gewesen ist, um dort ein Buch zu präsentieren oder die Rechte zu verkaufen, um Kontakte zu knüpfen oder um zu erfahren, welche Neuheiten die Kollegen oder die Konkurrenz auf den Buchmarkt bringen, weiß: Die Buchmessen markieren Buchjahre, wie die großen Feste das Kalenderjahr. Die zwei wichtigsten internationalen Buchmessen sind Frankfurt und Leipzig. Sie sind die beste Schaubühne des Literaturbetriebs und -austauschs in allen seinen Facetten.

Die Buchmessen in Deutschland sind wie Weihnachten oder Ostern für diejenigen, die ihren Beruf oder ihr Interesse mit Büchern verbinden. Dies ist wohl eine deutsche Besonderheit und liegt daran, dass die Verlage das Frühjahrs- und Herbstprogramm prä-

sentieren, und als Auftakt oder Verstärker der jeweiligen Produktion gilt die jeweilige Buchmesse; anders verhält es sich in meinem Heimatland Griechenland, wo die Verlage fast täglich ein neues Buch auf den Markt bringen und nicht an solche Termine gebunden sind.

Es ist schon eine Weile her, dass Griechenland als Schwerpunkt auf der Frankfurter Buchmesse präsentiert wurde: Dies war im Jahr 2001. Schon etwa zwei Jahre zuvor war das Interesse an Literatur aus Griechenland gewachsen, doch in jenem Jahr wurden um die 50 Titel vom Griechischen ins Deutsche übersetzt. Einige von diesen freilich in kleinen, unscheinbaren Verlagen, deren Vernetzung in der Presselandschaft und im Vertrieb keine große Verbreitung erlaubt.

Doch auch namhafte Verlage aus Deutschland, Österreich und der Schweiz haben ihr Interesse durch die Publikation einer Reihe von Romanen manifestiert, die in Griechenland Erfolg hatten. Zur Frankfurter Messe, aber auch für Lesereisen in ganz Deutschland, waren dann auch mehr als 50 Autoren angereist. Die Presse hiezulande berichtete einiges, oft Positives, manchmal Negatives, die Presse in Griechenland war gar hingerissen. Das Messepublikum erschien zahlreich zu den Lesungen, so dass man fast immer von erfolgreichen Veranstaltungen sprechen konnte. Doch das Lesepublikum zeigte sich dann doch nicht so begeistert, dies war zu-

mindest der Tenor der Lektoren, die nur sehr zögerlich Autoren aus Griechenland weiter publizieren wollten. Die einzigen Autoren, deren Bücher nach 2001 weiterhin übersetzt und verlegt wurden, waren Petros Markaris (Krimi), Ioanna Karystiani (Roman), Nikos Panagiotopoulos (Science Fiction, Satire) und Soti Triantafyllou (Familienchronik).

Eines ist klar: Die Euphorie, die die Vielzahl der Übersetzungen im Rahmen des Mes-seschwerpunkts mit sich brachte, hielt nicht dauerhaft an. Doch dies ist bei der Literatur der meisten Länder der Fall, die in Frankfurt als Gastländer der Buchmesse ausgewählt waren: Weder Korea, die arabische Welt, Katalonien noch die Türkei – und diese kleine Liste lässt sich leicht erweitern – konnten am Ende die Frankfurter Buchmesse als Sprungbrett nutzen, um ein größeres Interesse der deutschen Leserschaft auf sich zu ziehen.

Im Falle Griechenlands kam hinzu, dass die für die Realisierung von Literaturübersetzungen nun einmal notwendigen Finanzierungen allmählich schwanden und im Zuge der aktuellen Wirtschaftskrise gar gänzlich ausfielen. Bei dieser zunächst enttäuschenden Feststellung zu bleiben, wäre jedoch kleinlich und eindimensional. Den Nutzen eines solch enormen Aufwands sollte man nicht nur anhand der Anzahl durchgesetzter Autorinnen und Autoren messen.

Doch kein Sprungbrett

Um beim Beispiel Griechenland zu bleiben: Die Messe hat viel bewegt. Die Jahre danach waren für jeden, der am Literaturbetrieb teilnimmt, ob Autoren, Verleger, Journalisten, Kulturschaffende oder Politiker, von Veränderung geprägt. Autoren haben andere Perspektiven wahrgenommen, die nicht nur mit den griechischen Realitäten zu tun hatten. Die Anträge für Stipendien und auch

die Autorennetzungen nahmen zu. Und schließlich: Politik und Medien wurde klar, dass das Buch ebenso seine professionellen Botschafter braucht wie die Politik.

Die Griechische Kulturstiftung in Berlin bemüht sich, ihre Aktivitäten dieser Tatsache anzupassen, und die zwei Buchmessen spielen selbstverständlich eine wichtige Rolle.

Die Erfahrung zeigt, dass das Interesse von Publikum, Lektoren und Agenten in Europa jenseits der eigenen Nationalliteraturen eher gering ist. Nur wenige interessieren sich für den internationalen Literaturdialog, nur wenige lesen Literatur, die die Vielfalt der verschiedensten Länder und Regionen in Europa zeigt. Berührungspunkte, Erfahrungen und der gemeinsame Umgang mit Konflikten in der postmodernen, postindustriellen und postkolonialen Welt bleiben aus. Dabei sollte dies doch eine Welt sein, die in Europa nicht von einer Kultur dominiert wird, sondern von der multikulturellen Vielfalt der europäischen Kultur.

Doch diese Vielfalt spiegelt die Buchmesse in Leipzig wider. Anlässlich der griechischen EU-Ratspräsidentschaft in der ersten Hälfte des Jahres 2003 wurde auf Initiative der Griechischen Kulturstiftung Berlin die Veranstaltungsreihe „Kleine Sprachen – Große Literaturen“ auf der Leipziger Buchmesse ins Leben gerufen. Seitdem findet sie jährlich – seit 2005 in einem eigenen, gleichnamigen Forum – in Leipzig sowie mit einer „Nachlese“ in der Literaturwerkstatt Berlin statt.

Ziel des Projekts ist es, das Interesse an den Literaturen kleiner Sprachräume zu stärken. Eingeladen werden zeitgenössische Schriftsteller aus Ländern Europas, deren Sprach- und Kulturräume – oft als exotisch betrachtet und vom Literaturmarkt als risikoreich gemieden – eine Hürde für ihre Durchsetzung im deutschsprachigen Raum darstellen.

Die erste Veranstaltungsreihe lief noch

unter dem Titel „Neues Europa – alte Identitäten“. Ausgangspunkt waren das Einigungsprojekt der EU, die Veränderung des Selbstverständnisses europäischer Identität und die damit zusammenhängenden regionalen Ängste, tradierte individuelle und kollektive Identitäten zu verlieren.

Thematisiert wurden damals Konflikte in den Ländern Ost- und Südosteuropas, wie etwa dem zwischen Tradition einerseits und Moderne mit individuellen Lebensentwürfen andererseits. Oder dem zwischen verschiedenen nationalen Interpretationen der europäischen Geschichte. Auch Verunsicherungen, die durch Veränderungen politischer, sozialer und ökonomischer Strukturen vor und nach dem Zusammenbruch des Kommunismus auftraten, wurden behandelt. Dazu fanden sich die Kulturvertretungen Griechenlands sowie der EU-Beitrittsländer Polen, Tschechien, Ungarn und Zypern zusammen und luden Autorinnen und Autoren aus ihren Ländern ein.

In den folgenden Jahren kamen weitere Partner dazu, sodass 2008 an diesem transnationalen Literaturprogramm Schriftsteller aus Bulgarien, Estland, Griechenland, Irland (Keltisch), Kroatien, Lettland, Litauen, Luxemburg, Malta, Polen, Rumänien, Serbien, der Slowakei, Slowenien, Spanien (Andalusisch, Katalanisch oder Baskisch), Tschechien, Ungarn und Zypern teilgenommen haben.

Die Schriftsteller werden von den verschiedenen Landesinstitutionen ausgewählt und von den Projektleitern nach Gattungs- und inhaltlichen Kriterien paarweise gruppiert. Das Programm besteht dann aus moderierten Tandem-Lesungen mit anschließenden Podiumsdiskussionen im Forum sowie aus Gruppenlesungen an anderen Orten Leipzigs, wie etwa im Haus des Buches, aber auch in kleineren Szeneorten. Anliegen dieser mittlerweile institutionalisierten Veranstal-

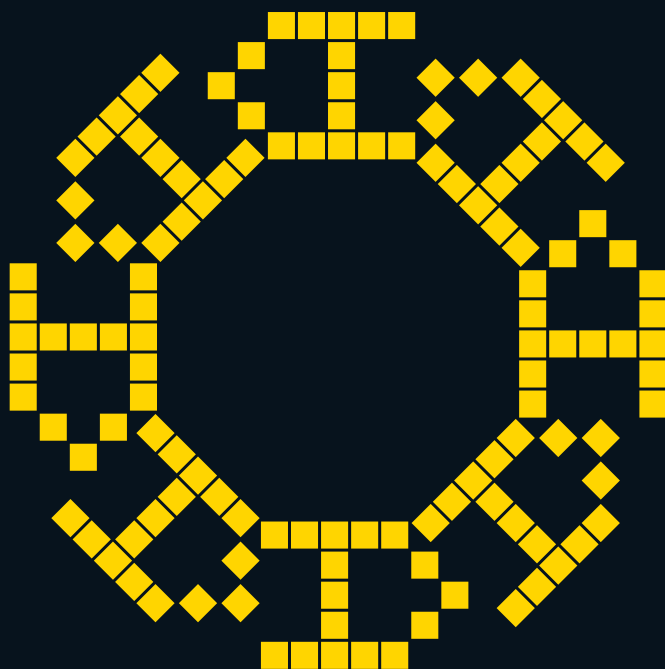
tungsreihe ist es, das Interesse von Verlagen, Presse und Publikum zu wecken und die Aufmerksamkeit vom Zentrum des deutschen, angelsächsischen und romanischen Literaturkanons auf die Peripherie zu lenken, um Fragen nach der aktuellen Kulturidentität Europas vollständiger und gerechter beantworten zu können.

Ein weiteres, mittelfristiges Ziel ist es, ein Netz aus Kontakten zwischen den Autoren kleiner Sprachräume sowie einen Pool an Übersetzungen unter den Literaturen dieser kleineren Sprachräume entstehen zu lassen. Ohne Zweifel wirkt es sich positiv auf die Wahrnehmung Europas als dem Kontinent der Vielfalt und Mehrsprachigkeit aus, wenn die kleineren Sprachräume zusätzlich miteinander vernetzt sind und in den dortigen Ländern Literatur gelesen wird, die nicht nur von den dominanten Kulturräumen kommt.

Geplant ist auch, das Programm um internationale Übersetzerseminare zu erweitern, etwa in Zusammenarbeit mit dem „Literarischen Colloquium Berlin“, das die nötige Erfahrung mitbringt und eine eindrucksvolle Übersetzerdatenbank errichtet hat – allerdings nur für Übersetzerinnen und Übersetzer deutscher Literatur in die Weltsprachen.

Übersetzungsförderung ist ein erster wichtiger Ansatzpunkt; Vertrieb und Marketing literarischer Werke sind weitere zentrale Grundpfeiler. Zu prüfen wäre die Etablierung eines EU-weiten Förderungssystems, das in einer konzertierten Aktion sozusagen im Sinne einer „europäischer Literatur“ die für die Verbreitung von Literatur genauso wichtigen Elemente wenigstens teilweise fördert.

Eleftherios Ikonou ist Leiter der Griechischen Kulturstiftung in Berlin.



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890

Das Schöne und sein Preis Das Publikum erwartet von den Autoren keine Welterklärungen und ethischen Aufbauhilfen mehr. Eine neue Generation junger Schriftsteller bekennt sich offensiv zum schönen Schein der Marktwirtschaft. Entwickelt sich der Literaturbetrieb zu einer Sparte der Lifestyle-Industrie? Welche Rolle spielt die Literaturkritik dabei? Soll sie lediglich Orientierung im Überangebot bieten? Wohin entwickelt sie sich? *Von Hubert Winkels*



Der Import englischsprachiger schöner Literatur nach Deutschland ist hoch. Der Export deutscher Literatur in angelsächsische Länder ist verschwindend gering. Der Austausch von Literatur in Übersetzungen mit anderen europäischen Staaten ist ungleichmäßig und von historisch-kulturellen Beziehungen und auch von Moden abhängig. In Deutschland hat das Interesse an osteuropäischer Literatur zugenommen, aus naheliegenden geopolitischen Gründen – aber auch, weil es hier geschichts-trächtigen Stoff, Aufbruch und viel wildes Genie gibt, glauben die Deutschen. Doch auch hier ist die Situation von Grund auf asymmetrisch. Es wird mehr ein- als ausgeführt. Diese ökonomischen Termini scheinen unpassend. Sie sind es auch im Kern. Doch das Ökonomische schlägt nun einmal auf den

literarischen Betrieb durch. Zeigen kann man dies am Beispiel der Literaturkritik, meinem wesentlichen Arbeitsfeld seit über 30 Jahren – und zwar in Zeitung und Zeitschrift ebenso wie im Fernsehen und im Radio.

Mir geht es hier zunächst um die Literaturkritik in ihrer historisch überkommenen, und sagen wir mit entsprechendem historisch grundiertem Pathos: in ihrer reinen Form. Und diese, so meine These, ist nicht bedroht durch die Vervielfältigung der Medien an sich, sondern durch den Wegfall der bürgerlichen Öffentlichkeit und damit auch der aus ihr hervorgegangenen Form der Kritik des kulturell Gegebenen in Disput und auch Streit. Diese Entwicklung ist verursacht durch das Zusammenspiel zweier Tendenzen: dem Vertriebsimperativ, der die Kritikkultur (und mit ihr die Kulturkritik) hinter sich lässt, und zweitens einem Unterhaltungsverständnis als emphatischer Teilhabe am kulturellen Ereignis – weg von seiner kritischen Durchdringung. Eines ist klar: Wir haben es mit einem historisch-gesellschaftlichen Problem zu tun, einem viel allgemeineren sozialen und kulturellen Wandel.

Ich beginne mit einer nicht besonders originellen, aber zunehmend beargwöhnten These: Die Literaturkritik, eingeschlossen der Essay zur Literatur, bildet die Königsdisziplin des Kulturjournalismus. Warum? Zum einen ist die Kritik die sprachlich dichteste journalistische Form, weil sie anknüpft an

die Formendichte ihres Gegenstandes. Sie arbeitet mit einem sehr komplexen, vorwiegend historischen Referenzsystem und leistet deshalb eine weit gespannte Vermittlungsarbeit zwischen Geschichte und Gegenwart.

Zweitens werden mittels der Literaturkritik gesellschaftlich notwendige, nicht selten politisch-historische Selbstverständigungsdispute ausgetragen. Der Anstoß geht oft vom literarischen Werk aus, die Kritik nimmt hier die Rolle des Verstärkers, des Katalysators und des Forums für Kontroversen ein.

Die großen von Günter Grass oder Salman Rushdie, von Alexander Solschenizyn oder Christa Wolf, von Max Frisch, Harold Pinter, Botho Strauß, Peter Handke, Martin Walser oder W. G. Sebald initiierten Debatten bedürfen zunächst der ästhetisch-politischen Argumentationszone der Kritik. Drittens: Tatsächlich zeugt auch die publizistische Praxis von der herausragenden Bedeutung der Literaturkritik. Die großen intellektuell anspruchsvollen Zeitungen in Deutschland haben in oder neben dem allgemeinen Kulturressort relativ selbständige Literaturredaktionen eingerichtet.

Eigene Literaturzeitungen wie in den USA und Großbritannien, professionell gemachte Zeitschriften wie in Frankreich spielen in Deutschland kaum eine Rolle. Hier haben wir Aufholbedarf, wie eine internationale Kritikkonferenz im Münchner Literaturhaus 2008 gezeigt hat, und es werden erste Bemühungen erkennbar, sich am publizistischen

Standard im Westen zu orientieren. Mit der ironischen Folge, dass die einen tendenziell dorthin wollen, von wo die anderen im selben Zeitraum vertrieben zu werden drohen.

Wie sieht die gegenwärtige Kritikpraxis aus? Welche Verschiebungen gibt es? Die erfolgreichsten zeitgenössischen Kritiker bestimmen ihre Tätigkeit vom Publikum her. Sie rücken den Leser an die wichtigste Stelle im Koordinatensystem ihrer Arbeit. Den Leser für ein Buch zu interessieren, ist ihre vornehmste Aufgabe. Sie vermitteln zwischen literarischem Werk und Publikum. Sie arbeiten, wie andere Kritiker auch: auswählend, analytisch, introspektiv, urteilend nach Regeln und nach Geschmack.

Aber die Unterhaltsamkeit ihrer eigenen Hervorbringungen ist ihnen ähnlich wichtig wie die gelingende Überzeugung des Adressaten, als dessen Anwalt sie sich verstehen. Wenn es sein muss, als Anwalt seines besseren Ich. Dazu gehört die probeweise Stellvertreterschaft: Die eigenen intellektuellen Reflexe und gut ausgebildeten Affekte testen zunächst das in Frage stehende Kunstprodukt. Die Protagonisten einer publikumsbezogenen Kritik richten sich tendenziell an das große Publikum, die immer noch recht große Gruppe der Gebildeten und darüber hinaus alle medialphabetisierten Teilnehmer von institutionalisierter Kultur und Unterhaltung.

Und sie vermeiden damit allzu große Nähe zum kunstinternen Diskurs und nicht selten auch zum speziellen innovativen Anspruch des Kunstwerks. Das ist gerade dort der Fall, wo als Kritiker häufig Universitätsdozenten und auch andere Schriftsteller in Erscheinung treten, wie in Großbritannien zum Beispiel. Doch hier wie dort ist eine Neigung zu emphatischen, vor allen zu emphatisch bejahenden Urteilen feststellbar. Warum, so die implizite Leitfrage, sich die Mühe machen,

Die Literaturkritik ist nicht bedroht durch die Vervielfältigung der Medien an sich, sondern durch den Wegfall der bürgerlichen Öffentlichkeit.

ein nicht gelungenes Werk zu analysieren. Es versteht sich, dass der so beschriebene Kritikertypus, trete er bärbeißig oder charmierend in Erscheinung, dem Publikum besonders teuer ist. Er gibt ihm auf einfachem Wege Unterhaltung und Belehrung und, was zunehmend wichtiger wird, Orientierung auf einem sich immer stärker ausdifferenzierenden ästhetischen Feld und einem immer unübersichtlicheren Buchmarkt. Den publikumsnahen Kritiker erfolgreich zu nennen, hat etwas Tautologisches, wenn Bekanntheit und entsprechender Einfluss auf den Verkauf von Büchern den Maßstab bilden.

Ein Gegengewicht zu dieser Publikumsorientierung bildet die Werkorientierung. Hier kann man noch einmal unterscheiden: zwischen Kritikern, die sich eher in einer Diskursgemeinschaft mit literarischen Autoren sehen, und solchen, die an der Entwicklung einer autonomen Logik der Kunst interessiert sind. Letztere stehen in Deutschland spätestens seit Anfang der neunziger Jahre in verstärktem Verdacht, eine ästhetische Geheimbündelei zu betreiben. Sie unterstützten, so der gängige Vorwurf, die gesellschaftliche Abspaltung der anspruchsvollen Kunst zu einem Bereich quasi religiöser Geheimhaltung, in dem ganz eigene Machtverhältnisse herrschten.

Diese Vorwürfe sind häufig gekoppelt an eine Skepsis gegenüber den innovativen formalen Entwicklungen in der Kunst selbst, wie sie vor allem die österreichischen Autoren lange gepflegt hatten. Die Avantgardisten umgekehrt bezichtigten die sogenannten Konservativen eines eingeschränkten realistischen Literaturbegriffs und verwiesen nicht selten auf den sozialistischen Realismus als politisch verpöntes Modell oder auf die Literatur des 19. Jahrhunderts als anachronistische Bezugsgröße. Doch hat sich diese starre Gegenüberstellung weitgehend aufgelöst. Zum einen hat

die Entwicklung eines sogenannten postmodernen Kunstverständnisses dafür gesorgt, dass, zumindest idealtypisch, alle gegebenen Formen gleichrangig nebeneinander stehen und für die verschiedensten Kombinationen benutzbar sind. Im Zusammenhang damit haben politische Entpolarisierungen in Europa ganz allgemein zu einer Entkrampfung geführt, im gesellschaftlichen Umfeld der Literatur und bei ihr selbst. So konnte sich die konventionelle Erzählhaltung durch formale Selbstironisierung neuen Spielraum verschaffen und hat sich tatsächlich wieder belebt.

Die formspielerische Tendenz andererseits, wenngleich die im Ergebnis schwächere Seite des schönen Ganzen, konnte die kämpferische Attitude ablegen und sich mit ihren Reizen offener anbieten als zuvor. Ein Zug ins Spielerische, ins Heitere, ins witzig Verblüffende wurde wieder stärker sichtbar und zudem genießbar. Auch in der Kritik hat sich die Polarisierung, die Anfang der Neunziger mit einer Generaloffensive der Unterhaltungsverteidiger einen Höhepunkt erreichte, wieder entschärft. Doch ist hier die Orientierung an den Forderungen des literarischen Marktes indirekter wirksam. Sie kennt keinen unmittelbaren Publikumskoeffizienten. Man zahlt für sie nicht in direkter Abhängigkeit von der Zahl der Mediennutzer. Zudem ist ihre Rezeption nur schwer messbar. Doch ist die Kritik der literarischen Entwicklung derart koordiniert, dass deren Probleme in spezieller Zeitverzögerung auch zu ihren werden.

Eher graduell unterscheiden sich von den Beschwörern der autonomen Kunstent-

Die erfolgreichsten Kritiker rücken den Leser an die wichtigste Stelle im Koordinatensystem ihrer Arbeit.

wicklung solche Kritiker, die in ihrer Arbeit an den Autoren orientiert sind. Sie arbeiten hypothetisch aus demselben intellektuellen und imaginativen Fundus wie jene. Doch betonen sie stärker das Ingeniöse des Autors. Und auch wenn sie nicht die biographische Nähe suchen, teilen sie seine grundlegenden ästhetischen, philosophischen und nicht selten auch politischen Voraussetzungen.

Das hat häufig, aber nicht zwingend, mit der Zugehörigkeit zur selben Generation zu tun. Die bewusste Generationsidentität hat sich übrigens nicht erst nach dem weitgehenden Abbau der politischen Ideologien in Europa durchgesetzt, weil so ein gewisser Entzug an Gemeinschaftsgefühl kompensiert werden konnte. Sie war in Deutschland auch schon vorher stark ausgeprägt, weil die Abgrenzung von einer Vorgängergeneration, die zur Zeit des Nationalsozialismus und des Weltkrieges sozialisiert wurde, lange nachwirkende tiefe Risse erzeugt hatte.

Das Generationsparadigma wird zudem verstärkt durch die ungewöhnliche Nähe zwischen Autoren, Kritikern und anderen Agenten des Literaturbetriebs im dicht institutionalisierten Alltag. Das ist im deutschsprachigen Raum mit seinen permanenten Lesungen in Literaturhäusern und Buchhandlungen, auf Festivals und bei Lesewettbewerben besonders deutlich. Auch wenn das größte Lesefestival Europas in Hay on Wye in England stattfindet, und nicht, wie gerne behauptet mit der Lit.Cologne in Köln.

Den stärksten Grund für die Aufhebung der strikten Polaritäten im literarischen Feld und einem nachfolgenden deutlichen Übergewicht der formal traditionellen Erzählhaltung kann man in den welthistorischen Ereignissen zwischen 1989 und 1991 sehen: im Fall des Eisernen Vorhangs, der Europa geteilt hatte, und im Ende der ideologischen Selbststilisierung zweier weltanschaulich-

politischer Systeme in Abhängigkeit voneinander. Natürlich sind solche politisch-ästhetischen Ableitungen heikel, zumal aus geringem historischem Abstand, doch passt die Überwindung einer hartnäckigen und kämpferischen Fortschrittsemphase in politisch-gesellschaftlichen Fragen nur allzu gut zum postmodernen Pluralismus im Ästhetischen. Ein, wenn nicht kausaler, so doch tiefenstruktureller Zusammenhang, ist nicht zu übersehen.

Hinein in die Orientierungskrise

Diese Entwicklung hat sicher einen Abbau von normativem Druck mit sich gebracht: eine Befreiung von der sozialistischen Regelpoetik im Osten und auch vom Zwang, sich dieser radikal zu entziehen. Im Westen war die Lösung von Zwängen, sei es der politisch-moralischen Korrektheit, sei es der kämpferisch-emanzipativen Avantgardehaltung, schon längst im Gange. Sie führte jetzt, kurzgeschlossen mit dem politischen Bereich, zu einer Art Orientierungskrise. Doch Krisen bedeuten im Kapitalismus Antriebskraft. Überwiegend wurde die tastende Bewegung in einer unübersichtlichen Situation als Befreiung empfunden. Auch dann, wenn das Statement oder die Arbeit des Künstlers nicht mehr dieselbe Bedeutsamkeit zu haben schienen wie zuvor. Man konnte jetzt, zumindest dem Selbstverständnis nach, alles machen, man konnte sich neu sortieren, und der Kritiker konnte in diesem Prozess seine Unterscheidungen und Zuordnungen neu treffen.

Diese Differenzierung des Feldes brachte aber auch eine Erfahrung der Marginalisierung mit sich: So viele gelungene Kunstwerke, so viel fachliche Anerkennung, und die Gesellschaft schaut gar nicht richtig hin! Dies ist eine Beschreibung der zeitweiligen Selbstdeutung der literarischen Kultur, nicht

ihrer tatsächlichen Zustandes. Man fühlte sich aus dem Zentrum gerückt, war aber tatsächlich nur Teil einer allgemeinen Dezentrierung, oder mit einem populären soziologischen Begriff ausgedrückt: Ausdifferenzierung aller Gesellschaftsbereiche.

Zwei auf den ersten Blick einander widersprechende Entwicklungen waren die Folge: Starke Interventionen der Schriftsteller in den politisch-historischen Raum, als gelte es verlorenes Terrain erneut zu besetzen. Und zum anderen eine deutlich verstärkte Bedeutung des Buchmarktes für das gesamte literarische Feld.

Zunächst fällt im scheinbaren Gegensatz zu einer Marktorientierung der literarischen Kultur auf, in welchem Maße Schriftstellern zugemutet wurde, die historisch neue Situation zu deuten. Der Ruf der Literaturkritik nach dem sogenannten Wenderoman in Deutschland wurde sprichwörtlich. Doch wie angemaßt und manchmal albern, als stelle man legitime Forderungen an einen Zögling, solche Ansprüche auch waren, es bewegte sich einiges, wenn auch nicht das Gewünschte.

So hat zum Beispiel Günter Grass seit der Wende heftiger in die zeitgeschichtlichen Debatten eingegriffen als in den zwei Jahrzehnten zuvor. Was ihm mit seinen ökologisch und feministisch befeuerten Großromanen „Der Butt“ und „Die Rätin“ nicht gelungen war, nämlich die Gemüter ästhetisch und politisch zu bewegen, das gelang ihm unter anderem mit seiner vehementen Ablehnung der deutschen Wiedervereinigung, mit seiner Kritik an ihrem rechtlichen Vollzug, mit seiner Darstellung des historischen Gesamtprozesses der deutschen Nationalstaatsbildung im Roman „Ein weites Feld“, und nicht zuletzt mit seinem literaturförmigen Hinweis auf das Leiden des deutschen Flüchtlinge am Ende des Zweiten Weltkriegs in der Novelle „Im Krebsgang“.

Die literarische Kritik blieb weitgehend nüchtern und skeptisch. Sie hatte das Auseinandertreten von politischer und ästhetischer Sphäre ebenfalls schwer zu verarbeiten, blieb aber im Großen und Ganzen an der relativen Autonomie des Ästhetischen orientiert.

Diesem Befund steht nun ein anderer gegenüber, der besagt: Literatur sei mehr denn je ein Konsumgegenstand wie andere Kulturangebote auch. Und Bücher, auch die schönen und guten, seien in erster Linie Waren, und erst in zweiter Linie möglicherweise Güter der besonders schutzwürdigen, weil kulturell wertvollen Art.

Hier, bei dieser Argumentation, die sich vor allem auf die tatsächliche Situation in den fusionierten Verlagshäusern und den großen jeweils nationalen Buchhandlungsketten berufen kann, berühren wir wieder die Typologie der Kritiker. Denn als eines haben wir sie noch nicht in den Blick gefasst: als Agenten des Marktes. In einer ökonomisch geprägten Konstellation mit Produzent, Vertrieb und Kundschaft wäre der Literaturkritiker in erster Linie ein Vertriebsagent, dessen überkommene Aufgabe der Geschmacks- und auch Meinungsbildung sich auf eine Art Warentestfunktion reduzierte. Nur randständige Mitspieler des literarischen Lebens würden dies begrüßen oder gar fordern. Solche kunstfromme Scheu hat auch mit der bereits angesprochenen einstigen Funktion der literarischen Öffentlichkeit als Vorläufer einer jeden, also auch der politischen Öffentlichkeit in Deutschland zu tun.

Und lange noch, bis tief ins 19. Jahrhun-

So viele gelungene Kunstwerke,
so viel fachliche Anerkennung,
und die Gesellschaft schaut gar
nicht richtig hin!

dert, mussten zumindest im Westen Europas Philosophie und Literatur die Hauptlast der bürgerlichen Emanzipation überhaupt tragen. Dennoch wächst die Bedeutung des Marktes auch für den Kritiker.

Diese ökonomische Orientierung am Markt führt zu einer Diffusion des gesamten Feldes der Kritik. In diesem Fall haben wir es mit einem Kritiker zu tun, der über die Standards der Literaturkritik durchaus verfügt, sich aber immer stärker leiten lässt vom erwarteten Erfolg eines Buches. Er kennt die Kalkulationen der Buchverlage, weiß bei übersetzten Büchern um deren Erfolge in anderen Ländern. Er bringt in Erfahrung, wie hoch die Vorschüsse der Literaturagenten und Verleger waren, und er schließt daraus, welche Anstrengungen der Verlag unternehmen wird, das Buch auf dem Markt zu platzieren und durchzusetzen. Sicher wird er keine Zuwendungen vom Verlag erhalten und er wird auch nicht darauf spekulieren, aber er lässt sich mittragen von einer Welle des Bucherfolgs, die ja auch bedeutet, dass eine Vielzahl von Menschen eben jene Urteile und euphorischen Gefühle, jene Erkenntnisse oder Lebensklugheiten, die der Kritiker herausgearbeitet hat, teilen.

Die Helden des Marktes, die Autoren, und die Helden ihrer Romane sind auch die des Kritikers, sie sind es für ihn schon ein wenig früher als für andere. Ja, hat er an ihrer Popularität nicht mitgearbeitet und gehört ihm nicht ein wenig von jenem kollektiven seelischen Aufschwung, den ein anspruchsvoller und unterhaltsamer Bestseller auslöst?

Und ist er nicht tatsächlich näher an den Menschen als seine bitter tüfelnden Kollegen? Hat er nicht mehr verstanden, wenn schon nicht vom Kunstwerk, dann von seiner gesellschaftlichen Umwelt? Von solchen internen Orientierungen eines Kritikers ist es nicht mehr weit bis zur Frage, ob der Markt

nicht tatsächlich die immer wieder von Intellektuellen eingeklagte Nähe zu den Vielen differenziert und zwanglos herstellt, wie die Befürworter sagen. Oder erzeugt er eine Art swingender Öffentlichkeit neuen Typs, die vertriebs-, also betriebswirtschaftlich getrieben, eine demokratische operative kulturelle Praxis, nämlich die argumentierende analytische Kritik als Öffentlichkeitsmodus ersetzt?

Von diesem die Literaturkritik betreffenden Befund scheint es ein weiter Weg bis zur Frage, wie sich der Austausch der Nationalliteraturen in Europa entwickeln wird. Aber soviel ist klar: dass Eigensinn und Eigenlogik des ästhetischen und literaturkritischen Diskurses ein Navigationsmittel zwischen den Kulturen sind, dass sie unabhängiger machen von der Logik des Markterfolgs. Sie können gewährleisten, dass die Literatur kleiner Sprachen, dass die Literatur aus kleineren Verlagen, dass die schwierig und also aufwändig zu übersetzende Literatur überhaupt eine Chance bekommen. Das ist zur Belebung des gesamten Feldes so wichtig, dass selbst die zentralen Marktagenten Interesse an dieser ästhetisch-kritischen, eigenständigen und gleichwohl mit dem Gemeinwesen eng koordinierten literarischen Kultur haben müssen.

Hubert Winkels, Jahrgang 1955, ist Literaturredakteur beim „Deutschlandfunk“. 1988 erschien vom ihm im Rowohlt Verlag der Erzählband „Ausnahmezustand“. Er veröffentlicht regelmäßig Literaturkritiken in der Wochenzeitung „Die Zeit“. Er war Gastprofessor für Literatur und Medien in Essen (1998) und Gastprofessor für Literaturkritik an der Universität Göttingen (1999/2000). 2007 wurde Winkels mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik ausgezeichnet.





Vernetzte Räume Es verbindet literarische Zentren in Europa, organisiert interkulturelle Begegnungen und lässt die Akteure des literarischen Lebens – Autoren, Übersetzer, Vermittler - die Vielfalt der verschiedenen Kulturen erleben: HALMA, das Netzwerk Literarischer Zentren in Europa. *Von Sigrid Bousset*



Die Literaturlandschaft in Europa hat sich im letzten Jahrzehnt tiefgreifend verändert. Einerseits ist eine wachsende Kommerzialisierung des Buchmarktes festzustellen, andererseits gibt es in allen Teilen Europas immer mehr literarische Vermittler, die immer professioneller agieren. Mit Literaturhäusern und Autorenresidenzen, Literaturagenturen und -festivals etablieren sich Strukturen, die auf unterschiedliche Weise das literarische Leben verändern. Der Ausbau von Literaturfonds in verschiedenen europäischen Ländern sorgt für eine Unterstützung des Autors und seiner Texte: in vielen Ländern werden Autoren und Übersetzer über Stipendien in ihrem kreativen Prozess gefördert, es werden Übersetzungsrichtlinien entwickelt, um für die Literatur über die Landesgrenzen hinaus

zu werben und Bemühungen unternommen, literarische Werke im In- und Ausland zu verbreiten. In ganz Europa schießen Literaturfestivals, Autorenresidenzen, Literaturhäuser und -veranstaltungen jeglicher Art wie Pilze aus dem Boden. International agierende literarische Mediatoren nutzen verstärkt Orte wie Buchmessen und Festivals, um sich über die Grenzen der eigenen Sprache und Literatur hinaus zu begegnen, Absprachen zu treffen, Austausche zu Stande zu bringen, gemeinsame Programme zu besprechen.

Im Jahr 2004 gründete die Brüsseler Literaturorganisation Het Beschrijf das internationale Literaturhaus Passa Porta und startete ein Residenzprogramm für internationale Autoren. Passa Porta hat es sich zur Aufgabe gemacht, in Europas Hauptstadt Türen zu öffnen zwischen Sprachen, Literaturen und Kulturen. Die komplexe, hybride und polyglotte Stadt Brüssel spielt bei allen Initiativen von Passa Porta die Hauptrolle. Mit der international ausgerichteten Stadt Brüssel als Biotop und Arbeitsfeld wuchs bei uns schon bald das Bedürfnis, mit anderen Literaturhäusern im Ausland in Kontakt zu treten. Dann kamen wir mit dem neu gegründeten HALMA-Projekt in Kontakt: einem Netzwerk europäischer Literaturinstitutionen, das der Verknüpfung europäischer Kultur- und Literaturszenen dient. Als eine Austauschplattform zwischen europäischen Schriftstellern, Übersetzern und Literatur-

vermittlern gedacht, schien es zu diesem Zeitpunkt vornehmlich in Osteuropa verankert zu sein. Wir hielten es für wichtig, dieses hervorragende Projekt auf West- und Südeuropa auszuweiten, um auf diese Weise zu einem wahren Informations-, Ideen-, Autoren- und Übersetzeraustausch in ganz Europa zu gelangen.

Mein erstes Treffen mit den Mitgliedern des Netzwerkes fand im Frühjahr 2007 in der serbischen Kleinstadt Sremski Karlovci statt. Ich lauschte einem Schriftsteller wie László Végh und seinem wehmütigen Bericht über das Verschwinden der Mehrsprachigkeit und Multikulturalität in Novi Sad, besuchte einen Herausgeber für ausgezeichnete internationale Literatur in kyrillischem und lateinischem Alphabet, vernahm mehr über das Identitätsproblem der ex-jugoslawischen Literatur, hörte dem HALMA-Vorsitzenden Krzysztof Czyżewski mit seiner jahrelangen Erfahrung und seinem Borderland House an der Grenze zu Polen, Litauen und Belarus zu, oder auch anderen Kollegen, die alle aus derselben Getriebenheit, oft unter schwierigen Umständen, in ihrer täglichen Praxis fortwährend daran arbeiten, Begegnungen zwischen Literaturen aus ganz Europa zu schaffen und so etwas wie ein europäisches Bürgertum zu entwickeln, genährt durch europäische Texte und Geschichten.

Von diesem Moment an verpasste ich kein einziges Treffen mehr. Mich hatte der „HALMA-Spirit“, wie wir ihn nennen, gepackt. Das Literaturnetzwerk breitete sich mit einer Anzahl neuer Partner, in erster Linie aus Westeuropa, weiter aus und nahm konkretere Form an: 26 literarische Zentren treffen sich zwei Mal pro Jahr zur Umsetzung gemeinsamer Initiativen. Der Prozess ist dabei fast ebenso wichtig wie das Produkt. Wir entwickeln eine Zuhörbereitschaft, wir stoßen auf Ähnlichkeiten und Unterschiede bei den Ar-

beitsmethoden, der Vorgehensweise, der kulturpolitischen Einbettung unserer Projekte, und vor allem herrscht ein unstillbares Verlangen, neue Literaturen kennenzulernen und Möglichkeiten für grenzüberschreitende und wechselseitige Zusammenarbeit zu suchen.

Die konkrete Basis für die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Autoren- und Literaturhäusern besteht aus einem Writers-in-Residence-Programm zur Förderung der Mobilität zeitgenössischer Autoren und darin, Übersetzungsmöglichkeiten für ihr Werk zu schaffen. Schriftsteller sind nur allzu oft dazu verurteilt, auf ihren eigenen Sprachraum beschränkt zu bleiben, sie bekommen zu wenig Gelegenheit, ihren Horizont zu erweitern, ihrem Werk durch eine veränderte Umgebung neue Impulse zuzuführen oder ihren Kreativeprozess durch die Bekanntschaft mit einer anderen Sprache, Literatur und Kultur befruchten zu lassen. Im Jahr 2010 erfährt dieses Residenzprogramm eine Steigerung: dank europäischen Fördergeldern kann das Literaturnetzwerk über 20 Schriftstellern ein Stipendium anbieten. Eine konkrete Zusammenarbeit, die sämtliche HALMA-Häuser miteinbezieht, nimmt damit Form an. Jede Institution schlägt einen Autor vor, der die Chance erhält, für einen jeweils einmonatigen Aufenthalt zu zwei Häusern in zwei verschiedenen Ländern zu reisen. Die betreffenden Institutionen stellen Kontakte her zwischen Autor und Literaturszene, sie initiieren Kooperationen mit Übersetzern und vermitteln Kontakte zu potenziellen Verlegern.

Es zeigt sich immer wieder, dass Stipendiatenresidenzen Autoren in Bewegung bringen, in einen Strom der Kreativität. Die Präsenz des intellektuellen und künstlerischen Potenzials ausländischer Autoren ist für das literarische und kulturelle Leben, an dem sie eine zeitlang teilnehmen, außergewöhnlich

bereichernd. Als „Gegenleistung“ für die Gastfreundschaft bieten sich die residierenden Autoren oft spontan als Mittler an. Sie lesen Literatur aus dem Land ihres Aufenthalts, sie nehmen das Wissen darum mit und helfen beim Zustandebringen von Kontakten mit literarischen Mediatoren im eigenen Land: literarischen Podien, Zeitschriften und Verlagen.

Im April 2009 stand das Treffen des Netzwerks im Übersetzerhaus im ungarischen Balatonfüred im Zeichen von „Translating Europe“. Es ging um Möglichkeiten, den literarischen Schöpfungen der ausgewählten HALMA-Autoren die besten Übersetzungs- und Publikationsmöglichkeiten zu verschaffen. Dementsprechend sollen zukünftig auch Reisestipendien für Übersetzer angeboten werden.

Auf diese Weise will das Literaturnetzwerk mit der Zeit eine regelrechte mehrsprachige HALMA-Bibliothek erschaffen, unter dem Motto „What's new in European literature?“. Es versteht sich von selbst, dass in dieser Bibliothek andere Kriterien zum Tragen kommen werden als in der Auswahl, die der europäische Leser grosso modo durch die marktorientierte Verlagswelt angeboten bekommt. Schließlich trifft das Netzwerk keine marktbestätigenden Entscheidungen, sondern bietet eine marktkorrigierende Alternative in einem europäischen Literaturraum, in dem der literarische Übersetzungsverkehr allzu sehr durch Literaturagenten und Verlegerinteressen bestimmt wird, die sich weniger von Innovation, literarischem Wagemut und Qualität leiten lassen als durch Argumente wie Verkaufszahlen, Nominierungen für kommerzielle Preise und dadurch, wie bequem sich die Geschichten konsumieren lassen.

Die Literatur, die das Netzwerk in den Vordergrund rücken möchte, entsteht durch

Autoren, die dazu ermuntert werden, in Europa mobil zu sein, die Möglichkeiten zu nutzen, sich außerhalb der sprachlichen und kulturellen Grenzen der eigenen Region zu bewegen, nachzudenken darüber, was es bedeutet, Schriftsteller in Europa zu sein und diese Reflexion auch in ihren Texten sichtbar zu machen.

Mit Hilfe von Stipendien für Autoren und Übersetzer, die Organisation öffentlicher Veranstaltungen rund um diese Autoren und die entstehende Übersetzung ihres Werkes erschafft HALMA transnationale Bewegungen, in denen europäische Literatur Chancen erhält. Dank des Literaturnetzwerks gibt es nun eine Struktur, die es möglich macht, diese transnationale Zusammenarbeit in Angriff zu nehmen. Die Partner, die sich dank der nicht nachlassenden Unterstützung der Robert Bosch Stiftung zwei Mal pro Jahr treffen, lernen die Einschränkungen und Möglichkeiten der anderen besser kennen. Neue Initiativen können innerhalb dieser soliden Struktur angestoßen und entwickelt werden.

Wir arbeiten an einer Zukunft, in der sich Autoren in Europa ganz selbstverständlich in einen breiteren internationalen Kontext einfügen, präsent sein können in großen wie kleinen Sprachgebieten, in bereits bestehenden und neuen internationalen literarischen Foren. Damit kommen wir der Grundmission aller Stipendiatenhäuser des Netzwerkes entgegen: dem Öffnen von Türen zwischen Sprachen, Literaturen und Kulturen.

Aus dem Flämischen von Annalena Heber

Sigrid Bousset leitet die Literaturorganisation Het Beschrijf in Brüssel.

Fern von Zuhause im Strom der Kreativität

Viele Schriftsteller reisen und schreiben an einem anderen Ort, um etwas Verschwundenes wiederzufinden. In den Stipendiatenresidenzen hinterlassen sie Eindrücke über ihren Aufenthalt, sie lichten einen Zipfel des Schleiers auf ihre innere Welt, über das Schreiben fern von Zuhause, über die Kombination von Isolation und dem Reiz des Neuen. Es bedeutet



auch erkunden, umherstreifen, sich den Geheimnissen eines neuen Ortes schamlos auszuliefern, Vorurteile zu korrigieren oder bestätigt zu sehen.

Oben: Literarisches Colloquium Berlin
Unten: Gästewohnung von Passa Porta in Brüssel



Schreiben in der Fremde

Die Migration hat nicht nur die Gesellschaften Europas verändert, sie hat auch in der europäischen Gegenwartsliteratur Spuren hinterlassen. Was macht die sogenannte Migrantenliteratur aus? Welche Rolle spielt die interkulturelle Literatur heute?

Von Carmine Chiellino



Durch die Wahl des Florentinischen und nicht des Lateinischen für die „Göttliche Komödie“ hat Dante Alighieri die italienische Literatur auf den Weg gebracht. Und zwar mit einer ästhetischen Leistung, die bis heute innerhalb der italienischen Literatur unerreichbar bleibt.

Für das 20. Jahrhundert braucht man nur auf die Werke von Klassikern wie Franz Kafka, Italo Svevo, Elias Canetti und Samuel Beckett blicken, um festzustellen: Sie haben aus freien Stücken und ohne wirtschaftliche oder politische Zwänge die Sprache ihrer Kunst ausgewählt. Das vergangene Jahrhundert war das der Invasionen, aber auch der friedlichen Ein- und Auswanderungen. Die Aggressionen europäischer Armeen in den Kolonien Asiens und Afrikas sowie die Bewegungen nationaler Heere im Verlauf des Ersten und

des Zweiten Weltkriegs sind die aggressivste Form des Eindringens in fremde Sprachkulturen und schlimme Zäsuren in den Nationalgeschichten der betroffenen Länder. Faschismus und Stalinismus gingen auch gegen „fremde“ Sprach- und Kulturgemeinschaften innerhalb der eigenen Staatsgrenzen vor, wie etwa gegen die Südtiroler in Italien oder gegen die zahlreichen ethno-kulturellen Minderheiten innerhalb der Sowjetunion.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu bilateral geregelten friedlichen Einwanderungen aus Süd- und Osteuropa, aus der Türkei und Nordafrika in die Länder Nordeuropas. Aus den ehemaligen Kolonien Asiens und Afrikas wanderten Migranten in die vormaligen Kolonialländer, nach Großbritannien, Frankreich, Portugal, Spanien oder die Niederlande ein. Es besteht kein Zweifel: Wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Umwälzungen tragen zur Entstehung von Kunst und Literatur bei. Für einen Leser ist es gewinnbringend, Autoren in ihrem Umfeld und deren Werke in ihren Entstehungskontexten wie Aus- und Einwanderung, politisches Exil, kolonialistische Gewalt, Postkolonialismus und Repatriierung, kennenzulernen.

Jeder Autor, der nicht in seiner Muttersprache schreibt, hat unverwechselbare Erfahrungen und persönliche Gründe für die Wahl seiner Schriftstellersprache. Nicht wenige Schriftsteller konnten sich indes gar

nicht entscheiden, weil sie in der Schule in die neue Sprache hineinwuchsen. Etwa der französischsprachige Autor Albert Memmi, der in einer jüdisch-arabischen Familie in Tunis geboren wurde. Oder Salman Rushdie, der in Bombay zweisprachig aufgewachsen ist.

Um die eigene Sprachentscheidung zu vermitteln, lassen sich interkulturelle Autoren immer wieder besondere Erklärungen einfallen. Eine stammt von Joseph Conrad. In seinem Buch „A personal Record, Some Reminiscences“ (1912) teilt er seinem Leser mit: „Man möge mir Glauben schenken, wenn ich sage, dass ich, wo nicht in englischer Sprache, dann überhaupt nicht geschrieben haben würde.“ Andere Autoren schildern den Sprachwechsel ins Idiom der Mehrheitsgesellschaft als unvermeidbare Lebensnotwendigkeit, um in der Fremde kreativ zu sein. Der aus Polen stammende Conrad indes scheint von der neuen Sprache Englisch „verführt“ worden zu sein, mit allen Risiken, die für einen Nichtmuttersprachler damit verbunden sind. Dennoch ist unter den Einwanderern Europas das Schreiben in den Herkunftssprachen genau so häufig, wenn nicht häufiger.

Auch wenn die interkulturelle Literatur Europas kaum erforscht ist, kann man eine Kerngruppe aus folgenden Autoren bilden: der russischsprachige Tschingis Aitmatow und seine zahlreichen Romane über sein Geburtsland Kirgisien; der deutsche Flüchtling Fred Uhlman, der autobiografische Kurzromane über die Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland auf Englisch verfasst hat; der schon erwähnte Albert Memmi, Verfasser von autobiografischen Romanen und womöglich der Gründer der interkulturellen Literatur in französischer Sprache; der Nobelpreisträger V. S. Naipaul aus der Karibik mit seinen englischsprachigen Werken über das soziale Leben in Großbritannien und in Ländern Afrikas und Asiens; der Spanier

Jorge Semprún und seine in französischer Sprache verfassten Werke über sein Engagement im Widerstandskampf gegen die Franco-Diktatur und über seine Deportation in das Konzentrationslager Buchenwald; Héctor Bianciotti, Sohn piemontesischer Argentinienemigranten, der Argentinien verlässt um in die französische Sprache mit autobiografischen Romanen einzuwandern; François Cheng mit seinen französischsprachigen Werken über das China des 20. Jahrhunderts; Salman Rushdie, der für Englisch optiert hat und das Leben der asiatischen Einwanderer in London als Thema seiner Hauptromane aufgreift; die Romanautorin Agota Kristof, die aus dem Ungarischen ins Französische gewechselt ist; Fleur Jaeggy mit ihren italienischsprachigen Romanen über die Schweiz ihrer Kindheit und Internatszeit; der französischsprachige Tahar Ben Jelloun und sein Opus über das Leben in Marokko; der schwedischsprachige Romancier Theodor Kallifatides aus Griechenland mit Romanen über das Leben eines politischen Exilierten in Schweden und über seine Vergangenheit in Griechenland zur Zeit einer besonders brutalen Diktatur; Agustín Gómez Arcos ist aus dem Spanischen ins Französische geflüchtet, um die eigene literarische Kreativität vor der spanischen Zensur zu retten; der Romancier Andreï Makine mit seinen französischsprachigen Romanen über Russland und die Russen in Frankreich; Moses Isegawa aus Uganda, der englischsprachige Romane in den Niederlanden verfasst sowie Gëzim Hajdari mit seinen zweisprachigen Gedichtbänden auf Albanisch und Italienisch.

Es wird deutlich, dass Französisch und Englisch die größte Anziehungskraft auf die Sprachwechsler ausüben (und nicht etwa Spanisch, Portugiesisch oder Russisch). Die Gründe dafür sind allzu bekannt. Sie sind Staatssprachen in Kanada, den Vereinigten

Staaten und Australien und waren die Sprachen der Kolonialmächte in Afrika und Asien. Auch hängt die Popularität des Englischen und Französischen mit ihrer Stellung auf dem Weltmarkt der Literatur zusammen.

Beim Sprachwechsel spielt zudem das Verhältnis des nationalen Literatur- und Kulturbetriebs gegenüber Fremden eine Rolle. Etwa ob es eine Akzeptanz oder erfolgreiche Vorbilder dafür gibt, dass Autoren aus der Fremde Literatur in der Landessprache verfassen. Und hier gehen Frankreich und Großbritannien offener und interessierter mit interkulturellen Autoren um als andere Länder in Europa. Dies lässt sich an der Zahl der eingewanderten Autoren, die in den wichtigsten Literaturinstitutionen im Lande aufgenommen worden sind und an der Häufigkeit, mit der interkulturelle Autoren mit bedeutenden Preisen bedacht werden, haltmachen.

So unterschiedlich die Ausgangspositionen in den verschiedenen Ländern sein mögen: In ihren Romanen, Gedichten, Erzählungen und Theaterstücken lassen sich gemeinsame ästhetische Komponenten und Erzählstrategien herausarbeiten, und zwar jenseits der Sprachen und Kulturen, in denen sie verfasst und verortet sind.

Ihre markanteste Übereinstimmung liegt in der Umgestaltung des Beziehungssystems zwischen geschriebener Sprache, Protagonisten und Leser. Diese beruht auf der Tatsache, dass Werk und Leser auf eine einzige gemeinsame Sprache angewiesen sind, um in Kontakt treten zu können. Daher sind Schriftsteller selbst darauf angewiesen, die sprachunterschiedlichen Abschnitte der Lebensläufe ihrer Protagonisten in einer einzigen Sprache zu fassen. Sie müssen dies tun, obwohl im Lauf eines Romans oder einer Erzählung der Protagonist sein Leben in unterschiedlichen Sprachen auslebt. Im Regelfall entwerfen Schriftsteller nationaler Litera-

turen Protagonisten mit Lebensläufen, die innerhalb der Grenze des kultur-historischen Gedächtnisses der geschriebenen Sprachen heranreifen. Dagegen gehen interkulturelle Autoren von einer alternativen Standardsituation aus. Sie versehen ihre Protagonisten mit Lebensläufen, die sich durch verschiedene Sprachen und durch verschiedene kulturhistorische Gedächtnisse entwickeln.

Eine derartige Standardsituation ist deswegen als ästhetische Grundlage interkultureller Kreativität zu verstehen, weil es in den interkulturellen Werken darum geht, die Lebensläufe der Protagonisten über Sprachen, Kulturen, Landschaften und Generationen hinweg in sich zu integrieren. Auf diese Weise wird interkulturelle Kreativität vor ihrer Auflösung durch irgendwelche Fragen nach nationaler Zugehörigkeit in Schutz genommen.

Zwangsläufig passiert es, dass die Selbstintegration des Protagonisten durch ein einziges Idiom sich am leichtesten jenen Lesern offenbart, die sich in den Sprachen und Kulturen auskennen, die den Lebenslauf des Protagonisten ausmachen. Einem einsprachigem Leser wird etwas mehr abverlangt, jedoch kann er anhand des Werkaufbaus den Weg erkennen, den er gehen muss, um zu einem interlingualen, interkulturellen Leser zu werden.

In diesen Werken stößt der Leser früher oder später auf Stellen, an denen er ablesen kann, wie die Sprachen der Protagonisten sich untereinander verhalten. Anders gesagt, ihm wird im Werk Gelegenheit gegeben, zu erkennen, wie die Sprachen der interkulturellen Protagonisten im Kopf des Schriftstellers sich gegenseitig den Zugang zu jedem Lebensabschnitt der Protagonisten gewähren, unabhängig davon, in welcher Sprache sie diesen Abschnitt ihres Lebens ausgelebt haben. Sprachen sind damit fähig, sich zueinander dialogisch zu verhalten, noch bevor eine von

ihnen gesprochen oder geschrieben wird. Um auf Deutschland zu sprechen zu kommen: Dass die Bundesrepublik ihren Beitrag zur interkulturellen Literatur in Europa etwas später, jedoch nicht verspätet, leistet, hat damit zu tun, dass die Einwanderung nach Deutschland in der Nachkriegszeit anders als die gleichzeitige Immigration in die ehemaligen Kolonialländer Europas verlaufen ist. Sie war durch bilaterale Länderabkommen gesteuert und vor allem auf Zeit geplant. So gesehen ist die interkulturelle Literatur in Deutschland in engstem Zusammenhang mit der Arbeitsmigration entstanden sowie unter dem starken Einfluss der politischen und engagierten Literatur der sechziger Jahre.

Im Geist jener Zeiten wurde sie sofort als Minderheitsliteratur verstanden und mit Zweckdefinitionen belegt. In sprachlicher Anlehnung an die Arbeiter- oder Frauenliteratur wurde die interkulturelle Literatur sofort als Gastarbeiter- oder Ausländerliteratur etikettiert.

In der Tat waren die Debütwerke von Autoren wie Aras Ören, Franco Biondi, Güney Dal, Luisa Costa Hölzl, Zvonko Plepelić, Aysel Özakin, Eleni Torossi, Yüksel Pazarkaya, Lisa Mazzi-Spiegelberg, Şinasi Dikmen, Emine Sevgi Özdamar und vieler anderer im Lebensbereich der sich herausbildenden Einwanderergemeinden angesiedelt.

Im Mittelpunkt ihrer Romane, Erzählungen, Gedichte, Kurzprosa und Kindererzählungen standen klassische Themen der

Arbeitsmigranten, wie etwa ihre Situation in den deutschen Betrieben in den fünfziger und sechziger Jahren. Es geht um die Schwierigkeiten, sich als Einwanderer im neuen Gesellschaftssystem zurechtzufinden, um die unsichere Zukunft in einem Land, das von sich behauptete, kein Einwanderungsland zu sein.

In denselben Werken fehlten jedoch nicht erste Annäherungsversuche zwischen Einwanderern und Einheimischen, sei es als Liebesgeschichten oder als gemeinsamer Widerstand gegen die schwierigen Arbeitsbedingungen. Dabei wird die solidarische Beteiligung am gewerkschaftlichen, politischen und sozialen Leben der Bundesrepublik als der Weg beschrieben, den die Einwanderer gehen müssen, um sich von reinen Arbeitskräften zu Staatsbürgern zu emanzipieren.

Aus heutiger Sicht ist zu erkennen, dass die Pioniere der interkulturellen Literatur in Deutschland sich eng an den Modellen der damals florierenden Minderheitsliteraturen orientiert hatten. Sie riskierten damit, sich in eine thematische und ästhetische Sackgasse zu verlaufen.

Erst gegen Ende der achtziger Jahre gelang es den „Gastarbeiterautoren“ mit neuen Werken, sich den Themen und ästhetischen Fragestellungen der interkulturellen Literatur Europas anzunähern. Der Übergang von Minderheitsliteratur zu interkultureller Literatur wurde durch die Begegnung mit den Werken anderer interkultureller Autoren in Europa unterstützt, zum Teil aber aus der heranreifenden Gewissheit abgeleitet, dass die gesellschaftliche und kulturelle Komplexität jedes Einwanderungsprozesses sich nicht auf den Alltag in den Betrieben oder auf den Kampf für die Gleichberechtigung als Staatsbürger reduzieren lässt. Ferner ist zu erkennen, dass im Lauf der Achtziger- und Neunzigerjahre die Typologie der interkulturellen Schriftsteller in Deutschland sich

Frankreich und Großbritannien sind offener und haben mehr Interesse als andere Länder in Europa für interkulturellen Autoren haben.

durch neue Zugänge ausdifferenzieren konnte. Dabei handelte es sich um Autoren, die sich für das Deutsche als Sprache ihrer Literatur im Kontext ihres politischen Exils entschieden haben, darunter Cyrus Atabay und Said (Iran), Adel Karasholi (Syrien), Ota Filip und Libuše Moníková (Tschechoslowakei) und György Dalos (Ungarn). Persönliche Hintergründe und Ziele waren dagegen ausschlaggebend für Autoren wie Galsan Tschinag aus dem Volk der Tuwa in der Mongolei, für die Japanerin Yoko Tawada, den Äthiopier Asfa-Wossen Assef und für Eleonora Hummel aus Kasachstan.

Parallel dazu meldete sich eine Generation angehender Schriftsteller zu Wort, die woanders geboren war, aber in Deutschland sprachlich heranwuchs. Darunter befinden sich Zafer Şenocak und Feridun Zaimoglu aus der Türkei, Ilija Trojanow aus Bulgarien, Terézia Mora aus Ungarn, Sudabeh Mohafez aus dem Iran, Que Du Luu aus Vietnam (jedoch mit chinesischen Eltern) und Luo Lingyuan aus China. Aus der Generation, die im Lande von eingewanderten Eltern stammte, hatten sich Autoren wie José F. A. Oliver, Natascha Wodin und Selim Özdoğan sehr früh hervorgetan.

Unter den „italienischen“ Autoren stellen muttersprachige Autoren sogar die Mehrheit. Zu ihnen gehören die Dichter Salvatore A. Sanna, Giuseppe Giambusso, Franco Sepe, Marcella Continanza, Cristina Alziati; die Romanautoren Marisa Fenoglio, Silvia di Natale und Cesare de Marchi. Auf Deutsch schreiben der Romancier und Dichter Franco Biondi, die Prosaautorin und Lyrikerin Lisa Mazzi-Spiegelberg und der Aktionkünstler und Lyriker Fruttuoso Piccolo. Auch ich schreibe unter dem Namen Gino Chiellino Gedichte und Essays auf Deutsch.

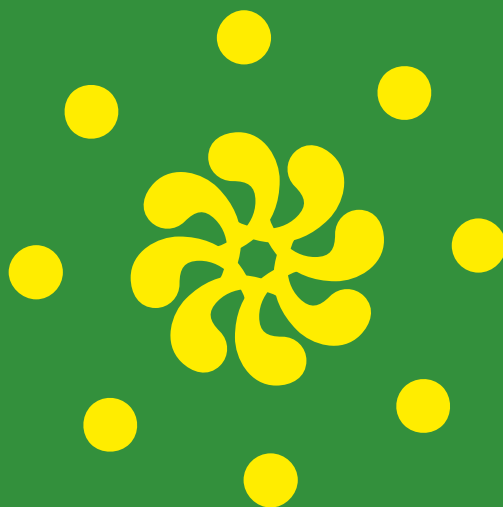
Die interkulturelle Literatur ist in Deutschland von Autoren auf den Weg ge-

bracht worden, die erst bei ihrer Ankunft als Einwanderer oder als Flüchtlinge entschieden haben, Schriftsteller zu werden. Dies unterscheidet sie von der interkulturellen Literatur in englischer oder französischer Sprache: Die interkulturelle Literatur im Deutschen konnte auf keine koloniale Sprachpolitik zurückgreifen.

Die interkulturelle Literatur ist in Deutschland anders positioniert. Sie ist weder einer postkolonialen noch einer deutschen historischen Bewältigung von Schuld verpflichtet. Sie ist nach vorn ausgerichtet. Sie hat als Ziel die interkulturelle Zukunft in Deutschland als Beitrag zur interkulturellen Zukunft der Europäischen Union.

Natürlich ist ein solches Ziel nirgendwo als Programm der interkulturellen Literatur in Deutschland formuliert worden, aber wer Prosa, Theaterstücke oder Gedichte mit interkulturellen Protagonisten entwirft, der ist auf die Gestaltung von Lebens- und Handlungsräumen angewiesen, die ohne Sprach- und Kulturgrenzen auskommen. Deshalb müssen interkulturelle Autoren über anationale Erzählstrukturen nachdenken. Es sei denn sie vertrauen sich den lockenden Rufen der Monokulturalität an, um eine Fotokopie der erfolgreichsten Autoren im Lande werden zu können.

Carmine Chiellino (geboren 1946 in Carlopoli, Italien) ist ein deutschsprachiger Dichter und Literaturwissenschaftler. Er kam 1970 nach dem Studium der Italianistik und Soziologie in Rom nach Deutschland. Für sein lyrisches Werk ist er unter anderem mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis 1987 geehrt worden. Er ist Herausgeber des Buches „Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch“ (Metzler Verlag 2000). 2003 übernahm er die Chamisso-Poetikdozentur an der Technischen Universität Dresden.

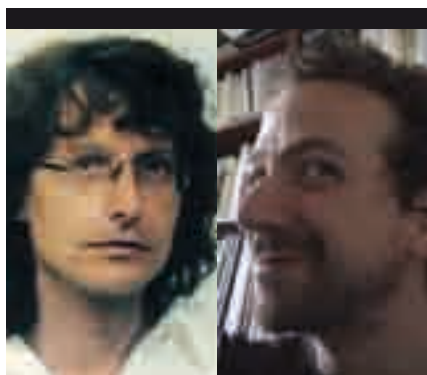


abcdefghijklmnopqrstuvwxyz

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

1234567890

Lernen von den Eidgenossen Viele Sprachen auf kleinstem Raum: Die Schweiz macht vor, dass eine gemeinsame Kultur nicht an den Sprachgrenzen Halt machen muss. Wie fördert man mehrsprachige Literatur am besten? *Von Beat Mazenauer und Francesco Biamonte*



Aufmerksamkeit ist in der Medien-gesellschaft ein wertvolles Gut. Die Informationsangebote werden immer zahlreicher, aber ihre Empfänger können nicht mehr als das Menschenmögliche aufnehmen. Im Kräftespiel einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ haben es grelle Sensationen und einfache Botschaften oft leichter. Dies gilt auch für die Literatur. Insbesondere ihre anspruchsvollen Spielarten scheitern bereits an der eigenen Komplexität. Literatur möchte sich einerseits den allzu simplen Werbebotschaften entziehen, und andererseits wird ihr Bekanntheitsradius durch die Vielsprachigkeit begrenzt.

Hinzu kommt, dass das literarische Werk, das noch immer über symbolhaftes Prestige verfügt, nur mehr bedingt von je-

nem Sonderstatus profitiert, den ihm die kulturellen Eliten über lange Zeit hinweg eingeräumt haben. Vielmehr sehen sich Bücher in Konkurrenz zu vielfältigen Kulturangeboten, die durchaus höheren Ansprüchen genügen.

Die Folge: Verlage und Kulturschaffende suchen nach neuen Strategien. Sie machen Hörbücher populär, entwickeln neue Festivalformate und richten Literaturhäuser ein. Sie laden Autoren und Bücher aus dem eigenen Land wie aus anderen Sprachregionen ein, um so die Literatur einem möglichst zahlreichen Publikum nahezubringen.

Was den Export von literarischen Werken betrifft, drängen sich zwei Möglichkeiten auf: Zum einen die mehrsprachige Förderung und zum anderen das Internet als Medium dafür.

Labor Schweiz

Literatur über Sprachgrenzen hinweg zu fördern ist ein schwieriges Unterfangen, weil sie fundamental an eine Sprache gebunden ist, die sich im täglichen wie auch im künstlerischen Gebrauch von anderen Sprachen abgrenzt. Am Beispiel der mehrsprachigen Schweiz lässt sich ablesen, wie diese Mechanismen spielen, aber auch wie sie sich überwinden lassen. Die europäische Union besteht heute aus 27 Staaten, einem

verbindenden institutionellen Rahmen und einem gemeinsamen Etat. Kulturell jedoch ist Europa ein nach wie vor ein zersplittertes Gefüge, das noch keine gemeinsame Identität gefunden hat. Die 23 Amtssprachen erfüllen im Wesentlichen gesetzgeberische und administrative Funktionen.

Demgegenüber kennt die Schweiz bloß vier Landessprachen, doch sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Mehrsprachigkeit ein Kernelement der schweizerischen „Kulturnation“ darstellt. Was hielte sie zusammen, wenn nicht der Wille, mehrsprachig zusammenzugehören? Drei der vier Sprachen teilt die Schweiz mit ihren größeren Nachbarn Deutschland, Frankreich und Italien, deshalb besitzen alle ihre Bürger, wie der Schweizer Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Adolf Muschg 1990 schrieb, eine „Doppelbürgerschaft“, die „konstitutiv (ist) für die ‚Eigenart‘“.

Mag es oft auch nur widerwillig geschehen, so stellen sich die Schweizer doch vergleichsweise bereitwillig auf ein anderes Idiom ein. Die internen Sprachbarrieren sind zwar hoch, aber nicht unüberwindlich. Es besteht diesbezüglich ein minimaler Konsens, wie jüngst mehrere kantonale Volksabstimmungen über den Sprachunterricht in der Schule gezeigt haben. Selbst wo es kaum erwartet wurde, bekräftigte die Bevölkerung erneut, dass die nationalen Sprachen den Vorzug gegenüber dem Englischen erhalten müssen. Auch wenn so die Identität der mehrspra-

Die Eidgenossenschaft zeichnet sich dadurch aus, dass die Mehrsprachigkeit ein Kernelement der schweizerischen „Kulturnation“ darstellt.

chigen Schweiz gestärkt wird, bleiben die konkreten Probleme beim sprachlichen Austausch natürlich stark. Literarisch stehen die Landessprachen Rücken an Rücken zusammen, jeweils ausgerichtet auf die Zentren außerhalb des Landes in Paris, Mailand oder Berlin. Selbst in diesem Bereich ist trotzdem ein einigender kulturpolitischer Wille zu spüren.

Nationale Institutionen wie die Pro Helvetia sowie private Stiftungen und Vereine setzen sich ausdrücklich zum Ziel, über die Sprachgrenzen hinweg Brücken zu bauen. Es werden Bücher übersetzt, gemeinsame Lesungen veranstaltet, Festivals organisiert. Das Schweizer Literaturinstitut in Biel bietet seine Kurse zweisprachig deutsch und französisch an. Zudem gibt es mehrere Literaturprojekte, die sich der Mehrsprachigkeit annehmen.

In diesem Sinn kann die Schweiz durchaus als ein europäisches Labor betrachtet werden, in dem eine gemeinsame Kultur nicht an den Sprachgrenzen Halt macht.

Poetische Performances bringen die Literatur lebhaft auf die Bühne, Literaturfestivals stiften direkte persönliche Begegnungen. Vor allem aber bietet sich heute das Internet als äußerst bewegliches, effizientes und obendrein kostengünstiges Instrument der Förderung von Literatur an.

Während Musik keine Übersetzung benötigt, sträubt sich bei der Literatur die Sprache gegen die weltweite Verbreitung. Dies erklärt, weshalb es im weiten globalen Netz nur wenige Literaturwebseiten gibt, die mehr als zwei bis drei Sprachen umfassen. Dennoch verfügt das Internet über immenses Potenzial, das es geradezu für die literarische Förderung prädestiniert: Es ist weltweit abrufbar, es ist flexibel, es verknüpft Inhalte direkt miteinander und kann in Text, Ton oder Video genutzt wer-

den. So lassen sich literarische Werke auf vielfältigste und doch eng verknüpfte Weise präsentieren.

Die Frage der Übersetzung bleibt jedoch virulent. Um ein Mindestmaß an Information zu gewährleisten, ist es sinnvoll, sprachliche Inhalte zusammenzufassen und diese auch in andere Sprachen zu übersetzen. Größere Texte dagegen bleiben in der Originalsprache, um eine „fremdsprachliche“ Lektüre anzuregen.

Man könnte einwenden, dass eine Buchkritik unnütz sei, wenn das entsprechende Buch nicht bereits in einer Übersetzung vorliegt. Um diesen Einwand zu entkräften, sollten zwei Zielgruppen voneinander unterschieden werden. Auf der einen Seite stehen die Verleger und die Förderer literarischer Veranstaltungen, denen qualitativ hochstehende Informationen im Netz zur Verfügung gestellt werden. Gerade abseits der internationalen „Bestseller“ kann ein derartiger Service das bestehende informelle Netz großzügig erweitern.

Wie aber lässt sich auf der anderen Seite beim Lesepublikum Neugier auf Bücher wecken, deren Sprache sie (noch) nicht lesen können? In diesem Fall kann eine gute, treffende Literaturkritik den Zugang öffnen. Kein Geringerer als Jorge Luis Borges schrieb in seinen „Geschichten“, dass er, anstatt ein Buch von 500 Seiten zu schreiben, von dem er nicht wisse, ob es gut sei, lieber gleich die Kritik dazu verfasse. Auch sei an Experimente erinnert wie jenes des französischen Wochenmagazins „Courrier international“, das Kritiken aus aller Welt veröffentlicht, weniger um sie zur Lektüre zu empfehlen, als um sprachregionale Charakteristika aufzuzeigen.

Sicher ist: Bei der Vermittlung fremdsprachlicher Literatur kommt es auch auf Qualität und Auswahl an. Doch wenn die

Neugier von neuen Nutzern geweckt werden soll, benötigt ein derartiger Service zusätzlich eine sinnlich-ästhetische, spielerische Ergänzung in Form von Bildern, Hörproben und Videos.

Nicht minder wichtig ist die flexible, intelligente Verknüpfung von Inhalten, damit nicht nur strukturierte Suchanfragen erlaubt sind, sondern auch unverhoffte, glückliche Zufallsfunde erzeugt werden. Serendipity-Effekte steigern den Spaß am Stöbern. Diesbezüglich gibt das Internet mehr Anreiz als Bücher, die sich für ruhige Lektüren anbieten.

Lesen tun alle

Literatur ist weder eine Angelegenheit für Eliten noch ein Tummelfeld für Laien. Lesen tun alle, deshalb sollen alle an einer literarischen Webseite aktiv mitwirken können: sei es als Rezensenten oder als Diskutierende in einem Forum. Die Kernproblematik liegt darin, die Eintrittsschwelle so zu legen, dass trotz Offenheit ein qualitativer Mindeststandard gewährleistet bleibt.

Viele internationale Literaturwebseiten sind heute von Verlagen und Buchhändlern gesponsert, um zustimmendes Lob für ihre eigenen Produkte zu erzeugen. Eine Qualitätsseite für Literatur muss demgegenüber neutral sein und alle Literaturinteressierten ansprechen. Ja, und könnte es nicht auch sein, dass Jugendliche, die die traditionelle „Ordnung des Lesens“ etwa von Büchern ablehnen, positiv auf ein alternatives Angebot an literarischen Texten ansprechen? Gedichte auf dem iPhone ließen sich bestens mit dem Habitus eines Jugendlichen von heute verbinden.

Die Zeiten wandeln sich, die Figuren des Lesers mit ihnen. Die Literatur sollte – und will – da nicht zurückbleiben. Spoken

Word Performances und Slam Poetry auf der einen Seite, und das Internet auf der anderen können die Sprachgeister aufwecken – über die Sprachgrenzen hinweg. Das allein schafft noch keine europäische Kultur, die auch als solche tiefer ins Bewusstsein der Menschen dringt. Aber es kann dazu beitragen. Entscheidend dabei bleibt zweierlei. Zum einen müssen sich digitale Medien und persönliche Begegnungen stets ergänzen, zum anderen sollte das Vergnügen auch einen künstlerischen Anspruch einlösen. Nur das eine mit dem anderen eröffnet tatsächlich neue Perspektiven.

Beat Mazenauer ist Chefredakteur von Readme.cc.

Francesco Biamonte ist Chefredakteur von Culturactif.ch.

www.readme.cc

Readme.cc ist eine europäische Plattform für Literatur, die den Austausch über Bücher in vielen Sprachen anregt. Das Besondere daran: die Teilnehmer fotografieren sich mit ihrem Lieblingsbuch, kommentieren es und begründen damit ein persönliches Bücherregal. Derart ist readme.cc kein anonymes Internetforum, sondern ein inspirierender Raum für literarische Begegnungen und Lektüreüberraschungen. Regelmäßig werden Buchtipps in die verschiedenen Sprachen übersetzt. Dazu verfügt die Plattform über spezielle literarische Dokumentationen. 2005 gegründet, gibt es Readme.cc aktuell in zehn Sprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Dänisch, Slowenisch, Tschechisch, Ungarisch, Arabisch und Hebräisch). Die Seite wird vom Kulturprogramm der Europäischen Union unterstützt. Seine Redaktion ist bestens im europäischen Literaturbetrieb vernetzt.

www.culturactif.ch

Culturactif.ch ist eine Webseite, die sich dem zeitgenössischen literarischen Schaffen in der Schweiz widmet. 1997 gegründet, wird sie seit 2002 vom Service de Presse Suisse unterhalten, einem Verein mit dem Ziel, den Austausch über die Sprachgrenzen hinweg zu fördern. Im Lauf der Jahre hat sie sich – mit rund 2500 html-Seiten – zu einer herausragenden Quelle für die aktuelle Schweizer Literatur entwickelt. Angeregt durch ein mehrsprachiges Radaktionskomitee (Französisch, Italienisch, Deutsch) erscheint die Seite hauptsächlich auf Französisch, regelmäßig werden aber italienische und deutsche Beiträge aufgeschaltet, um die gesamte Schweizer Literatur abzudecken. Zahlreiche Seiten verfügen über eine Zusammenfassung in allen drei Sprachen. Das Angebot von Culturactif.ch zeichnet sich durch monatlich erneuerte Rubriken aus: Kritiken, Informationen, bisher unveröffentlichte Texte.

Sprachliche Supermacht Englisch ist in Europa lingua franca. Britische Autoren haben einen Sprachbonus. Warum aber lesen die Briten so wenige andere europäische Autoren? *Von Emma House*



Englisch ist weltweit die am zweithäufigsten gesprochene Sprache und die Zweitsprache mit der größten Verbreitung. Im Jahre 1999 stellte der britische Soziolinguist David Graddol fest, dass die englische Sprachkompetenz auf dem europäischen Kontinent seit 1990 rasant zugenommen hatte. Über 100 Millionen Menschen – also nahezu ein Drittel der Bevölkerung der Europäischen Union – beherrschten Englisch als Zweitsprache. Diese Entwicklung hat auch damit zu tun, dass andere Kunstformen und Medien auf Englisch verfügbar wurden: Radio, Fernsehen und Film trugen zur globalen Verwendung der Sprache bei.

Alle literarischen Werke, die in englischer Sprache veröffentlicht werden – sei es in der Originalsprache oder in einer Übersetzung

ins Englische – haben also einen globalen Leserkreis. Dies lässt sich zunächst an der Anzahl von Büchern ablesen, die allein aus Großbritannien in andere Länder Europas exportiert werden. Im Jahre 2008 wurden Bücher im Gegenwert von über 799 Millionen Pfund aus Großbritannien in die 26 anderen EU-Mitgliedstaaten ausgeführt.

Laut Statistik ist die Republik Irland wichtigstes Exportland, dicht gefolgt von Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, Spanien und Italien. In vielen europäischen Ländern bieten Buchgeschäfte englische Titel an oder es existieren darauf spezialisierte Buchläden – in Großbritannien dagegen sind fremdsprachige Bücher schwer zu bekommen.

Die englische Sprache nimmt bei den Übersetzungen der europäischen Verlagshäuser eine Monopolstellung ein. Der von Rüdiger Wischenbart veröffentlichte „Diversity Report 2008“ beschreibt „Englisch als die deutlich vorherrschende Original- (bzw. Quellen-)sprache für Übersetzungen, deren Anteil innerhalb von 15 Jahren im Durchschnitt von 40 auf über 60 Prozent gestiegen ist.“ In Deutschland wurden im Jahre 2007 6160 Rechte und Lizenzen für fremdsprachige Bücher erworben. Die angloamerikanische Welt ist mit einem Anteil von 67 Prozent mit Abstand führend.

Neben Englisch zählt Französisch stets zu den wichtigsten Sprachen, aus denen

übersetzt wird – gefolgt von Italienisch, Spanisch, Holländisch und Russisch in wechselnder Rangfolge. Zwei skandinavische Länder waren im Jahre 2007 unter den zehn wichtigsten Ausgangssprachen – Norwegisch auf Platz acht und Dänisch auf Platz zehn. Nach wie vor herrscht jedoch die stärkste Nachfrage nach englischen und amerikanischen Schriftstellern.

Es gibt nur wenige aussagekräftige Statistiken über die Übersetzungen zwischen anderen Sprachen Europas. Es ist jedoch bekannt, dass der sprachliche Austausch sehr viel geringer ist, als dies vielleicht der Fall sein sollte. Die Gründe dafür variieren. Eine Ursache ist sicherlich der Mangel an Übersetzern. Ein Beispiel: In der Slowakei wurden während der Siebziger- und Achtzigerjahre des 20. Jahrhunderts von einer produktiven Übersetzerin Dutzende Übertragungen aus der türkischen Sprache produziert. Nachdem sie sich zur Ruhe gesetzt hatte, gab es jedoch keine Nachfolger und die neuesten Romane Orhan Pamuks wurden vom Englischen ins Slowakische übertragen.

Die Lage kann sich geringfügig ändern, wenn leidenschaftlich engagierte Literaturagenten und -agentinnen wie Nermin Molloaglu auf der Bildfläche erscheinen, die 58 türkische Schriftsteller vertritt und sehr erfolgreich Übersetzungsrechte für die Titel ihrer Autoren verkauft.

Aber es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Buch aus einer anderen (insbesondere einer kleinen) europäischen Sprache nur ins Englische übersetzt wird, damit es über die lingua franca den Weg in andere europäische Sprachen findet, und nicht etwa, weil man sich einen kommerziellen Erfolg der englischen Ausgabe verspricht.

Dennoch ist in den vergangenen 30 Jahren Unterhaltungsliteratur vermehrt inner-europäisch übersetzt worden und hat hohe

Verkaufszahlen erzielt. Henning Mankell etwa erreicht mit jedem seiner Bücher Millionenauflagen. Stieg Larsson hat weltweit knapp 13 Millionen Bücher verkauft.

Vorherrschaft des Englischen

Aufgrund der globalen Vorherrschaft der englischen Sprache gibt es eine riesige Auswahl englischsprachiger Publikationen. Man könnte sagen, dass bei der Bevölkerung der USA und Großbritanniens ein gewisser linguistischer Chauvinismus existiert. Rund die Hälfte aller übersetzten Titel europäischer Verlagshäuser ist im Original englischsprachig. In einigen Fällen sind bis zu 50 Prozent der publizierten Bücher eines Verlagshauses Übersetzungen. Zugleich entspricht die häufig zitierte Statistik, dass nur drei Prozent aller neuen in Großbritannien veröffentlichten Titel Übersetzungen sind, recht genau der derzeitigen Realität. Warum wollen Europäer unsere Bücher lesen, wir ihre jedoch nicht?

Für ein britisches Verlagshaus bedeutet die Veröffentlichung der Übersetzung eines Titels Übersetzungskosten. Generell wird mit spezialisierten Lektoren gearbeitet und die Veröffentlichung gilt als viel risikoreicher als eine Buchpublikation im englischen Original. Dieses Risiko ist anders als bei den großen Verlagshäusern in anderen europäischen Ländern nicht in das Geschäftsmodell britischer Verleger integriert. Die Folge: Übersetzte Literatur bildet in Großbritannien nach wie vor eine kleine Minderheit.

Häufig nehmen kleinere, spezialisierte Verlagshäuser dieses Risiko auf sich, die nicht über die Werberessourcen der großen Verlagshäuser verfügen. Aufgrund der derzeitigen wirtschaftlichen Situation – insbesondere im Buchhandel in Großbritannien – sind aber die kleineren Verlagshäuser ge-

zwungen, ihre Risiken zu minimieren. Dennoch hat sich Großbritannien in den letzten 25 Jahren hinsichtlich der Publikation übersetzter Titel sehr stark weiterentwickelt.

Europäische Länder investieren viel Energie und finanzielle Mittel in die Werbung für ihre einheimischen Talente, die Übersetzung wird subventioniert. NORLA (Norwegen) und die Stiftung für die Produktion und Übersetzung niederländischer Literatur sind nur zwei Beispiele hierfür. Dies ist sicherlich ein wichtiger Faktor für britische Verleger, wenn sie das Risiko eingehen, eine Übersetzung zu publizieren.

Für den Marktzugang spielt Werbung eine wichtige Rolle. Große Ketten sind kaum bereit, sich bei der Werbung für übersetzte Titel zu engagieren, weil es sich wirtschaftlich nicht lohnt. Trends haben starken Einfluss darauf, welche übersetzten Titel erfolgreich sind, etwa die Wiederentdeckung Osteuropas Ende des vergangenen Jahrtausends.

Spezialisierte Newsletter, beispielsweise *New Books in German*, eine Publikation, die dem britischen Markt deutschsprachige Literatur aus Deutschland, Österreich und der Schweiz vorstellt und zweimal jährlich erscheint, haben ebenfalls eine Auswirkung auf Übersetzungen. Laut dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels ist die Zahl der Rechte, die für englische Übersetzungen nach Großbritannien verkauft wurden, von 103 im Jahr 2000 auf 160 im Jahr 2008 angestiegen, wenngleich hierunter nicht nur literarische Titel fallen.

Es gibt in Großbritannien zwar keine speziellen Organisationen wie NORLA, die sich ausschließlich für die Übersetzung britischer Literatur in andere Sprachen einsetzen. Der Arts Council England unterstützt jedoch britische Verleger bei der Übersetzung fremdsprachiger Literatur ins Englische. Es gibt eine Vielzahl von Aus-

zeichnungen für übersetzte Literatur, unter anderem den äußerst prestigeträchtigen Independent Foreign Fiction Prize, der den Preisträgern und allen, die in die engere Wahl kommen, einen enormen Anstieg der Verkaufszahlen beschert.

Der englische PEN-Club fördert ebenfalls übersetzte Literatur und Literaturfestivals werden dank des Engagements und der Einflussnahme auf die Organisatoren der Festivals durch Leute wie Rebecca Morrison vom Goethe Institut und Svetlana Adjoubei von der Academia Rossica – einer Stiftung zur Förderung russischsprachiger Literatur in Großbritannien – immer mehr zur Bühne für Schriftsteller anderer Länder. Verleger setzen sich ebenfalls für die Vermarktung jener Bücher ein, bei denen sie das Risiko einer Übersetzung auf sich genommen haben. Bloomsbury wird in Kürze die Online-Bibliothek des Verlages um ein Bücherregal mit vielen Übersetzungen unter dem Titel „International Fiction“ ergänzen.

Vielleicht werden das leidenschaftliche Engagement Einzelner und verschiedener Organisationen sowie die steigende Zahl europäischer Romanschriftsteller wie Stieg Larsson oder Carlos Ruiz Zafón, die sich für einen breiten Leserkreis erfolgreich vermarkten lassen, sowie ein erweiterter Marktzugang durch elektronische Medien dazu führen, dass mehr Titel europäischer Autoren den britischen Markt erreichen. Ohne kontinuierliche und erhöhte finanzielle Mittel, eine stärkere Unterstützung durch die Buchhändler und eine größere Präsenz in der britischen Öffentlichkeit haben wir jedoch einen langen und beschwerlichen Weg vor uns.

Aus dem Englischen von Angelika Welt

Emma House ist Internationale Direktorin des britischen Verlegerverbandes.

Vom Lesen zur Kommunikation

Die Rolle des British Council bei der Förderung kultureller Beziehungen in Europa durch die Literatur.

Zielsetzung des British Council ist es, durch den Austausch von Wissen und Ideen zwischen Menschen weltweit Engagement und Vertrauen für Großbritannien aufzubauen. Wir verfolgen diesen Auftrag mit großer Leidenschaft und sehen ihn als ein Gegengewicht zu den vielen globalen Herausforderungen unserer Zeit. Literatur und Schriftsteller können einen bedeutenden Beitrag zu unserer Arbeit leisten und der British Council blickt auf eine lange und glanzvolle Geschichte zurück, in der diese einflussreichen Kräfte unsere Aufgabe, kulturelle Beziehungen zu fördern, unterstützt haben.

Die Literatur ist in ihrer Dichte die wirkungsvollste aller Kunstformen, wenn es darum geht, Bedeutungsinhalte zu vermitteln und alternative Realitäten darzustellen. Der Akt des Lesens oder Hörens literarischer Werke aus anderen Kulturkreisen bedeutet jedoch noch nicht nur die Kommunikation von Ideen – es ist vielmehr eine Form des internationalen Austauschs von größter Klarheit und Schlichtheit. Große Schriftsteller haben stets von Aufenthalten in anderen Ländern und der Interaktion mit anderen Kulturen profitiert. Betrachtet man Schriftsteller der Britischen Inseln, so ist es kein Geheimnis, dass ein bedeutender Anteil der Inhalte Shakespeares thematisch in hohem Maße an die europäischen Originale angelehnt ist. Die Macht des kollektiven Schaffens der englischen Dichter der Romantik kann man nicht losgelöst von deren Erfahrungen im Europa des 18. Jahrhunderts betrachten. Die Ereignisse der Französischen Revolution beeinflussten das Denken von Wordsworth und Shelley, und Byron und Keats fanden die kulturelle Kulisse für ihre sinnlichen Betrachtungen in der Schweiz, Portugal, Italien und Griechenland.

Die Begeisterung der vorangegangenen Generation für die „Grand Tour“ reichert noch im 20. Jahrhundert den literarischen Nährboden im Paris der zwanziger Jahre an. Die Stadt wird zum kulturellen Mittelpunkt englischsprachiger und insbesondere amerikanischer Schriftsteller. Auch in den dreißiger Jahren spürt man diese Begeisterung in der britischen Literatur, man muss sich nur das intellektuelle Engagement George Orwells, Stephen Spenders und vieler anderer für den Spanischen Bürgerkrieg ansehen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägten Schriftsteller wie Doris Lessing, Salman Rushdie und Hanif Kureishi, um nur drei zu nennen, die britische Literaturszene mit einer unauslöschlichen postkolonialen

Geschichte. Diese Beispiele zeugen davon, auf welcher internationalen Grundlage so viele große Kunstwerke entstanden sind.

Wir legen bei der Arbeit des British Council großen Wert darauf, dass wir über unsere eigene Reichweite hinauswachsen: Die Auswirkungen der Arbeit im Bereich kulturelle Beziehungen ist von ihrer Natur her nicht klar umrissen und unsere Ziele sind langfristig und weiträumig angelegt. In unserer Literaturarbeit sind wir vor allem an dem reichen Wechselspiel interessiert, das sich aus der kreativen, persönlichen und kulturellen Interaktion von Schriftstellern mit Lesern und Schriftstellern in anderen Ländern ergibt. Als ein angenehmes Nebenprodukt streben wir an, die Früchte dieser Arbeit – neue Werke und hinzugewonnene Kreativität, die sich aus den Beziehungen zwischen Autoren und Übersetzern, Verlegern und Intellektuellen, Lesern und Unternehmern im Kreativbereich ergibt – sinnvoll zu nutzen. In Europa verfügt der British Council über eine weit reichende und äußerst vielseitige Erfahrung darin, Leser aus allen Teilen des Kontinents mit den besten britischen Schriftstellern zusammenbringen. Eine der langjährigen und erfolgreichen Konstanten unseres Literaturprogramms ist das alljährlich stattfindende Walberberg Seminar on Contemporary Literature, bei dem rund 45 Teilnehmer aus ganz Europa zugegen sind – eine von großer Vielfalt geprägte Gruppe aus Literaturwissenschaftlern und -kritikern, Professoren der englischen Sprache (viele aus der Nachwuchsgeneration), Verlegern, Journalisten und Übersetzern. Das Seminar wurde 1986 durch den zukunftsweisenden verstorbenen britischen Schriftsteller Malcolm Bradbury ins Leben gerufen. Im Laufe der Jahre hat das Seminar einem wichtigen europäischen Publikum eine große Anzahl zeitgenössischer britischer Autoren vorgestellt. Den Vorsitz von Walberberg hatten unter anderem A. S. Byatt, Andrew Motion, Paul Muldoon und Marina Warner. Das Walberberg Seminar des Jahres 2009 fand in der Akademie Schmöckwitz in Berlin unter dem Thema „Changing Literary Climates“ statt. Das Seminar wurde von Patricia Duncker geleitet und die teilnehmenden Autoren waren David Edgar, James Meek, Michael Symmons Roberts, Rachel Seiffert und Simonetta Wenkert.

Für eine junge Zielgruppe hat der British Council in den letzten Jahren mit Lehrkräften der Organisation an der Entwicklung von „BritLit“ gearbeitet. Dieses Projekt nutzt den kulturellen Rahmen zeitgenössischer britischer Literatur für das Unterrichten der englischen Sprache. Ein wichtiges Element dieses ausgesprochen erfolgreichen pädagogischen Ansatzes sind Unterrichtsbesuche britischer Autoren in Schulen ganz Europas. Schulkinder in Portugal und Italien hatten die Gelegenheit, Romesh Gunsekera und den einzigartigen britischen Kin-

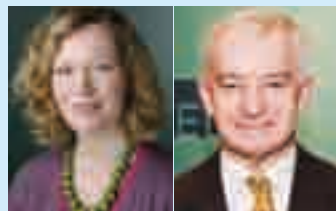
derbuchautor und ehemaligen Children's Laureate Michael Rosen zu erleben, die ihnen die Kraft wunderbarer Erzählungen vermittelten und ihnen das große Potenzial erschlossen, das in kreativen Texten schlummert.

In Ergänzung zu diesen Hauptsträngen unserer programmatischen Arbeit engagieren wir uns bei vielen weiteren Projekten in ganz Europa. Mit der wachsenden Beliebtheit von Literaturfestivals arbeiten wir daran, die reichhaltigen Möglichkeiten dieser vielfältigen Plattformen des literarischen Diskurses zu nutzen. Ein Beispiel sind die vier schottischen Schriftsteller, die 2009 am ukrainischen Literaturfestival Lviv im Rahmen einer Partnerschaft des British Council mit dem Edinburgh Book Festival teilnahmen. Oder unsere Zusammenarbeit mit dem Hay Festival, das ausgehend von seinen Wurzeln in Wales ein stetig wachsendes internationales Publikum anspricht und über seine ursprüngliche Reichweite hinaus mit Festivals im spanischen Segovia und Granada ein europäisches Publikum erreicht.

Neben diesen etablierten Formen des Diskurses und des Austauschs wurden innovative Projekte wie „Words Converge“ ins Leben gerufen. Hier wird Lyrik mit innovativer Technologie zu Kunst im öffentlichen Raum verknüpft. Das Projekt entwickelt Formen der Präsentation und Manipulation von Lyrik durch Nutzung verschiedener Plattformen - beispielsweise Videoschirme, Gebäude und Mobiltelefone. Führende junge Dichter und visuelle Künstler aus Rumänien, Israel, Griechenland, Georgien und Großbritannien werden diese Plattformen nutzen, um textbasierte Installationen zu schaffen.

Durch unsere Arbeit mit der internationalen Verlagswelt erhöhen wir die Chancen für kulturelle Beziehungen, die der Wirtschaftskontext in sich birgt. Die Programme etwa, die wir zu Ehren des jeweiligen Market Focus Country der Londoner Buchmesse (jeweils im April) kuratieren, unterstützen den Aufbau dauerhafter und fruchtbarer Beziehungen zwischen verschiedenen Nationen durch das Medium mit der nachhaltigsten Macht – das geschriebene Wort.

Aus dem Englischen von Angelika Welt



Tanya Andrews ist amtierende Direktorin für Literatur beim British Council.

Patrick Hart ist Stellvertretender Direktor des British Council Deutschland.





Kleine und große Übersetzernationen Die katalanische Sprache kann auf eine mehr als tausendjährige Geschichte zurückblicken. Katalonien – und Barcelona als dessen Hauptstadt – ist heute das wichtigste Verlagszentrum der spanischsprachigen Welt. Der Übersetzungsanteil ins Katalanische, das immerhin von 8 Millionen Menschen in vier Staaten gesprochen wird, ist hoch. *Von Josep Bargalló*



Zwischen dem 13. und dem 14. Jahrhundert erlebte die Vielfalt der romanischen mittelalterlichen Kultur mit dem Philosophen Ramon Llull einen Durchbruch. Mit seinem auf Katalanisch verfassten Werk bereitete er, noch parallel zum Lateinischen, den Weg zur Nutzung der neuen Sprachen: zur Verbreitung von Gedankengut, für die Theologie und für wissenschaftliche Veröffentlichungen.

Zeitgleich mit anderen romanischen Literaturen setzte in Katalonien in diesen Jahren eine literarische Produktion ein. Poeten wie Ausiàs March und Prosaautoren wie Joanot Martorell, dessen Buch „Tirant lo Blanc“ das einzige war, das Don Quijote vor den Flammen rettete, prägten die literarische Kultur der katalanischen Sprache – und sorgten für eine Sonderstellung des

Katalanischen in Europa. Die Verbreitung des Katalanischen durch die Wogen der europäischen Geschichte, insbesondere im Mittelmeerraum, hat dazu geführt, dass sie heute von rund 8 Millionen Menschen gesprochen wird. Damit überflügelt das Katalanische zahlenmäßig den Durchschnitt der offiziellen Sprachen der Europäischen Union. Seit vier Jahren ist das Katalanische auch als Arbeitssprache und Sprache für Eingaben in einigen Bereichen der europäischen Institutionen anerkannt. Und das, obwohl es keine offizielle Sprache eines Mitgliedstaates ist.

Im Jahr 2004 war die katalanische Literatur die Gastliteratur der Buchmesse von Guadalajara (Mexiko), der bedeutendsten Messe Lateinamerikas. Im Jahre 2007 war die katalanische Kultur das Schwerpunktthema der Frankfurter Buchmesse. In diesem Jahr wurde das World Voices Festival in New York von dem katalanischen Dichter Narcís Comadira eröffnet, für das kommende Jahr ist die katalanische Poesie Gast beim Marché de la Poésie in Paris.

Unbestritten sind seit Ramon Llull aus der katalanischen Literatur universelle Autoren und Werke hervorgegangen. An dieser Stelle soll nur beispielhaft auf den namhaften amerikanischen Literaturkritiker Harold Bloom verwiesen werden, der auch über Llull geschrieben hat und der in seinem „The Western Canon“ (1994)

sechs katalanische Schriftsteller des 20. Jahrhunderts aufnahm: Carles Riba, J. V. Foix, Mercè Rodoreda, Salvador Espriu, Joan Peruchó und Pere Gimferrer.

Nicht zu vergessen sind die Verkaufschlager der deutschen Übersetzung der Romane von Jaume Cabré – „Les veus del Pamano“ [„Die Stimmen des Flusses“] – und von Maria Barbal – „Pedra de Tartera“ [„Wie ein Stein im Geröll“] – rund um die Frankfurter Buchmesse 2007 oder die beträchtliche Anzahl an Sprachen, in die andere zeitgenössische katalanische Erzähler übersetzt wurden, wie der erst vor kurzem verstorbene Baltasar Porcel, Quim Monzó oder Albert Sánchez Piñol.

Katalonien – und Barcelona als dessen Hauptstadt – ist das wichtigste Verlagszentrum der spanischsprachigen Welt. Die katalanischen Verlage verkaufen nicht nur nach ganz Spanien, sondern exportieren ebenso in alle lateinamerikanischen Länder, in denen sie zudem Filialen unterhalten oder an lokalen Unternehmen beteiligt sind.

Allein in Katalonien wurden 2006 30 709 Bücher herausgegeben, von denen 10 861 auf Katalanisch. Diese Zahl sticht vor allem deshalb ins Auge, weil der Markt für katalanische Bücher viel begrenzter ist als der für Spanische.

Gesamtanzahl der auf Katalanisch veröffentlichten Übersetzungen

	2002	2003	2004
Spanisch	628	756	854
Englisch	493	492	456
Französisch	201	197	164
Deutsch	99	95	95
Sonstige	158	67	137
Gesamt	1.579	1.607	1.706

Beim Grossteil dieser Bücher handelt es sich natürlich nicht um literarische Produk-

tion, sondern um verschiedenste Genres. Ein Blick auf die Subventionen für Übersetzungen von Prosa für Erwachsene, Theater und Poesie, die von einer der in diesem Bereich zuständigen Institutionen der katalanischen Regierung erteilt werden, zeigt die Bandbreite der Herkunftssprachen. Auch wenn die führende Stellung des Englischen offensichtlich ist: Übersetzt wurde (neben weiteren Sprachen) aus dem Ungarischen, Portugiesischen, Japanischen, Arabischen und Hebräischen. Bemerkenswert ist, dass die meisten katalanischen Verlage einen Grossteil ihrer Übersetzungen ohne jede öffentliche Hilfe realisieren.

Für Katalonien ist es zum einen wichtig, den Weltkulturen gegenüber offen zu sein, sie aufzunehmen und dies in der eigenen Sprache zu tun; noch wichtiger ist es jedoch, sich selbst nach außen hin zu vermitteln. Aus diesem Grund wird eine Kulturpolitik betrieben, die die Übersetzungen der auf katalanisch verfassten Werke unterstützt. Obwohl verschiedene Institutionen auf diesem Gebiet arbeiten, wird der Großteil dieser Aufgabe vom Institut Ramon Llull übernommen. Es handelt sich hierbei um eine gemeinsame Organisation der katalanischen Regierung und der Regierung der Balearen, deren Ziel die Förderung der katalanischen Sprache und Kultur im Ausland ist. Das Institut Ramon Llull fördert ausschließlich Übersetzungen vom Katalanischen in andere Sprachen. Diese Unterstützung kommt direkt den jeweiligen Verlagen des entsprechenden Landes zu.

Die Übersetzungen haben in den vergangenen Jahren zugenommen. Die Gründe hierfür sind unterschiedlich, jedoch zeigte die Frankfurter Buchmesse mit ihrem katalanischen Schwerpunkt 2007 ihre Wirkung. Mit ihr stieg die Zahl der Übersetzungen deutlich, vor allem ins Deutsche.

Übersetzungen in die englische Sprache sind dagegen vergleichsweise selten.

Zahl der geförderten Übersetzungen vom Katalanischen in andere Sprachen

2008

Französisch	16
Spanisch	14
Italienisch	13
Portugiesisch	10
Deutsch	7
Englisch	4
Griechisch	3
Ungarisch	3
Niederländisch	3
Polnisch	2
Rumänisch	2
Chinesisch	2
Kroatisch	1
Russisch	1
Serbisch	1
Gesamt	82

Von der Brücke zum Deich

Diese Tatsache trifft indes für jede andere Sprache zu. Eine Untersuchung über die internationale Situation der literarischen Übersetzungen, die 2007 vom Institut Ramon Llull in Zusammenarbeit mit dem amerikanischen PEN-Club veröffentlicht wurde – „Ser traduït o no ser“ [„Übersetzt sein oder nicht sein“] – macht eines der großen Probleme der kulturellen Globalisierung deutlich: Die vorherrschende Sprache widersteht der Rezeption anderer Sprachen und wird so von der Brücke zum Deich.

Auf die Frage, welche die globale Sprache Europas sei, antwortete Umberto Eco einmal, die europäische Sprache an sich sei die Übersetzung. Auch wenn dies ironisch klingt oder wie eine Ausflucht, um einer heiklen Frage zu entgehen, handelt

es sich doch um die ganze Wahrheit. Die einzige Sprache, die alle Europäer verstehen und auch alle Weltbewohner, ist ihre eigene Sprache. Sogar wenn man das Englische nimmt, wird deutlich, dass die meisten Erdenbewohner diese Sprache nicht verstehen, ganz zu schweigen über eine ausreichende Kenntnis zur Rezeption von Literatur verfügen.

Somit ist es für einen Schriftsteller nicht wirklich wichtig, wie viele Personen die Sprache sprechen, in der er sein Werk verfasst. Wichtig ist die Qualität seines Schreibens und dessen Rezeption mittels Übersetzung in die Sprache der Leser.

Verschließt sich eine Kultur der Rezeption anderer Literaturen, wird sie niemals die Welt in ihrer Gesamtheit verstehen. Aber auch eine Kultur, die keine Instrumente besitzt, um andere Kulturen zu erreichen, ist nicht komplett, denn die eigene Existenz ist erst dann vollständig, wenn sie von den anderen anerkannt wird. Dies sollte in Europa noch mehr berücksichtigt werden.

Josep Bargalló ist Leiter des Institut Ramon Llull in Barcelona.

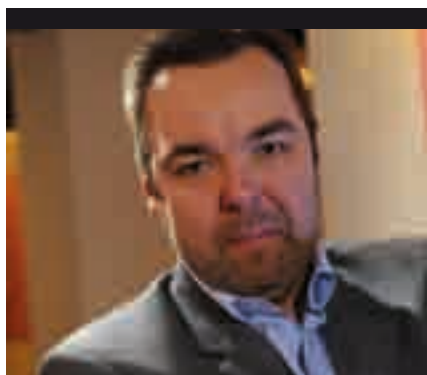


abcdefghijklmnopqrstuvwxyz

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

1234567890

Verspäteter geistiger Systemwechsel Fehlende Lesekompetenz bei Schülern und die Schliessung öffentlicher Bibliotheken. Wie steht es um die Lesekultur in Europa? Ein Blick nach Ungarn, einem Land, dessen Verlage und Buchhandel zu den ältesten des europäischen Literaturbetriebs zählen. *Von László L. Simon*



Heute lesen rund 40 Prozent der Ungarn mindestens ein Buch pro Jahr. Die Tendenz ist eindeutig fallend. Während des kommunistischen Regimes und unmittelbar nach dem Mauerfall hatten 60 bis 65 Prozent der Ungarn regelmäßig zum Buch gegriffen. Zum Jahrtausendwechsel waren es noch etwa 50 Prozent.

Rückläufige Leseanteile sind keine ungarische Besonderheit. Weltweit verliert das gedruckte Wort an Bedeutung, immer mehr bestimmen die elektronischen Medien den Alltag der Menschen. Sich verändernde Wertesysteme und ein Überange-

bot des liberalisierten Medienmarktes tun ein Übriges, dass es das traditionelle Buch immer schwerer hat.

Die vergleichenden europäischen Untersuchungen zeigen, dass sich Ungarn in puncto Lesekonsum im Mittelfeld bewegt. Lediglich beim Besuch von Bibliotheken liegt Ungarn unter dem europäischen Durchschnitt. Anders wiederum sieht es beim Besitz von Büchern aus: Ungarn haben überdurchschnittlich viele Bücher in ihren eigenen vier Wänden angesammelt.

Die finanziellen Einschnitte der Regierung unter Ferenc Gyurcsány, der knapp fünf Jahre bis April 2009 als Ministerpräsident an der Macht war, bei Institutionen der öffentlichen Bildung wie Bibliotheken, Museen und Kulturzentren fielen besonders stark aus. Die Folge: Bibliotheken müssen Mitarbeiter entlassen, Neuanschaffungen stornieren und Öffnungszeiten einschränken. Im Sommer 2009 wurden in den großen öffentlichen Einrichtungen immer öfter Zwangsurlaube verordnet, unter anderem auch in der ungarischen Nationalbibliothek. Weitere öffentliche Bibliotheken werden folgen.

Im Land sieht sich der Kultursektor mit immer gravierenderen Problemen

konfrontiert. Diese verlangen nach nationalen Lösungen, vor allem weil der Staat sie hauptsächlich selbst verursacht hat: Die vergangenen Regierungskoalitionen haben die Aufrechterhaltung und Pflege der nationalen Kultur allein in die Hände der ungarischen Gesellschaft übertragen. Der Staat zog sich mehr und mehr zurück.

Daran ist nicht nur die Wirtschaftskrise schuld. Auch Inkompetenz verantwortlicher Politiker und deren Ignoranz gegenüber der Kultur spielen eine Rolle. Gleichzeitig wird die Kluft zwischen Vermögenden und Armen im Lande zusehends größer, sodass immer weniger Menschen in der Lage sind, sich Zugang zu Kultur zu verschaffen. Staatliche Mittel werden durch diverse Verwaltungs- und Stiftungskanäle oft ungerecht verteilt. Ein Großteil des Geldes fließt in die Hauptstadt Budapest und die großen Städte, sodass die Landbevölkerung stark benachteiligt wird.

Während sich der Staat zurückzieht, kümmert sich keiner um Alternativen. Kultursponsoring und die nötigen staatlichen Rahmenbedingungen sind in Ungarn noch nicht weit entwickelt. Kulturinstitutionen trocknen also weiter aus, das kulturelle Leben verliert an Niveau, immer weniger Menschen interessieren sich für Kultur. Dies ist auch einer der Gründe, warum in

Zwei Jahrzehnte nach Fall des Eisernen Vorhangs fehlen noch immer solche großen literarischen Werke, die die Folgen des Kommunismus aufarbeiten oder eben helfen, die postsozialistische und wild kapitalistische Welt zu verstehen.

Ungarn immer weniger gelesen wird. Die Konsequenzen der zurückgehenden Lesekultur zeigen sich am sichtbarsten in den PISA-Studien der vergangenen Jahre: bei Lesefähigkeiten und Textverständnis schneiden fünfzehnjährige ungarische Schüler nicht besonders gut ab, sie befinden sich im unteren Drittel der untersuchten Länder. Hinzu kommt: Literatur selbst ist immer mehr dem Zeitgeist unterworfen. Sie bietet keine Welterklärungen und ist immer seltener ein wichtiges Instrument der moralischen und geistigen Bildung. Das Buch gehört auch nicht mehr zu den primären Informationsquellen. Eine Konsequenz: Zwei Jahrzehnte nach Fall des Eisernen Vorhangs fehlen in Ungarn noch immer solche großen literarischen Werke, die die Folgen des Kommunismus aufarbeiten oder eben helfen, die postsozialistische und wild kapitalistische Welt zu verstehen.

Rückzug des Staates

Dass dies nicht so sein muss zeigen andere mittel- und osteuropäische postkommunistische Länder. Dort sind genau solche großen Meisterwerke der Literatur geschaffen worden, die zum Verständnis der jüngeren Vergangenheit und zu einem neuen nationalem Selbstbild beitragen.

Dies heißt nicht, dass die ungarische zeitgenössische Belletristik nicht reich an guten Werken ist. Die Autoren entsprechen meist der Erwartung, ein Buch müsse amüsant sein. Deswegen dürfen wir uns auch nicht wundern, dass Imre Kertész erst nach der Nobelpreisverleihung in die Liste der fünf meistverkauften Schriftsteller

aufsteigen konnte, und auch dann nicht mit seinem preisgekrönten Werk, „Roman eines Schicksallosen“. 2003 wurden von seinem Buch „Liquidation“ 30 000 Exemplare verkauft, während der erste und zweite Platz der Bestsellerliste von dem unter englischem Pseudonym publizierenden László Lőrincz L. eingenommen wurde: Mit „Siva tanzt wieder“ (140 000 Exemplare) und mit „Die Werwölfe im Schloss“ (70 000 Exemplare). 2004 kam der gleiche Autor mit neuen Büchern wieder auf die ersten beiden Plätze, während Kertész es nicht einmal unter die ersten fünf schaffte. Dies wiederum gelang Miklós Vámos als einzigem anspruchsvollen ungarischen Schriftsteller.

Die Fakten zeigen, dass die im Westen berühmt gewordenen ungarischen Schriftsteller zu Hause nicht zu den meist gelesenen gehören. Offensichtlich ist zudem, dass es außergewöhnlich gute und in Ungarn viel gelesene Schriftsteller gibt, die jedoch kaum oder nur sehr mühsam ins Ausland kommen. Ein Grund hierfür ist nicht nur das fehlende Interesse ausländischer Agenturen, sondern das mangelnde Engagement der ungarischen Kulturinstitutionen. Neue Bücher sind allein den Marktmechanismen und dem Wohlwollen der Medien ausgeliefert.

Die Werke ausländischer Schriftsteller nehmen einen immer größeren Anteil in den Regalen der Buchhandlungen ein. Im vergangenen Jahr stammte mehr als die Hälfte der Titel aus dem Ausland, ihr Anteil bei den verkauften Exemplaren betrug 75 Prozent. Während der Buchabsatz insgesamt rückläufig ist, schwindet der von

ungarischen Autoren überproportional. Gleiches gilt für die klassische Belletristik. Zeitgenössische Werke machen nun mehr als drei Viertel der aktuell veröffentlichten Literatur aus.

Anspruchsvolle Literatur wird von neuen Bestsellern und Non-Fiction-Büchern verdrängt. Nach dem Systemwechsel 1989 nahm das Interesse an den Schriftstellern aus Übersee, etwa an den Bestseller- und Thrillerautoren Danielle Steel, Robin Cook und Steven King, sprunghaft zu.

Die wertvolle zeitgenössische Literatur wurde früher hauptsächlich von Menschen mit höherer Schulbildung gelesen, jedoch stieg die Anzahl der intellektuellen Leser nicht, obwohl sich in den letzten zwanzig Jahren viel mehr Jugendliche an Universitäten einschrieben.

Wie in vielen anderen Ländern waren in den letzten Jahren bei Jugendlichen Dan Browns „The Da Vinci Code“ und J. K. Rowlings „Harry Potter“-Bände große Erfolge, sie hatten Verkaufszahlen von über 200 000 Exemplaren jährlich.

Während ungarische Verlage und der Buchhandel zu den ältesten des europäischen Literaturbetriebs gehören, beherrschen heute multinationale Firmen den Markt. Nur drei Konzerne besitzen nicht nur Einzelhandelsketten, große Buchkaufhäuser und riesige Lagerhallen, sie kauften zudem die alten, schon zu Zeiten des Sozialismus berühmten Verlagshäuser auf. Damit brachten sie die kleinen, unabhängigen Verlage, die nicht über eigene Ver-

Die Marktstruktur ist heutzutage so deformiert, dass die kulturelle Öffentlichkeit in Ungarn gefährdet ist.

triebswege verfügen, in Bedrängnis. Diese müssen heute nicht nur mit Kapitalmangel kämpfen, sondern auch große Risiken auf dem Markt eingehen.

Die Konzerne kontrollieren, welche Bücher sie an die kleinen Buchhändler weiter-schicken. Die Kleinhändler sind also den Großhändlern ausgeliefert. Da die multinationalen Firmen nur auf höchstmöglichen Profit spekulieren, geben sie gut gehende Bücher nicht an die kleinen Läden weiter, sondern verkaufen sie selber.

Die Bücher, die sie als nicht so profitabel einschätzen, reichen sie an die Kleinhändler weiter. Diese Bücher sind meist die anspruchsvollen Werke, die die Buchhandlungen nicht gut unters Volk bringen, da das Marketing fehlt. So bleiben die kleinen Läden auf ihren Büchern sitzen.

Die Marktstruktur ist heutzutage so deformiert, dass die kulturelle Öffentlichkeit in Ungarn gefährdet ist. Wichtige Bücher kommen nicht in den Handel und das Zielpublikum erfährt nichts von ihrer Existenz.

Die Regierung lässt den Kultursektor durch Unterfinanzierung immer weiter austrocknen. Gegenreaktion der Kunst und von Teilen der Medien ist eine Art Elitefeindlichkeit. Das ist keine neomarxistische Tendenz, es ist eher Enttäuschung über die neue politische Elite, die sich nach dem Fall der Diktatur nur teilweise erneuerte. Während das Ansehen der Politik immer weiter sinkt und damit die Akzeptanz der aktuellen politischen Klasse beim Volk, ist es verständlich, dass die politische Elite mit Legitimitätsproblemen zu kämpfen hat. Die immer stärker werdenden elitefeindlichen Stimmen fördern politisch radikale

Gruppen. Postkommunistische Kreise instrumentalisieren dieses Phänomen für ihre Interessen in enger Zusammenarbeit mit Journalisten und Intellektuellen.

Daher kann in Ungarn zwanzig Jahre nach dem Sturz der Diktatur noch immer nicht von einer stabilen Werteordnung der Gesellschaft gesprochen werden, in der sich Institutionen selbst regulieren und kontrollieren oder zivilgesellschaftlich erschaffen werden.

Auch bei der Literatur spricht der Schriftsteller János Sebeők von einem verspäteten geistigen Systemwechsel. Seiner Meinung nach „ist die Literatur psychologisch heutzutage noch immer eine politische Erscheinung, während die Malerei eine künstlerische ist. Die Literatur ist bis heute noch immer der Simulations-Schauplatz der politischen Konflikte.“

*Aus dem Ungarischen
von Orsolya Kurucz*

László L. Simon, Jahrgang 1972, publiziert regelmäßig Essays, Studien und belletristische Schriften. Er ist Redakteur der gesellschaftswissenschaftlichen Zeitschrift „Kortárs“ und Kurator in der Ungarischen Műhely Galerie. Zwischen 1998 und 2004 war er Vorsitzender der Organisation der Jungen Schriftsteller, seit 2004 ist er Sekretär der Ungarischen Schriftstellerunion.

Der lange Schatten des Sokrates Auf den Spuren von Cervantes und Rabelais geht es für heutige Autoren darum, die Wurzeln des Romans in Europa wiederzuentdecken. Den Geist des Humors und der Ironie, um mannigfache Wahrheiten auszusprechen. Nur so wird es gelingen, dass der Kontinent seine kulturelle Zeugungsfähigkeit wiedererlangt. *Von Stefano Zangrando*



Keine der zahlreichen Debatten um die sogenannten europäischen Wurzeln hat sich ernsthaft mit derjenigen literarischen Kunst auseinandergesetzt, die mit dem modernen Europa in Erscheinung trat: der Romankunst. Vielleicht weil es dem Roman an Ernsthaftigkeit fehlt, um die Wurzel von etwas zu sein.

Er präsentiert sich vielmehr als eigenständiger Baum, wie der Titel eines schönen Essays des Literaturwissenschaftlers Massimo Rizzante („L'albero“, Venedig 2007) suggeriert. Ein Baum, der im selben „Erzählreich“ gewachsen ist, in dem zuvor die klassische Epik und andere literarische Vorläufergat-

tungen gediehen sind, etwa der sogenannte griechische oder byzantinische Roman – auch wenn diese erzählende Dichtung aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus nicht diesen Namen trug – sowie verschiedene Epen und mittelalterliche Ritterromane. Letztere wurden dann als „Romane“ bezeichnet, weil sie in der Volkssprache, der lingua romana, im Gegensatz zu dem in der lingua latina verfassten gelehrten Schrifttum geschrieben waren.

Trotz seines freien Geistes gehört jedoch der moderne Roman zu den Gattungen, die uns die europäische Kultur am besten begreifen lassen.

Der Neuansatz des Romans beginnt in der Renaissance, im Zeitalter der großen geografischen und wissenschaftlichen Entdeckungen, die den Europäern ein radikal neues Bewusstsein der eigenen relativen Stellung in der Welt und im Universum vermittelten. Von Anfang an trat er als komische, parodistische Erwiderung auf die offizielle Kultur auf: In François Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“ (erschieden in fünf Bänden 1532–64) steigt der Erzähler Alcofribas Nasier (Anagramm des Namens des Verfassers) in den Mund des Protagonisten, des jungen Riesen Pantagruel, und findet

dort eine „neue Welt“, in der die Zähne als Berge erscheinen, zu deren Füßen ausgedehnte Wiesen, Wälder und Städte liegen sowie ein Dorf, in dem die Bewohner ihr Geld im Schlaf verdienen und in dem diejenigen den höchsten Lohn bekommen, „die laut schnarchen“.

Im „Don Quijote“ von Miguel de Cervantes (1605–15) beschließt der von mittelalterlichen Ritterromanen begeisterte Edelmann Alonso Quijano, unter dem Namen Don Quijote de la Mancha selbst fahrender Ritter und Beschützer der Armen, Witwen und Waisen zu werden. „Als Gott allmählich den Platz räumte, von dem aus er das Universum und seine Wertordnung gelenkt, das Gute vom Bösen gesondert und jedem Ding seinen Sinn verliehen hatte, trat Don Quijote aus seinem Haus und konnte die Welt nicht mehr wiedererkennen. Denn in Abwesenheit des Höchsten Richters erschien diese plötzlich in einer furchtbaren Ambiguität: Die einzige göttliche Wahrheit zerfiel in Hunderte von relativen Wahrheiten, an denen die Menschen teilhatten. So entstand die Welt der Neuzeit und mit ihr der Roman, ihr Abbild und Muster.“

So schreibt Milan Kundera im ersten Teil seines Buches „Die Kunst des Romans“ (1986). Kundera ist der Romanschriftsteller, der sich unter den Zeitgenossen am meisten für das Verständnis des Romans als wahre und echte Kunst eingesetzt hat, die vielmehr ist als nur als eine literarische Gattung unter anderen. Das erfordert ihre besondere Welt-sicht, eine ironische, kritische, prosaische

Sicht, die sich der ontologischen Ambiguität der menschlichen Dinge und deren unvermeidlicher Materialität bewusst ist.

In einem Vortrag, den er 1985 in Jerusalem hielt und der ebenfalls in dem erwähnten Band abgedruckt ist, verweist Kundera auf eine andere Episode aus „Gargantua und Pantagruel“: Im dritten Buch wird Panurg, Pantagruels treuer Freund, von der Frage gequält, ob er heiraten soll oder nicht. Dort geht es um die Erörterung dieses Zweifels unter allen möglichen Blickwinkeln; zu diesem Zweck zieht Panurg unzählige Fachleute und Gelehrte zu Rate – aber am Schluss weiß er immer noch nicht, was er tun soll.

Weisheit der Ungewissheit

Welche Lehre ist aus einer solchen Unentschlossenheit zu ziehen, die große Ähnlichkeit mit der Ambiguität der Wirklichkeit hat, auf die Don Quijote sein Ritterideal projiziert? Folgt man Kundera, so besteht sie in der „Weisheit der Ungewissheit“, die sich darin kundtut, dass man sich in der Literatur wie im Leben mit „einer Menge relativer, sich widersprechender Wahrheiten“ auseinanderzusetzen lernt. Es ist eine Weisheit, die im Gegensatz zum *ego cogitans* des Descartes steht: „Die Weisheit des Romans unterscheidet sich von der Weisheit der Philosophie. Der Roman ist nicht aus dem theoretischen Geist, sondern aus dem Geiste des Humors geboren.“

Wenn dies zutrifft, liegt dem Geist des modernen Romans nichts ferner als die heroische Haltung der Helden der mittelalterlichen Ritterromane oder als die Ergebenheit in den göttlichen Willen, das die verliebten

Der moderne Roman gehört zu den Gattungen, die uns die europäische Kultur am besten begreifen lassen.

Protagonisten der griechischen oder byzantinischen Romane – und ihre Autoren – kennzeichnet. Aber wenn der Baum des modernen Romans tatsächlich demselben Erzählreich angehört wie seine Vorläufer, müssen die Vorbilder seines „Geistes des Humors“ woanders gesucht werden.

Ortega y Gasset hat sie, einer Intuition von Friedrich Schlegel folgend, erkannt und in seinen „Meditationen über Don Quijote“ (1914) Cervantes' Stilverwandtschaft mit Platons „Symposion“ und dem antiken Mythos erhellt. Am Schluss des „Symposions“ bemerkt Aristodemos, den das Hahnenkrähen geweckt hat, dass die Gäste des Voraubends schlafen oder schon fort sind – mit Ausnahme von Agathon, dem Tragödiendichter, Aristophanes, dem Komödiendichter, und Sokrates, der das Gespräch führt. Aristodemos ist zu schläfrig, um sich die Details zu merken, er erinnert sich aber, „dass Sokrates sie genötigt habe zuzugeben, es sei Sache ein und desselben Mannes, Komödien und Tragödien dichten zu können, und ein Tragödiendichter mit Kunstverstand sei auch Komödiendichter“. Aber Aristophanes und Agathon können nach dem Trinkgelage und den nächtlichen Diskussionen Sokrates' Gedankengang nicht mehr folgen und schlafen nacheinander ein. Erst viele Jahrhunderte später werden Shakespeare und Cervantes den von Sokrates beschworenen „Tragikomödiendichter“ verkörpern. Aber wenn Shakespeares Glück ein majestätischer Strom ist, der im Schutz sicherer Dämme durch die letzten vier Jahrhunderte europäischer Kultur fließt, wie sollte man das bezeichnen, was Kundera „das verkannte Erbe des Cervantes“ nennt?

In der Jerusalemer Rede erklärt der tschechische Schriftsteller: „Europa hat versagt, indem es die europäischste aller Künste, den Roman, nie verstanden hat, weder seinen Geist noch seine gewaltigen Erkenntnisse und Entdeckungen noch die Autonomie seiner Geschichte.“ Kundera bezieht sich auf die verkannte kritische Sicht des Romans im Vergleich zu den ideologischen und wissenschaftlichen Gewissheiten, die die moderne europäische Kultur im Zeichen des Übermuts und der „vollkommenen“ Kenntnis geformt haben, wobei sie zu oft die tragikomische Schönheit der menschlichen Unvollkommenheit außer Acht gelassen haben. Seitdem hat sich jedoch in Europa und in der Welt überhaupt ein durchgreifender Wandel vollzogen, der sich beinahe so radikal ausnimmt wie der Übergang vom Mittelalter zur Renaissance.

1989 war das totalitäre Regime, in dem Kundera aufgewachsen und vor dem er geflüchtet war, zusammengebrochen und einer Ideologie gewichen, die sich mit der für den Neoliberalismus typischen Ideologiefreiheit tarnte, deren Einfluss auf das Individuum und auf dessen Lebens- und Gedankenfreiheit genauso real wie die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts war. Nur schwerer aufzudecken, weil losgelöst von einer erkennbaren politischen Macht und

Europa hat versagt, indem es die europäischste aller Künste, den Roman, nie verstanden hat, weder seinen Geist noch seine gewaltigen Erkenntnisse und Entdeckungen noch die Autonomie seiner Geschichte.

Milan Kundera

darum umso schwerer zu bekämpfen. Zu Beginn dieser Periode unserer Geschichte bestätigte die von Ayatollah Khomeini gegen Salman Rushdie erlassene Fatwa wegen angeblicher Gotteslästerung in seinem Roman „Die Satanischen Verse“ die Erkenntnis des tschechischen Romanciers, und zwar das traurige Schicksal des „Geistes des Romans“ in einer Welt, in der die Unsicherheit und die Ambiguität des Realen im Namen einer einzigen Wahrheit keinen Platz mehr haben. Und doch hat sich der Geist des Romans in den beiden folgenden Jahrzehnten, in einem Europa, das für eines seiner wertvollsten Güter seiner Kulturgeschichte blind war und sich in einem andersgearteten ideologischen Zangengriff befand, weiterhin als das beste Mittel erwiesen sowohl um Widerstand zu leisten als auch um ein kritisches kulturelles Gewissen durchzusetzen.

Dieses Gewissen europäischen Ursprungs, das aber inzwischen weltumfassend ist – in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die Kunst des Romans außerhalb Europas die reichsten Früchte getragen – verkörpert auf vorbildliche Weise die australische Schriftstellerin Elizabeth Costello, die Protagonistin des 2003 erschienenen gleichnamigen Romans von John M. Coetzee. Die Titelfigur taucht zum ersten Mal in einem Essay Coetzees auf, „Das Leben der Tiere“ (1999), einem Kleinod der Erzählkunst. Ihre Fähigkeit, sich in ein anderes Geschöpf – ob Mensch oder Tier – hineinzusetzen, gemahnt an die liebevolle, heitere Ironie, die den ersten modernen Romanschriftstellern gestattet, jede Wahrheit zu verstehen.

Übrigens weist dieser kurze Text über die Gewaltanwendung der Menschen auf die

Tiere – ein grundlegender Aspekt des zeitgenössischen Gewissens – Ähnlichkeit mit Platons Dialogen auf: Elizabeths Wahrheit wird immer mit der ihrer Gesprächspartner konfrontiert, sodass sich niemand benachteiligt fühlen kann.

Im ersten Kapitel des Romans „Elizabeth Costello“, der Coetzee den Nobelpreis einbrachte, sagt der Erzähler, Elizabeths Sohn, der Frau, mit der er die Nacht verbracht hat: „Ich denke, dass du vor einem Rätsel stehst, auch wenn du das nicht zugibst, vor dem Rätsel des Göttlichen im Menschen. Du weißt, dass etwas Besonderes an meiner Mutter ist – das zieht dich zu ihr hin –, aber wenn du ihr begegnest, stellt sich heraus, dass sie eine ganz normale alte Frau ist. Du kannst die beiden nicht in Einklang bringen.“ Aber spiegelt denn die Verstörtheit der Frau, selbst ein Kind der ideologischen und wissenschaftlichen Gewissheiten, nicht die Unfähigkeit wider, in der alten Elizabeth Costello den gleichen *daimon* zu erkennen, der Sokrates antrieb?

Ambivalent karnevalistisch

Zeitgenössische Autoren wie Kundera, Coetzee, Rushdie und dann auch Roberto Bolaño, Dubravka Ugrešić, Ingo Schulze oder Zadie Smith haben es gemäß der Lehre von Rabelais und Cervantes verstanden, die Romankunst mit dem Wandel zu konfrontieren, der sich in Europa und in der ganzen Welt in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat und dessen offenkundige Unzulänglichkeit die derzeitige Wirtschaftskrise hervorhebt: beispiellose Migrationswellen und die Anhäufung von Reichtum in den Händen

weniger, neue Formen der Armut und das gefährliche Wiederaufflackern des Rassismus, die Manipulation des menschlichen Lebens durch die Medien und die zu einer ständigen Performance ausgeartete Kultur, die einer Wegwerfmentalität frönt, ohne Bezug auf die Vergangenheit und die Zukunft.

In einem Vortrag über das Theater, den er 1946, unmittelbar nach dem grauenvollen Geschehen des Zweiten Weltkriegs, hielt, der dem modernen Europa ein Ende setzte, sagte José Ortega y Gasset: „Die Kontinuität ist die fruchtbare Koexistenz oder, wenn man so will, das Nebeneinanderbestehen von Vergangenheit und Zukunft, und sie ist die einzige Möglichkeit, nicht reaktionär zu sein. Der Mensch selbst ist Kontinuität, und wenn er diese bricht (in dem Maß, in dem er sie bricht), heißt es, dass er vorübergehend aufhört, Mensch zu sein, dass er auf sich selbst verzichtet, und ein Anderer – alter – wird.“

Dies bedeutet, dass er sich verändert, dass im Land Veränderungen stattgefunden haben. Da muss man dafür sorgen, dass solche Veränderungen nicht mehr stattfinden, dass der Mensch wieder er selbst wird und und es ihm gelingt – wie ich mit einem herrlichen Wort zu sagen pflege, das nur in unserer Sprache vorhanden ist – *ensimismarse* –, er selbst zu sein.“

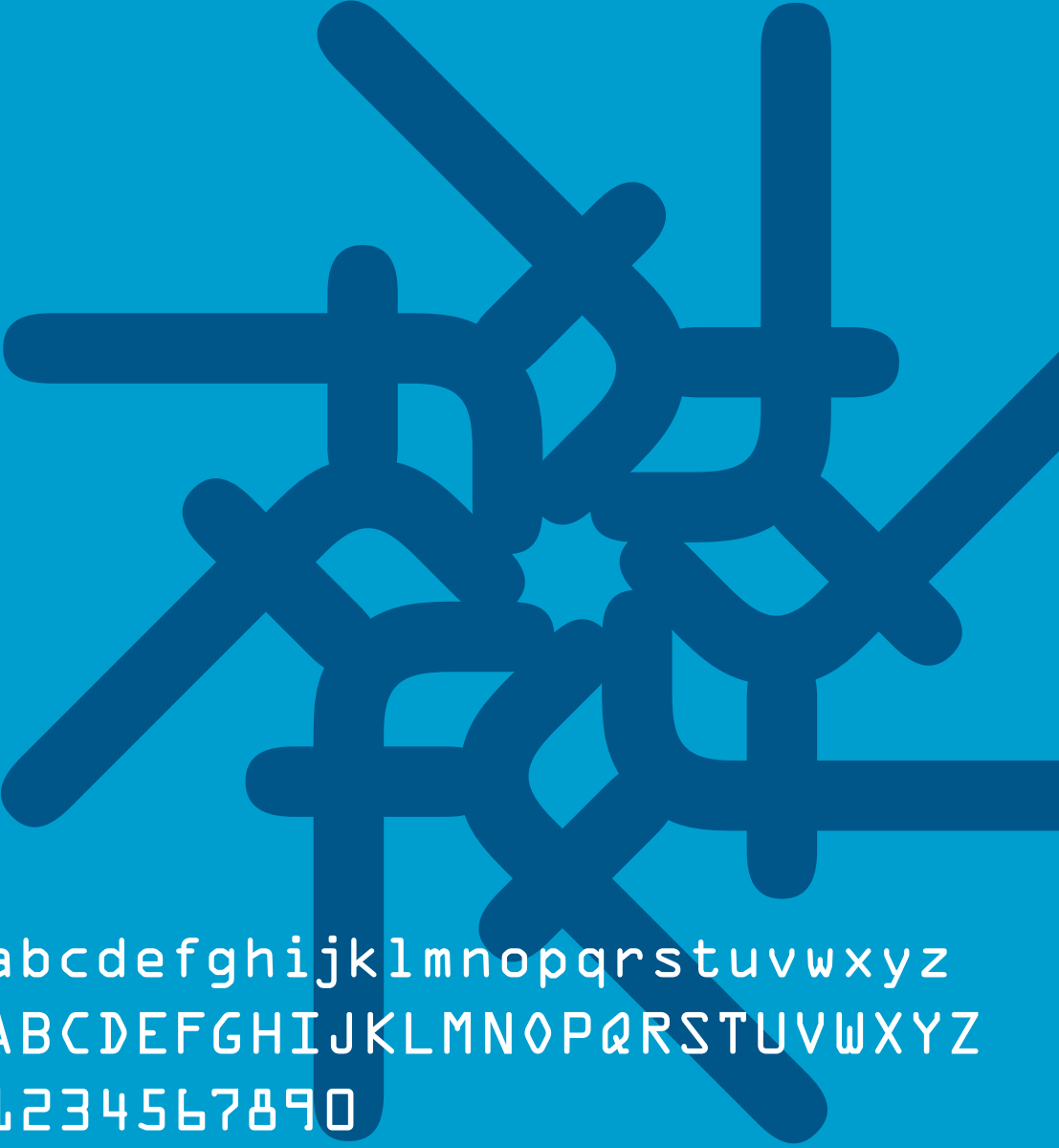
Das heutige pluralistische, widerspruchsvolle, ambivalent karnevalistisch anmutende Europa ist gewiss nicht mit Nachkriegsspanien vergleichbar. Aber hat unser Kontinent, von der ständigen Präsenz des „Konsum-Totalitarismus“ erdrückt, vom neuen Populismus bedroht und durch den Kitsch der Erinnerung und die Verherrlichung der eigenen Narben irregeführt, etwa nicht das lebendige Gefühl der Kontinuität verloren? Ist denn das von Kundera 1985 beklagte Unverständnis der „europäischsten aller

Künste, des Romans“ nicht ein Zeichen dieses Verlustes?

Am Schluss des „Symposions“ schlafen bei Tagesanbruch Agathon und Aristophanes ein; erst an der Schwelle der Moderne werden die ersten großen europäischen Schriftsteller den von Sokrates beschworenen Tragikomödiendichter verkörpern. Heute hängt ihr Erbe von unserer Fähigkeit ab, wachsam zu sein, nicht einzuschlafen angesichts der unvermeidlichen Ambiguität des neuen globalen Tages. Und darin werden wir gewiss bestärkt werden, wenn wir die Wurzeln des Romans in Europa wiederentdecken, aufwerten und in ihnen die Weisheit der Ungewissheit, den Geist des Humors, wiederfinden, die Fähigkeit, mit Ironie die mannigfachen Wahrheiten auszusprechen, die Europa und die ganze Welt beleben. Nur so wird es uns gelingen, wir selbst zu sein und unsere kulturelle Zeugungsfähigkeit wiederzuentdecken.

*Aus dem Italienischen
von Annalisa Viviani*

Stefano Zangrando, 1973 in Bozen (Südtirol) geboren, ist Prosaautor, Literaturkritiker und Übersetzer. Er gehört zu den Mitbegründern des internationalen Seminars zum Roman (SIR) an der Universität Trento und ist Redakteur der Kulturzeitschrift „Sud“.



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890

FORTSCHRITTE EUROPA

Europa kann zwar seine Literaten nicht in die Pflicht nehmen, aber Europas Literaten können Europa in die Pflicht nehmen. Aus Sicht der Literatur: Wie sehen die Schriftsteller die Rolle der Kultur in Europa? Wie definieren sie europäische Kultur, was macht europäische Kultur jenseits der nationalen Kulturen aus? Kann sie eine strategische Rolle übernehmen, um dem Kontinent zu einem noch immer vermissten Gemeinschaftsgefühl zu verhelfen? Kann Kultur Europa gar eine Seele einhauchen? Welche Fortschritte oder Rückschritte sind in den letzten Jahren auf dem Weg zu einer europäischen Kultur zu verzeichnen?

Wie Schriftsteller
in Europa sehen

SCHRITT?







Mittler zwischen den Kulturen Ob historisch, kulturell oder politisch: Europa ist untrennbar mit seinen Nachbarregionen verwoben und damit geradezu prädestiniert, eine Mittlerrolle einzunehmen. Und: Es lohnt sich für einen gerechten Frieden im Nahen Osten einzutreten, denn auch die Zukunft in Europa wird an ihm teilhaben. Anmerkungen eines Autors, der in Reichweite von Palästinensern, Afghanen, Griechen, Tscherkessen und Libanesen geboren und selbst zum Mittler wurde. *Von Rafik Schami*



Warum schreibe ich, was ich schreibe und warum schreibe ich es so, wie ich es schreibe? Vielleicht weil ich ein Vermittler zwischen den Welten bin. Unter „Zwischen den Welten“ kann man eine Position verstehen, die mit Fliegerei zwischen Kontinenten, Konferenzen und Kulturen zu tun hat. Da ich jedoch ein Bodentier bin, das nie fliegt, ist hier die Funktion eines Bindeglieds zwischen Teilen gemeint, die zu einem Ganzen gehören, auch wenn sie sich in vielem unterscheiden wie etwa Auge und Ohr. Man könnte diese Verbindung auch einfach als Brücke bezeichnen, die zwei Ufer eines Flusses verbindet und beide Seiten berührt, ohne zu einer von ihnen zu gehören.

Diese Zugehörigkeit zu verschiedenen Welten verlangt von mir keine Anstren-

gung. Sie ist biografisch vorgegeben. Ich bin als römisch-katholischer Junge zur Welt gekommen. Meine Eltern stammten aus dem aramäischen Bergdorf Maalula, 60 Kilometer nördlich von Damaskus und drei Stunden Fußmarsch vom Libanon entfernt. Die Franzosen hatten in den zwanziger Jahren die Grenzen willkürlich gezogen und so wurden meine Tante mütterlicherseits und mein Onkel väterlicherseits Libanesen, und wir sind Syrer geblieben.

Ich bin in einer Gasse zur Welt gekommen, an deren Ende die Stelle der Damaszener Stadtmauer liegt, von der aus Apostel Paulus, alias Saulus, geflüchtet war. Dort steht heute eine Kapelle schmucklos und unverwüstlich wie Paulus' Sprache.

Wäre ich von einer Frau nur sieben Meter entfernt vom Zimmer meiner Eltern zur Welt gebracht worden, wäre ich ein jüdisches Kind, denn unser Haus grenzte zum Westen hin an die Häuser der Judengasse.

Hätte mich dagegen eine Frau 14 Meter entfernt zur Welt gebracht, wäre ich ein waschechter Armenier geworden, denn in unserer Gasse lebte eine kleine Gemeinde von Armeniern, die nach dem furchtbaren Massaker von 1915/16 in Damaskus Zuflucht fanden.

Wenn mich aber eine andere Frau etwa zwölf Meter entfernt von unserem Haus geboren hätte, wäre ich Druse, vierzehn Meter südöstlich wäre ich römisch-orthodox

geworden. Wäre eine andere Frau vierundzwanzig Meter von unserem Haus entfernt meine Mutter geworden, hätte ich der sunnitischen Mehrheit der Muslime in meinem Land angehört. Der Zufall aber wollte, dass ich das Kind genau meiner Mutter wurde.

Ich habe mich hier kurz gefasst, denn die Liste der Völker in unserer Nachbarschaft, deren Sohn ich hätte werden können, ist noch wesentlich länger. In unserer Reichweite lebten Palästinenser, Kurden, Tscherkesen, Afghanen, Griechen, Jugoslawen und Libanesen. Und alle mit den unterschiedlichsten Religionszugehörigkeiten.

Jedes Detail dieses Lebens in Syrien und auch später in Deutschland ließ mich beide Seiten verstehen. Wenn ich nur das kleine unauffällige nehme, dass ich der aramäischen Minderheit angehöre, und dazu in aller Bescheidenheit erwähne, dass Aramäisch vom Sprachstammbaum her die Tante der hebräischen und arabischen Sprache ist, so wird deutlich, warum es mir immer ein Anliegen war, beide Völker, Juden und Araber, Palästinenser und Israelis zu versöhnen.

Kommen wir nun zum Vermittler. Abgesehen von einer sekundären Bedeutung meint man mit dem Wort immer eine Tätigkeit, die der Duden folgendermaßen beschreibt: „zwischen Gegnern eine Einigung erzielen und weiter ‚etwas‘ zwischen Gegnern herbeiführen: zwischen Kriegsführenden einen Waffenstillstand vermitteln“.

Wenn mich eine andere Frau etwa zwölf Meter entfernt von unserem Haus geboren hätte, wäre ich Druse, vierzehn Meter südöstlich wäre ich römisch-orthodox geworden.

Hier spielt weniger die Geografie eine Rolle als viel mehr die Einsicht, dass aggressive Handlungen wie Krieg niemals Probleme lösen, sondern immer neue schaffen. Sicher lag und liegt mir der Jahrhundertkonflikt zwischen Juden und Arabern am Herzen und im Magen. Aber jeder Krieg, und sei er auf den Falklandinseln, macht mich traurig und wütend über den primitiven Stand der Menschheit.

Und dieser Krieg zwischen Juden und Arabern mit seiner globalen Wirkung gehört zu den gefährlichsten der modernen Geschichte. Beide Völker kommen von alleine nicht mehr aus der Spirale, in die sie geraten sind. Sie brauchen Hilfe von außen. Eine Hilfe fruchtet aber nur dann, wenn sie eine Brücke der Vermittlung zwischen beiden Ufern bildet. Der Helfer selbst muss auf der Brücke bleiben. Er darf sich nicht selbst auf die eine oder andere Seite begeben und sich für die andere blind stellen, denn damit fördert er gewollt oder ungewollt den Krieg. Der Friede zwischen beiden Völkern ist nicht teilbar, sondern muss gleichermaßen für beide Seiten erreicht werden, und er wird nicht sensationell schlagartig eintreten, sondern muss zäh errungen werden. Rückfälle sind jederzeit möglich. Er ist daher so kompliziert, dass man ihn nicht allein den Amerikanern überlassen darf, deren Außenpolitik den Rest der Welt lange in Schrecken versetzt hat. Ich sehe hier eine große Chance für Europa. Europa ist der unmittelbare Nachbar und hat bereits Erfahrung im besonnenen Vermitteln in Osteuropa gezeigt.

Für einen gerechten Frieden und das absolute Recht aller Völker auf friedliches Leben im Orient lohnt es sich einzutreten, denn auch unsere Kinder und unsere Zukunft in Europa werden an diesem Frieden teilhaben.

Mich aber beschäftigt – berufsbedingt

– ein anderer Krieg, der Krieg mit Worten. Diese Art von Krieg führen Fanatiker. Manchmal grenzt das, was sie als Gedankengut von sich geben an das Lächerliche, doch das Lachen vergeht einem, wenn man an die Konsequenzen denkt.

Die arabischen Fundamentalisten behaupten allen Ernstes, Gott verstehe nur arabisch. Das haben sie nicht erfunden, sondern abgeschrieben von verkrampten simplen Juden, die behaupteten, Jahwe sei so simpel und verstehe nur Hebräisch. Nur, man könnte beiden Völkern, den Juden und den Arabern, aus Mitleid solches Aufbegehren nachsehen. Beide Völker sind wie mein eigenes, die Aramäer, uralt. Unsere Siege bevölkern Legenden und Geschichten, unsere Niederlagen sind reale Geschichte.

Aber was machen unsere katholischen Fundamentalisten? Sie wollen Gott wieder auf Latein ansprechen.

Nun, meine Vorfahren, die christlichen Aramäer, waren unter den ersten Christen und sie sind auch jetzt, nach fast zweitausend Jahren, noch Christen. Und ich fühle mich als deren Vertreter und Beobachter hier in Europa. Einige komische und bisweilen makabre Metamorphosen hat die Lehre Jesu seit seiner Ankunft in Europa gemacht.

Statt also dringende Aufgaben in Angriff zu nehmen, wärmte der Vatikan die alte Diskussion um den Gottesdienst auf Latein wieder auf und begibt sich damit in die Reihen der vorhin erwähnten jüdischen und muslimischen Fundamentalisten. Als ob Gott nur Latein verstünde. Aber beim Papst kann ich einiges noch verstehen ohne Verständnis zu haben. Er ist ein Herrscher, muss seine Macht erhalten und möchte seine Herde disziplinieren und lenken. Ich verstehe jedoch nicht, wie deutsche Gegenwartsautoren so erzreaktionär sein können, dass sie laut tönen, Gott sollte wieder auf

Ich sehe hier eine große Chance für Europa. Europa ist der unmittelbare Nachbar und hat bereits Erfahrung im besonnenen Vermitteln in Osteuropa gezeigt.

Latein angesprochen werden. Gott versteht nicht nur über 6000 Sprachen unserer Erde, sondern auch das Brabbeln der Babys, alle Tiersprachen und das Wasserflüstern und die Windlieder.

Ob Juden, Muslime oder Christen, alle ihre Fundamentalisten beleidigen Gott, wenn sie ihn zu einem Simpel machen. Und merkwürdig: Immer wenn Gott nur eine Sprache sprach und verstand, wurde er zum Krieger. Nein, nicht er, sondern die Fanatiker, die seinen Namen missbrauchten, um andere zu ermorden. Dem Papst werde ich nichts empfehlen. Er oder seine Nachfolger werden vielleicht verstehen, wenn die Zahl der Katholiken noch radikaler schrumpft, aber den deutschen Autoren, die Gott für einen Lateiner halten, würde ich empfehlen, sie sollten Gott in Ruhe lassen und ihre eigenen Romane und Essays auf Latein schreiben. Ich würde das begrüßen, denn dann ersparen sie der von mir geliebten deutschen Sprache etwas Langeweile.

Nun, wir können glücklich sein, dass in Deutschland Staat und Kirche getrennt sind. Eine glückliche Folge davon ist, dass solche Vorstöße für die deutsche Sprache folgenlos bleiben. Nicht so in der arabischen Welt. Dort führen Fundamentalisten und Diktatoren ständig Krieg und ihr erstes Opfer ist die Sprache.

Seit nun vier Jahren stehen die arabische Sprache und Schrift im Mittelpunkt meines Interesses, denn in meinem neuen Roman

„Das Geheimnis des Kalligrafen“ geht es neben Liebe und Mord um eine schöne Sprache, die in Schrift und Substanz gefährdet ist.

Kalligrafie war jahrzehntelang mein Hobby, nachdem ich als Jugendlicher drei Jahre bei einem alten Meister in die Lehre gegangen bin.

Krieg mit der Sprache

Das Thema „Sprache“ meldete sich, vielleicht biografisch bedingt, bei mir immer wieder. Aramäisch ist meine Muttersprache, arabisch ist meine Kindheitssprache. Die erste Fremdsprache war – bedingt durch die alte Kolonialmacht Frankreich – Französisch, meine zweite Fremdsprache war – bedingt durch die Herrschaftsverhältnisse der Welt – Englisch. Deutsch ist meine Literatursprache und mein Zuhause seit 36 Jahren.

Dadurch boten sich Vergleiche zwischen den Sprachen immer wieder an. Auch ein Studium der Ökonomie und der Naturwissenschaft öffnete mir die Augen über große Lücken und Schwächen der arabischen Sprache. Und irgendwann wurde das mein Zentralthema und ich begann zu recherchieren.

Woher kommen diese Schwächen und warum wurden die arabische Sprache und Schrift nie reformiert? Rund 300 Millionen Menschen sprechen arabisch und durch den Islam wird die arabische Schrift von 1,5 Milliarden Menschen in Anspruch genommen.

Aber seit mehr als zwölf Jahrhunderten, seit der endgültigen Niederschrift des Korans, gab es keine Reform, weil Fundamentalisten diese Sprache als heilig erklärten,

und wir in allen arabischen Ländern keine Trennung zwischen Religion und Staat haben. Und solange das so ist, werden sich Reformer nur die Finger verbrennen. Die Politiker in den arabischen Ländern sind primitive Militärdiktatoren und sie haben am allerwenigsten Lust und Mut etwas zu reformieren. Ihr Interesse konzentriert sich einzig und allein auf die Festigung der Herrschaft ihrer Sippe. Ihr Reichtum erlaubt ihnen das. Dabei ist die arabische Sprache wie alle Sprachen eine Erfindung der Menschen. Auch bräuchte eine Reform den Koran nicht zu erfassen, sondern lediglich die Sprache des Alltags erweitern und reformieren.

Die arabische Sprache zeigt große Mängel an Wortschatz der Moderne und an Buchstaben, die ihr erlauben würden, diese neuen Wörter aufzuschreiben. W, P, E und O hat sie nicht, deshalb kann sie lateinische Sprachen nicht korrekt wiedergeben. Und wenn ein Araber den Satz „Pablo Picasso wohnte zuerst in Bateau Lavoir auf dem Montmartre in Paris“ aufschreiben sollte, wird es eng für ihn. Man kann heute keinen Artikel über Chemie, Mathematik, Physik, Ökonomie, Medizin, Pharmakologie, Geologie, Philosophie u. a. schreiben, ohne die Zeilen mit lateinischen Wörtern in Klammern zu spicken. Auch Nuancen der spanischen und chinesischen sowie weiche Konsonanten der persischen Sprache kann sie nicht wiedergeben.

Die seit einem halben Jahrhundert andauernde arabische Diktatur der Sippe machte nicht nur Arabien insgesamt zu einer rückständigen Gegend. Sie deformiert die Menschen und zerstört ihre Sprache. Jede vernünftige Entwicklung, jede freiheitliche Regung ist ihr verhasst. Doch schlimmer als die pure Diktatur ist ihre Paarung mit Erdöl. Das Produkt ist eine perfekte Demontage der Kultur bei gleichzeitig blendendem

Ich fühle mich als Vertreter und Beobachter hier in Europa.

Glanz der Oberfläche. Das Elend trägt Handy, fährt teuerste Limousinen und hält sich zu allem Übel für zivilisiert. Ein Araber ist heute im Grunde rückständiger als seine Vorfahren im 9. oder 11. Jahrhundert.

Die Diktatur führt einen Krieg mit der Sprache gegen die eigene Bevölkerung und auch gegen die Sprache selbst. Die Unfreiheit zerstört und besetzt ganze Gebiete der Sprache, sperrt andere Gebiete ab und erklärt sie zur verbotenen Zone. Nicht selten ist ein Gedicht Anlass für brutale Gefängnisstrafe. Damit lähmt die Diktatur die Sprache. Es drängt sich ein Vergleich mit einem Gefangenen auf, der auf einer fernen Insel in absoluter Isolation gehalten wurde und nun plötzlich in eine heutige Metropole kommt. So und nicht anders steht die arabische Sprache heute gegenüber den Fragen der Zeit.

Denken formiert sich aber aus Wörtern. Das arabische Denken bleibt bei dieser verheerenden Zerstörung der Sprache nicht unberührt. Mich wundert es nicht, dass die Zahl der arabischen Patente bei rund 300 Millionen Menschen gegen Null geht. In ganz Arabien werden jährlich 35 Bücher pro eine Million Araber gedruckt, ein guter Teil davon sind religiöse Bücher. Das ist eine kulturelle Katastrophe. (Im Vergleich dazu: in der Bundesrepublik werden über 700 Bücher pro Million Einwohner gedruckt.) Die Behörden verordnen Zensur und Feindseligkeit gegen das Wesen Buch und gefährden damit nicht nur die heranwachsenden Generationen, die immer mehr zu modernen Alphabeten werden, sondern auch die Stellung der arabischen Sprache als Weltsprache.

Es ist nur eine Frage der Zeit, wann nicht arabische Länder Atatürks Beispiel von 1928 folgen und ihre Sprachen vom arabischen Alphabet ablösen. Atatürk schaffte innerhalb kürzester Zeit die arabischen Buchstaben ab und ließ Türkisch mit lateinischen Buchsta-

ben schreiben. Dass Arabisch eine Weltsprache ist, ist keine Naturkonstante, sondern eine Gewichtung durch die Verbreitung der arabischen Sprache. Ein Jahrzehnt unserer Zeit gleicht aber mit seiner Schnelllebigkeit einem Jahrhundert früherer Zeitepochen. Hinkt die arabische Sprache ständig hinter der Zeit her, wird der Abstand zwischen ihr und dem Standard, den die Zivilisation von einer Weltsprache verlangt, immer größer.

Nur wenn sich die Sprache aus der Gefangenschaft der Diktatur und der Faust der Fundamentalisten befreit, wird sie sich einen Ehrenplatz unter den Sprachen der Erde verdienen.

Alle Extremisten verachten den Tod, weil sie aus welchen Gründen auch immer ihre Lust auf Leben verloren haben. Sie geben aber nicht das, sondern ein ehrenhaftes Ziel als Grund an, das man mit einem Wort bezeichnen kann: „Das Paradies“. Es ist bei den einen diesseitig, bei den anderen jenseitig. Auf dem Weg zu ihm aber errichten beide Fraktionen die Hölle auf Erden.

Lustiger Hegel

Neulich fragte ich mich, warum ich das Lachen liebe? Warum fühle ich diese tiefe Sympathie für Cervantes, Woody Allen und Gerhard Polt? Natürlich ist die Auswahl subjektiv und ich hatte einen Nachbarn in Heidelberg, der sogar Hegel lustig fand.

Vielleicht liebe ich das Lachen, weil ich dem uralten Volk der Aramäer entstamme, das einst den ganzen Mittelmeerraum beherrschte und heute über die ganze Welt verstreut als unterdrückte winzige Minderheit lebt. Wenn ich also die Wichtigtuerei mancher junger Kultur miterlebe, muss ich lachen. Ich glaube fest daran, dass es solche Gestalten zuhauf unter meinen Vorfahren am Hofe des mächtigen Königs Assurbani-

In ganz Arabien werden jährlich 35 Bücher pro eine Million Araber gedruckt, in Deutschland sind es über 700 Bücher pro Million Einwohner.

pal gab, der in der Zeit von 660 bis 630 vor Christus ein mächtiges Reich von Ägypten bis zur heutigen Türkei beherrschte. Dieser mächtige König war belesen und ging gerne auf Löwenjagd. Später wurde er zu einem Häufchen kalkhaltiger Mineralien und noch ein wenig später saugten primitive Pflanzen seine letzten Spuren auf.

Auch ermuntert mich eine Besonderheit meiner Biografie zum Lachen. Meinen Lebenslauf kann man mit einem Wort charakterisieren: Minderheitensammler. Dieses Dauerleben am Rande schenkt einem komische Momentaufnahmen von der Mehrheit, die vieles nicht sieht, weil sie mitten im Strudel in Bewegung ist.

Lachen aus der Wunde

Vielleicht war das Lachen auch ein Versuch der Auflehnung gegen das Düstere. Ich nannte die Satiren der arabischen Schriftsteller in einem Essay: „Lachen aus der Wunde“. Ich habe zudem mit fünfzehn, sechzehn Jahren als süchtiger Zuhörer und angehender Erzähler entdeckt, dass Lachen ein raffinierter Schmuggler ist. Man kann manchmal in einer kurzen Lachgeschichte mehr verstecken, als ernsthafte Autoren in dicken Bänden.

Ich habe das selbst erprobt und fand meine eigene Mischung: zwischen Heiterkeit und Trauer, Härte und Zärtlichkeit, Lüge und Wahrheit. Und auch zwischen Orient

und Okzident. Als ich in die Bundesrepublik kam, verstummte ich vor Staunen und brauchte eine Weile, um meine Sprache wieder literarisch zu gebrauchen. Deutsch habe ich verhältnismäßig schnell gelernt, aber ich beherrsche die Sprache nicht. Ich liebe sie.

Während ich noch über die moderne Gesellschaft staunte, begriff ich schnell, dass in Deutschland heitere und spannende Literatur nicht ernst genommen wird. Nie gerät ein schlechtgelaunter Autor in diesem Land in den Verdacht unseriös zu sein und das ist einer der größten Irrtümer der deutschen Literatur der Gegenwart, der auch Mitschuld trägt am Rückgang der Stellung der deutschen Literatur auf der Weltrangliste.

Aber diese Erkenntnis erleichterte nicht den Start. Ich stand vor einem großen Problem. Natürlich fragt man sich beim Schreiben nach der Rezeption seiner Literatur. Es gibt immer die simple Frage, ob ich beim Schreiben an die Leser denke. Die Antwort lautet „nein“ in dem Sinne, dass ich für niemand Spezielles schreibe, nicht für die Literaturkritik und auch nicht für eine bestimmte Partei oder Menschengruppe. Aber es wäre schlicht verlogen zu sagen, ich schreibe und es interessiert mich nicht, ob mein Buch gelesen wird.

Was also tun?

Damit ich nicht für einen Helden gehalten werde, muss ich etwas über die wichtigste Entscheidung in meiner literarischen Laufbahn kundtun. Exil ist nicht nur bitter. Exil macht mutig, öffnet Wege und Wunden, verlangt viel Arbeit, aber beschenkt auch mit beiden Händen. Ich wäre nie zu dem Autor geworden, der ich heute bin, wäre ich nicht nach Deutschland gekommen. Hier genoss ich die Freiheit und die Demokratie, die mich bis heute fasziniert. Mit einem Schlag war ich meiner Sippe einschließlich erpresserischer Tanten, Onkel

und Paten, 16 Geheimdiensten, einem Heer von Staatsschreiberlingen, diversen Gefängnissen und der materiellen Not entronnen. Da ist der Begriff „Sieben auf einem Streich“ eine typisch deutsche Untertreibung.

Den Preis für diese Befreiung musste ich jedoch bezahlen, und er war hoch. Ich durfte die schönste Stadt der Welt nicht mehr betreten und meine geliebte Mutter nicht einmal beerdigen. Wer soll mir noch Angst machen?

Ich beschloss also, ermuntert durch meinen Exil-Mut, auf Deutsch zu schreiben, aber so zu schreiben, als ob ich nicht in Deutschland lebte und nicht wüsste, dass man umso größere Chancen hat von der literarischen Welt wahrgenommen zu werden, je langweiliger man schreibt.

Das hat sich heute verändert. Heute ist es Mode geworden, dass jeder sich Erzähler nennt und auch die Kritik legt inzwischen Wert darauf, dass eine Lektüre spannend ist. Damals in den Achtzigern, als ich meinen literarischen Weg begann, rühmten die Kritiker manche Autoren allen Ernstes dafür, dass sie einen ganzen Roman schreiben könnten ohne etwas erzählt zu haben.

Ich erzählte also Märchen, Geschichten, Satiren und Romane. Mich umgab zunächst eine undurchdringliche Mauer des Schweigens. Aber Mauern haben immer eine Schwäche und wenn man die entdeckt, brechen sie zusammen. In meinem Fall lautete die Lösung: Schweigemauer brechen durch Lärm. Jerichos Legende hat ein Orientale erfunden. Ich besaß nicht die Noten für die biblische Musik, die Mauern einstürzen zu lassen, aber ich entdeckte, dass Deutsche gerne zuhören, wenn man etwas erzählt. Also begann ich zu reisen und meine Geschichten zu erzählen. Ich habe, da ich ein braver Steuerzahler bin, meine Erzählabende alle festgehalten, doch bei 1200 hörte ich auf

zu zählen. Das war im Jahre 1992. Nun reise ich nicht mehr viel, pro Roman besuche ich nur hundert Städte. Am Anfang hatte ich fünf Zuhörer und natürlich fragt man sich nach einer siebenstündigen Fahrt mit dem VW-Käfer von Heidelberg nach Hannover, ob es sich gelohnt hat. Doch ich erzählte den Wenigen so gut, wie einer der sie begeistern und aus ihnen Botschafter für eine neue Literatur machen wollte. Und sie wurden die besten Botschafter. Nicht selten sitzen heute nach dreißig Jahren drei Generationen einer Familie bei meinen Lesungen.

Mir halfen und helfen bis heute zwei Energiequellen. Die Überzeugung, dass Literatur ohne Leser und Zuhörer keine ist. Das Publikum schenkt dem Erzähler das teuerste, was es besitzt: Zeit. Es kann sie nie wieder ersetzen, also versuche ich ihm diesen Verlust so unbemerkbar wie möglich zu machen.

Die zweite Quelle meiner Energie ist der ungeheure Genuss, Erwachsene durch Erzählen in lauschende Kinder zu verwandeln. Das ist ein Glück, das ich im Herzen spüre und nicht beschreiben kann. Es schmeckt wie Eis oder Edelschokolade oder Pistazien.

Wer aber in meinem Beruf etwas erreichen will, muss die Geduld eines Kamels, den Mut einer Löwin und den langen Atem eines Blauwals haben. Ich überhörte die böartigen Kommentare, die meinen Erfolg begleiteten. Die reichten vom harmlosen „Märchenonkel“, weil ich Kinder ernst nahm, bis

Wer aber in meinem Beruf etwas erreichen will, muss die Geduld eines Kamels, den Mut einer Löwin und den langen Atem eines Blauwals haben.

zu „Liebling der Frauen“, weil Männer viel zu spröde erzogen werden, so dass heute 70 Prozent der Zuhörer Frauen sind. All das lag im Bereich harmlosen Stichelns.

Lebensgefährlich wird es bei „Verräter“, zumal diese Kritik meist von arabischer Seite kommt, oft von Menschen, die selbst nicht lesen und keine Kritik verstehen. Doch ehrlich gesagt war es mir gleichgültig, was die anderen sagten oder verschwiegen. Im Nachhinein empfinde ich aber eine große Befriedigung, dass ich mit der Hilfe meines Publikums all diese Hürden nehmen konnte.

Eine langjährige Freundin von mir und meiner Literatur sagte mir einmal, sie lese meine Geschichten immer als trojanische Pferde. Ich fühlte mich ertappt. Sie hatte mich durchschaut. Kein Wunder. Sie liest jährlich so viele Bücher wie selten eine andere Person. Sie macht Bücher.

Eine andere Freundin, sie ist Schriftstellerin und Malerin, las meinen Roman „Die dunkle Seite der Liebe“ und sagte mir: „Wenn auch nur ein syrischer General diesen Roman liest, kriegst du keine Amnestie, sondern lebenslänglich.“ Sie bezog sich auf die Initiative meiner Freunde, die vergeblich versucht haben, für mich eine Amnestie zu bekommen. Seit dem Tod meiner Mutter will ich keine Amnestie mehr.

Diese Kollegin kennt meine Bücher sehr gut. Sie ist die erste Leserin aller meiner Werke. Sie ist meine Frau.

Ich dachte aber, beide Frauen hätten den doppelten Boden erkannt, weil sie sehr klug und belesen sind. Aber bald musste ich erfahren, dass auch weniger kluge und kaum des Lesens mächtige Feinde mich durchschaut haben und mir daher unversöhnlich den Krieg erklärt haben. Kein Autor genießt so viel Feindschaft seitens der Diktaturen und deren Hofdichter wie ich. Haben nicht

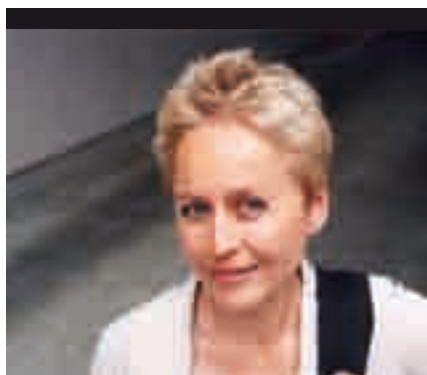
schon die Nazis gegenüber den Büchern eine schärfere Wahrnehmung gehabt als die Humanisten? Und haben sie nicht barbarisch auch Autorenwerke verbrannt, die man in den humanistischen Kreisen belächelte?

Langsam erkannte ich, dass Worte nicht geeignet sind für den Aufbau von trojanischen Pferden. Sie sind durchsichtig wie Glas und können für eine Weile und bei günstiger Spiegelung des Lachens etwas tarnen, aber nach einer gewissen Zeit erkennt jeder die Botschaft einer Literatur. Eine Geschichte, die bei wiederholtem, sorgfältigem Lesen ihre Geheimnisse nicht preisgibt, hat auch keine.

Mein neuer Roman ist ein unpolitisches Buch. Er trägt den Titel „Das Geheimnis des Kalligrafen“ und spielt in der Zeit von 1954 bis 1958. Er handelt nur von der Liebe und dem Geheimnis eines Kalligrafen, das ihn noch ruinieren wird. Ich wählte absichtlich die einzige lange Phase der Demokratie in meinem Land, weil ich einmal entspannt einen Roman ohne Politik schreiben wollte. Vom Frühjahr 1954 bis zur Union mit Ägypten im Februar 1958 dauerte diese längste Phase der Freiheit meines Landes. Die parlamentarische Demokratie funktionierte mit vielen Parteien und Zeitungen. Kein einziger Mensch saß seiner Meinung wegen im Gefängnis. Es war eine wunderbare Zeit.

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in Deutschland. Heute zählt er zu den erfolgreichsten Schriftstellern in deutscher Sprache. Sein Werk wurde in 22 Sprachen übersetzt.

Alt, aber nicht unbedingt klug Nicht selten stößt man auf die Metapher der Familie für Europa: weit verstreut, meist abwesend, aber eben verwandt. Das ist ein Euphemismus. Europa ist keine Familie, sondern ein Polit-Programm. „Kultur“ findet dort nicht „einfach so“ statt und wird sich bestenfalls als Kopfgeburt organisieren lassen. Schließlich wollen wir uns den Brüsselbürokratieroman gar nicht erst vorstellen. *Von Ulrike Draesner*



Man wird es nicht los, obwohl es sich nicht greifen lässt. Von außen, aus der Ferne eines anderen Kontinents, zeigt sich: Europa, der kleine zerfledderte Zipfel, das Ende Asiens über Afrika. Sitzt man hingegen mitten darin, also an Europas Rand, denn Ränder hat es überall, weiß man nicht, was oder wo es ist: so bald, oft nach nur wenigen Kilometern oder Meilen, wechseln die Farben, das Licht, die Landschaft, die Sprache, die Menschen. Im Vergleich zu vor 50 oder 30 Jahren haben Geld und Waren sich angeglichen, gewiss. Und doch rieche ich die Grenzen an Flüssen, Bergen und Meer, spüre sie im Flughafen in

der langen Schlange „EU“. Dass die Frage nach Europa immer wiederkehrt, ist symptomatisch. Dabei ist es doch ein offenes Geheimnis: Es gibt dieses Europa nicht. Vor langer Zeit wurde es erfunden, dann vergessen, nach dem Zweiten Weltkrieg stark wiederbelebt. Es ist nützlich; auch in der Finanzkrise, die im Herbst 2008 begann, hat es sich bewährt. Ökonomisch und finanziell besitzt Europa Kraft; der wirtschaftliche Raum ist dicht gefüllt.

Der nächste Definitionsrahmen heißt „Politik“. Hier gilt Europa als eher weich, ein wenig träge, zersplittert, zögerlich. Man bespielt die politische Bühne, weiß dort aber nicht recht, wer man ist oder sein könnte. Wie weit Fiktion und Wirklichkeit auseinanderklaffen, zeigen u. a. die Verhandlungen um den Vertrag von Lissabon.

Folgt „die Kultur“. Nun wird es schlimm. Hier ist Europa ein Sumpf, jedenfalls äußerst schwammiges Gebiet. Der ehemalige Ostblock drängt am stärksten auf „mehr davon“. Man ist klein(er), neu, neugierig. Das ist erfrischend, und manchmal geht es auf den Geist; im Untergrund rührt das Geld der Sondertöpfe, die Projekte gebären.

Damit ist ein ambivalentes Stichwort gefallen. Europa bedeutet Geld. Kaum verlässt

man den Kontinent, wird das überdeutlich: In Europa gibt es wenig Armut. Den Luxus eines angenehmen Klimas. Geringüberflutung. Relative Erdbebensicherheit. Europa, ein Kontinent ohne wirkliche Slums, ohne Megacitys des Elends.

Europäische Kultur bedeutet für mich als erstes, sich eben dessen bewusst zu sein, also etwa von Afrika herüberzuschauen über jene 14 Kilometer Meer zwischen Tanger und Gibraltar. Zu sehen, wie weit das ist, und wie nah. Wie klein aber die Boote, die von Marokkos Küste auf Fahrt gehen, heimlich und riskant.

Europa, zum Zweiten, ist sehr weiß. Das vergisst sich schnell, obwohl es in unserer Geschichte ständig seine Rolle spielt.

Und Europa heißt zweierlei: alt und neu. Daraus kann ein kultureller Vorteil erwachsen: stereometrisch zu sehen. Europa bedeutet fühlbare Geschichtlichkeit. Das ist ein Klischee – und dennoch ein Schlüssel. Auch andere haben Geschichte, selbstverständlich; Europa bedeutet eine spezifische Gedächtniskultur. Europa war archivalisch schon in der Bronzezeit.

Mit diesem Gedanken setze ich noch einmal an. Es ist nicht einfach, sich der Schachtel „Europa“, die von außen so erfolgreich einer Festung gleicht, so zu nähern, dass man an ihren in jahrzehntelanger Arbeit blankpolierten Wänden, die von Sprüchen und Absichten glänzen, nicht abrutscht.

Solange die Welt eine Scheibe war, war Europa alles: Jetzt und Präfiguration kommenden Heilsgeschehens. So klein wie heute ist es noch nicht lange; die Globalisierung

trägt zu seiner Schrumpfung noch bei. Doch auch geografisch, als Kontinent, kommt Europa nicht richtig aus den Startlöchern und bringt es bestenfalls zum Subkontinent! Umso wichtiger ist der Begriff: Wir brauchen Einheiten und Grenzen, Nachbarn und Fremde als Projektionsflächen. Den Nahen Osten etwa, oder den Fernen. Wir brauchen die „Anderen“, um Ängste zu projizieren, um uns zu fühlen, und brauchen, sozusagen im Rückschluss, dafür auch ein „Uns“. Europa ist ein Modul oder Würfel in diesem Menschen-Spiegel-Spiel, und wenn man will, auch ein „Symptom“ unserer spiegelnden Verfasstheit, gepolt zwischen Dazugehörigkeit und Ausschluss, Wir und Ihr.

Bricolage

Im Rahmen dieser Konstellation ist deutlich, warum ein „kulturelles Europa“ ständig schwächelt. Das Symptom lächelt maliziös und überlegen. Und richtig: Der Idee eines kulturellen Europa liegt ein Denkfehler zugrunde, solange dieses Europa im Bild der vornehmlich wirtschaftlichen und politischen Organisationseinheit gleichen Namens gedacht wird und immer schon da gewesen sein soll, um eben diese politisch-ökonomische Einheit mit dem Mäntelchen der Kultur ein wenig zu verhübschen. Nicht selten stößt man in diesem Zusammenhang auf die Metapher der Familie für Europa: weit verstreut, meist abwesend, aber eben verwandt. Das ist ein Euphemismus. Europa ist keine Familie, sondern ein Öko-Polit-Programm. „Kultur“ findet dort nicht „einfach so“ statt und wird sich dort bestenfalls als Kopfgeburt organisieren lassen. Glück-

Im Untergrund rührt das Geld der Sondertöpfe, die Projekte gebären.

licherweise. Allein Gedächtnis, verstanden sowohl als Archiv als auch als aktive, also erfindende Erinnerung, sowie vor allem unsere Sprachen und ihre Übersetzungen ineinander, werden uns auf seine Spur bringen.

Europa ist ein Mythos: bunt gemischt, vielfach ausgemalt, beweglich und immer fraglich. Nationale, staatliche, kulturelle, historische und sprachliche Register überschneiden sich hier häufig und stark; Europa zeigt sich dabei stets nur Stückchen für Stückchen, als Patchwork, Mosaik und Memoryfunktion. Seinen kulturellen Reichtum machen seine Sprachen aus. Sprachen sind Wissensarchive; Schatzkisten, die uns in ihren Metaphern ebenso wie in ihren grammatischen Strukturen erzählen, wie wir die Welt sehen, welche Bilder erfunden wurden, wie wir fühlen. Das Deutsche sagt das unmittelbar: wenn es vom „Ausdeutschen“ spricht. Lustvoll unterschiedlich geht es in diesen Ein- oder Aussprachungen zu: Engländer springen von der Pfanne ins Feuer (vom Regen in die Traufe), Deutschsprecher fragen sich, ob sie noch alle Tassen im Schrank haben, den Franzosen steckt manchmal der Arsch voller Nudeln (viel Schwein) und den Spaniern ist die Wurst gern ein Rettich (ist mir doch wurscht!).

Europa: acht große Sprachfamilien auf engstem Raum. Latein bestimmte Jahrhunderte lang den Austausch, heute ist Englisch Lingua franca, vielfach miteinander verflochten sind einzelne Sprachen. Es gelten die Eigenheiten des Dänischen, Rätoromanischen, Altbayrischen etc., und in Finnland lebt man ohne Unterscheidung von „er“ oder „sie“. Kann man das wirklich verstehen mit dem indogermanischen

Sprachkopf zwischen den Schultern? Man wundert und freut sich: Ausgestorben sind sie noch nicht! Und man begreift: Europa ist ein hermeneutisches Wesen. Ein Kontinent der unselbstverständlichen Verständigung.

Da liegt es auf der Hand, nach Brüssel zu rufen: Wir erwarten von euch, dass ihr diese Vielfalt pflegt. Brüssel ruft übrigens brav zurück: Natürlich, natürlich... Das ist nett und nicht falsch und zu kurz gedacht.

Mit einem Puzzle fuhr ich als Siebenjährige in die ersten großen Ferien an ein europäisches Meer, die Adria, in ein Land, mitten in Europa, das es nicht mehr gibt. Bilder eines Mannes mit großem Bart hingen in den Läden, das Land war nicht teuer, das Wasser blau, und der Vorhang, der mir Kopfzerbrechen bereitete, weil er eisern hieß, aber nirgends zu sehen war, hing zwar eigentlich vor diesem Land, aber man konnte doch dorthin fahren. Das Puzzle war bunt. Am rechten Rand begann die Sowjetunion. Mir machten nur die kleinen Staaten Mühe, sie waren zu kurz für ihren Namen und fielen so leicht in den Sand. Österreich war lila, Frankreich grün.

Die Farben waren weder symbolisch noch national auf die Länder verteilt sondern einfach nach dem Prinzip des größten Kontrastes zu allen Nachbarn. Das war pädagogisch gemeint. Und klüger als gedacht: In ihrer Buntheit gehörten die Staaten zusammen. Ihre Unterschiedlichkeit verband sie. Das „kulturelle Europa“ ist eine Art großer Schachtel, mit Kleinem gefüllt. Hie und da leer oder geräumig oder im Transit. Die Leere ist das Gut, das Fehlen einer europäischen Kultur(einheit) ein Vorteil. Es bedeutet Beweglichkeit. Man kann etwas

herausnehmen, hineinstellen. Das kulturelle Europa ist kein festes Haus; es ist noch nicht einmal ein Haus, sondern ein nicht effektiver und nicht rationalisierter Raum. Er bietet Kleinem Platz; hier sitzt, wer will, ganz für sich auf seinem Berg oder seinem Deich, eigen und eigentümlich.

Am Strand von Sidon

Innerhalb eines derart verstandenen, unscharfen und immer in Bewegung gehaltenen Fiktionsgebildes „Europa“ wird der Begriff „europäische Literatur“ in besonderem Maß fiktiv bleiben. Es kann diese Literatur, anders als die amerikanische oder chinesische, gar nicht geben. Dort spricht bzw. schreibt man eine Sprache. „Europäisch“ hingegen heißt, dank der Vielzahl seiner Sprachen: Unselbstverständlichkeit des Verstehens.

Übersetzung also ist ein europäischer Kernbegriff. Zeit, sich das vor Augen zu führen. Es macht „Europa“ vielleicht schwieriger, aber auch interessanter, dass der Kern nicht ein Ding enthält, sondern einen Vorgang. Bereits der griechische Mythos der Europa handelt davon: er erzählt, recht gelesen, eine Übersetzungsgeschichte. Und das gleich dreifach.

Europa, Tochter des phönizischen Königs, spielte am Strand von Sidon (südlich von Beirut am Mittelmeer, heute viertgrößte Stadt des Libanon), als sie sich von einer Herde Stiere umgeben sah. Hermes trieb die Tiere an, sie waren friedlich, und einer, ganz weiß, stach durch seine Schönheit her-

vor. Dieser Stier freute sich, das Mädchen zu sehen, hielt ihm seine weißen Hörner entgegen, sie steckte ihm Rosen auf und kletterte auf seinen Rücken. Heimlich und leise bewegte sich nun die Herde Richtung Meer; als Europa das bemerkte, war es zu spät. Der Stier stürzte sich in die Fluten, sie rief und winkte, klammerte sich fest. Rasch schwamm das Tier mit ihr nach Kreta, und nahm dort, bei Zeus, seine göttliche Gestalt wieder an. Wieder hatte der Herr des Olymp seine eifersüchtige Gattin Hera erfolgreich hintergangen. Er zeugte drei Söhne mit Europa, dann verheiratete er das orientalische Mädchen mit dem König von Kreta, der die Kinder adoptierte.

So also: holte sich eine fremde Frau, um sich selbst zu taufen – sich zu begreifen. Der Akt spiegelt, wie wichtig die Sicht der anderen auf den eigenen Landstrich ist, das Kontinentchen, das auch hier als Subunternehmen des großen Ostens erscheint: Aus ihm treibt sein Name hervor.

Europas „Übersetzung“ vollzog sich mit List und Gewalt. Aber Stier und Mädchen konnten sich offensichtlich verstehen: Schließlich erklärte er ihr, wer er war. Und sie, verheiratet mit dem König Kretas, lernte dann wohl – Griechisch.

Da war jemand übers Wasser „gesetzt“, Name und Sprache wurden mitgenommen. Im Deutschen kommt dem Wort „Übersetzung“ noch eine dritte Bedeutung zu, und auch sie trifft den Kern eines kulturellen Europa, wie ich es mir vorstellen will: Übersetzung meint die Verwandlung von Kraft in Bewegung.

Tatsächlich bedeutet Übersetzen, allemal literarisches, einen komplexen Trans-

Man sollte Übersetzung
als europäischen Kernbegriff
begreifen.

fer, denn selbstverständlich übersetzt man niemals Wort zu Wort oder Geste zu Geste, sondern bewegt immer den historischen und kulturellen, den linguistischen und szientifischen Raum einer Sprache, ihre historische Gebrauchstiefe, ihre Gefühlsvalenzen, ihre besonderen Eigenschaften „mit“: Oft geht das nicht oder kaum. Auch das erzählt bereits der Mythos – man muss fürs Übersetzen nicht gerade Zeus sein (manchmal wünscht man es sich aber!), oder ein betrügerischer Ehemann, aber etwas List, Betrug und Gewalt finden sich immer im Spiel jener Verwandlungen, die Verständigung bedeuten.

Europa trägt, dem Namensmythos zufolge, eine Fremde in sich. Dieser Mythos ist auch deswegen etwas Besonderes: Er spiegelt Europa in seinem Namen als Ort seiner Grenzwertigkeiten. Das ist durchaus wörtlich zu verstehen: der Grenzen und des ihnen zugemessenen Wertes. Auch deswegen sollte man Übersetzung endlich als europäischen Kernbegriff begreifen – und schätzen lernen. Die Unselbstverständlichkeit des Verstehens innerhalb des Kontinents setzt Europa noch immer in Bewegung. Die Entwicklung der spezifischen, europäischen Schrift- und Gedächtniskultur, ja -obsession, ist damit aufs engste verbunden.

Im Bereich der Literatur schließen sich Nationenbezeichnungen zu eigenen Erinnerungs- und Bedeutungseinheiten zusammen: den imaginären Staaten der Sprache, eingetragen auf einer mentalen Karte, in den Tiefen- und Höhenlinien des Hörens und Lesens. Durchlässige, lückenreiche Gebilde entstehen: Mischwesen mit vielen Zungen (ein Engländer in Berlin schreibt ein

Gedicht mit deutschen, koreanischen, polnischen Wörtern), sprachlichen Rissen (wie sage ich „mind“?), historischen Lücken (wie das mittelhochdeutsche „aventüre“ ausdrücken?) und hybriden Köpfen („handy“).

Dabei erscheint ein Europa, das alt und neu zugleich ist: Literarische Formen wie das Sonett oder der Roman sind europäische Erfindungen, die die europäischen Sprachen und Kultursysteme eroberten. Sie lösten Übersetzungen aus und wurden durch Übersetzungen befördert.

Jeder geschriebene Text tritt in diesen Raum: Er ist weder deutsch noch englisch etc., weder nur von heute noch von gestern, weder nur schriftlich fixiert noch allein mündlich. Man kann ihn sich als „europäisch bestimmte Schreibfläche“ vorstellen, wobei die tatsächliche Schreibfläche, aus der ein Text entsteht, immer weiter sein wird. Schon die Wortsprachen sind miteinander über Kontinentgrenzen hinaus verhakht; erst recht die Bild- und Mythenwelten, Comics und Techno, Mode, Microsoft, CNN und Rolling Stones. In Bezug auf Europa ist Bescheidenheit am Platz; es scheint angemessen, unter „europäisch“ Gewichte und Präsenzen, Dominanzen und Fehlstellen zu verstehen und dabei zu versuchen, sich der Lücken des eigenen Wissens bewusst zu sein. Auch dies ist ja „Grenzwertigkeit“.

Der Förderung guter Übersetzung kommt eine Schlüsselrolle zu. Literatur ist Sprache, sie ist darauf angewiesen, dass in der Übersetzung durch und mit Sprache ge-

Literarische Formen wie das Sonett oder der Roman sind europäische Erfindungen, die die europäischen Sprachen und Kultursysteme eroberten.

handelt wird. Nur so lässt sich ein Stück fremder Wirklichkeit in die Wirklichkeit eines anderen Teiles von Europa transportieren.

Dies bedeutet, einen Schritt – und gern auch zwei – vom Buchmarkt zurückzutreten. Märkte entwickeln sich nach Profit, Größe und Verdrängung. Man wird eingreifen müssen, fördern und genauer hinsehen, was man sich wirklich unter europäischer Literatur vorstellen will. Deutschland sonnt sich gern im Glanz des Titels „Übersetzerweltmeister“. Aber auch hier wird überwiegend aus dem Englischen übersetzt, auch hier werden Übersetzungen nach Übersetzungen statt nach dem Original angefertigt, auch hier werden Übersetzer immer wieder unter Wert und Aufwand bezahlt und übersetzte Manuskripte überrasch in die Mühlen der Buchproduktion gespeist. Nicht als Schriftstellerin, sondern vor allem als Leserin wünsche ich mir, dass man gerade in dieser Hinsicht „Europa“ mit Inhalt füllt, die Übersetzerausbildung fördert, und sich freut an der locker eingerichteten, immer etwas zugigen Schachtel der Multilingualität und Vielfachidentitäten, die von der Vielzahl der in ihr möglichen Wege lebt.

Keine unschuldige Braut

Europa besteht heute aus 48 Staaten und es ist alles andere als eine unschuldige Braut. Fremd zog sie ein – und blieb. Der Stier gehört der Börse, sie aber – ein Stück „Kultur“(?) – schwenkt die Flagge der Metaphorik, Übersetzung und Interpretation. Die Unselbstverständlichkeit der Verständigung weiß zu glänzen, hat man sie einmal

entdeckt. Man kann den Begriff „europäische Literatur“ auch in einem zweiten Sinn, nämlich inhaltlich, verstehen. Den Brüsselbürokratieroman wollen wir uns lieber gar nicht erst vorstellen; tatsächlich ist Europa als literarisches Thema selten und fast immer mit Kriegsthematik verbunden. Dies gilt, wenn auch nur in geringem Maß, für den Roman „Zeno Cosini“, geschrieben von dem italienischen Autor Italo Svevo, 1923 veröffentlicht. Beim Lesen dieses Romans hatte ich zum ersten Mal ein starkes Europegefühl, und natürlich suchte ich nach Gründen dafür: Da sind zum einen die „Codes“, auf die der Roman sich bezieht, etwa Freuds Psychoanalyse, ein eminent europäisches Produkt. Zum anderen die Themen der Figuren, ihre Ess- und Liebesrituale, ihre Konflikte und Strategien. Ich erkannte Werte und Lebensklimate wieder. Plötzlich war nicht mehr wichtig, dass der Roman in Italien spielt; Svevos Erzählen stieß vor zur dicken Wamme und zum Grunzen des Ochsens, das nach Gustave Flaubert, einem anderen europäischen Schriftsteller, die Lebendigkeit eines Romans ausmacht. Da begriff ich: Mein Europegefühl verdankte sich dem Humor des Buches. Das asiatische Lachen ist so anders als meines, das afrikanische kenne ich nicht, das amerikanische kenne ich, verstehe es aber selten. Im europäischen Humor hingegen macht sich das Alter des Halbkontinents bemerkbar. Zynismus, der milde sein kann, Sarkasmus, der sich selbst einbezieht, aber nie ganz ernst meint, Slapstick ja, aber als Shakespeare-Komik. Nicht so gaukelig wie Chaplin, oder so nervös wie Woody Allen, gern aber ein Humor wie in Madame Bovary, den die meisten erst beim zweiten

Lesen bemerken. Europa ist zerklüftet, glitschig und alt. Es mag notwendig und fruchtbar sein, auch dies noch einmal zu übersetzen. Europa ist alt, aber nicht unbedingt klug, gefüllt nicht so sehr mit Menschen (man vergleiche so manches asiatische oder südamerikanische Ballungsgebiet) als mit Material: Wissen, Technik, Archiv.

Für Schriftsteller heißt dies in meinem Verständnis: benutzen, aktivieren, über Grenzen greifen. Nur dank Übersetzungen ist es möglich, von unserer Unterschiedlichkeit sowie der gestaffelten historischen Dichte des europäischen Raumes und seiner Sprachen zu profitieren. Dies bedeutet:

- Verstärkung des kollektiven Gedächtnisses. Zugang zu Texten jeder Art in Übersetzungen.
- Gute literarische Übersetzungen müssen gefördert werden, der Markt produziert sie nicht.
- Ausbildung von Übersetzern. Das ist dringend notwendig, denn es gibt immer wieder kleine Verlage, die Bücher übersetzen lassen würden, aber niemanden finden, der dazu in der Lage ist. Die Folge: Das Buch wird nicht übersetzt, was dazu führt, dass noch weniger Übersetzer sich ausbilden lassen, weil sie glauben, es gäbe sowieso kein Interesse an ihrer Arbeit etc.
- Das Wort „Kultur“ stammt aus dem Agrarbereich; auch Europa stammt daher, der Stier des Mythos zeigt es an, hat den Pflugochsen allerdings weit überholt. Das sollten auch wir endlich tun: Es ist höchste Zeit, dass Europa aus seiner Agrarkindheit herauswächst.
- Anwendung des Doppelstrangprinzips: *Think big – and small*. Das Kleine, Spezifische ebenso fördern wie große Projekte, die es nur dank des Zusam-

menschlusses geben kann. Sprich: ein Europa der Gemeinsamkeit, dessen Möglichkeiten über die der Einzelstaaten hinausgehen, auch sichtbar machen. In der Raumfahrt geschieht dies.

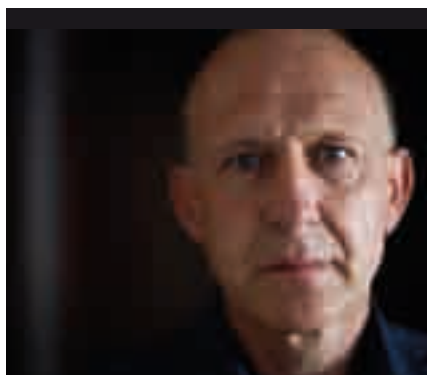
Und was machen wir mit der Literatur? Nun, an der Idee soll es nicht mangeln: Wir gründen eine große europäische Bibliothek. Spektakulärer Bau, spektakulärer Bestand. Elektronischer Zugang für alle. Mit angeschlossenem Übersetzernetzwerk, sodass Bücher und Texte wirklich übersetzt werden, manchmal auch doppelt oder dreifach, gewiss, sodass man Dichter in den anderen europäischen Sprachen hören und über ihr Leben nachlesen kann. Und feiern so die Grenzwertigkeit des Kontinents.

Ulrike Draesner, Jahrgang 1962, ist Schriftstellerin und Essayistin. Ihr Werk, das Romane, Erzählungen, Gedichte und Essays umfasst, wurde mit zahlreichen Literaturpreisen gewürdigt. Sie erhielt unter anderem den Hölderlin-Förderpreis (2001) und den Preis der Literaturhäuser (2002). Jüngst erschienene Bücher: „Berührte Orte“ (München 2008), „Schöne Frauen lesen“ (München 2007), „Spiele“ (München 2005), „Hot Dogs“ (München 2004).



ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890

Sicherer Weg zum Ruhm Es tut immer gut, vom Scheitern anderer Länder zu hören. Wenn man Thomas Bernhard oder Elfriede Jelinek liest, denkt man stets mit einem leichten Schaudern, wie schrecklich Österreich doch sein muss. Die EU allerdings ist ein zu amorphes und vielschichtiges Konzept, als dass sich die Leser an einem Unrecht erfreuen würden, das dort geschieht. Niemand schreibt darüber einen Roman. *Von Tim Parks*



Was bewegt einen jungen Mann oder eine junge Frau, einen Roman zu schreiben? Schlichter Ehrgeiz? Dämonen, die es auszutreiben gilt? Liebe zur Sprache und zum Geschichtenerzählen? Vielleicht der Wunsch, andere genauso zu verführen, wie man einst selbst von anderen Schriftstellern verführt und verzaubert wurde. Oder das Gefühl, dass Schreiben die Interaktion mit der Außenwelt ermöglicht, sozusagen ohne sich die Hände schmutzig zu machen. Man kann die höchsten Autoritäten kritisieren und sogar Gott zur Verantwortung ziehen und sitzt doch immer sicher im eigenen Arbeitszim-

mer vor dem PC, das Programm mit den E-Mails läuft im Hintergrund. Darüber hinaus wird man auch noch von anderen bewundert, die eigene Identität wird bestätigt und bestärkt.

Ob dieser junge Mensch an Europa denkt? Eher unwahrscheinlich. Falls er ein politisches Ziel verfolgt, wird es um irgendein großes Unrecht gehen. Der Leser wird mit Mitgefühl auf die Besorgnis des Schriftstellers über die Opfer dieser Welt und ihre Leiden reagieren. Bei aller Korruption und Beschränktheit zählt die Europäische Union bisher noch nicht zu den großen Übeltätern, und der junge Schriftsteller wird somit nicht an sie denken.

Falls es um ein eher persönliches Unrecht geht, wird er sich in seinem regionalen Umfeld oder allerhöchstens auf nationaler Ebene bewegen. Eine junge Frau wurde sexuell belästigt, und ihre Erniedrigung wird von der Polizei und den Gerichten ignoriert. Verständlicherweise führt ihr Weg zum Schreiben: Sie entwirft eine Karikatur des britischen Rechtssystems. Ihr Schreiben appelliert an ein übergeordnetes Tribunal und ermöglicht es der Schriftstellerin, ihren Schmerz zu Geld zu machen. Oder ein junger Mann wurde bei der Stellenvergabe

an einer Uni zugunsten der Tochter eines Professors übergangen. Verständlicherweise verurteilt er diesen familiären Nepotismus Italiens, jene Ungerechtigkeit, die seit jeher in diesem Land herrscht. Und wenn diese Bücher dann im Ausland erscheinen, werden sich die Leser freuen, dass Großbritannien eigentlich gar kein so zivilisiertes Land ist und dass Italien korrupt ist wie eh und je.

Es tut immer gut, vom Scheitern anderer Länder zu hören. Wenn man Thomas Bernhard oder Elfriede Jelinek liest, denkt man stets mit einem leichten Schaudern, wie schrecklich Österreich doch sein muss. Bei der Lektüre des Mafia-Buchs „Gomorra“ erfreuen sich Franzosen und Deutsche daran, dass Neapel niemals so zivilisiert sein wird wie Marseille oder München.

Aber ach, Europa ist letztendlich ein zu amorphes und vielschichtiges Konzept, als dass die Leser sich an einem Unrecht erfreuen würden, das in der Europäischen Gemeinschaft geschieht. Niemand würde einen Roman darüber schreiben, welch schreckliches Erlebnis er oder sie in Europa hatte.

Warum erklärt sich der zehnte oder zwölfte Verleger (sei es auch, nachdem er viele „Verbesserungen“ aufgenötigt hat) bereit, das Werk jenes jungen Schriftstellers oder jener jungen Schriftstellerin zu veröffentlichen? Weil es kommerzielles Potenzial hat. Es werden andere Gründe genannt, aber das ist der einzige Grund, der wirklich

zählt. Man wird heutzutage unter den Verlegern in Großbritannien nur mit Mühe einen Lektor finden, der an erster, zweiter oder auch nur an dritter Stelle die „literarische Leistung“ berücksichtigt – was auch immer das genau sein mag. Lektoren, die so arbeiteten, wurden vor langer Zeit aus ihren Positionen entfernt und arbeiten nun freiberuflich von zu Hause, wo sie nach den Anweisungen klügerer Menschen mit einer vernünftigen Ausbildung in Marketing und Buchhaltung Manuskripte lesen und lektorieren.

Kinderzauberer und Verschwörung

Glücklicherweise gibt es viele Themen, die dieses kommerzielle Potenzial in sich tragen – von Kinderzauberern über internationale Verschwörungen, Liebesgeschichten natürlich, Mord, Gewalt und Chaos, die Misere ethnischer Minderheiten, bis zu Pornografie und der Schmach der Ungerechtigkeit. All diese Themen sind sichere Wege zum Ruhm.

Noch vor Veröffentlichung des Romans unseres jungen Mannes wird man auf den Verkauf der Rechte ins Ausland drängen. Liegt das daran, dass der Schriftsteller in Portugal oder Irland es kaum erwarten kann, in Belgien, Griechenland oder Slowenien gelesen zu werden? Sicher nicht. Sogar wenn der Roman eine faszinierende Darstellung der Kultur und Politik eines kleinen europäischen Landes ist, bedeutet dies noch lange nicht, dass der Schriftsteller sich auf einen Austausch mit den Kulturkreisen anderer kleiner oder großer europäischer Länder freut. Es ist ihm außerdem relativ

Bei der Lektüre des Mafia-Buchs „Gomorra“ erfreuen sich Franzosen und Deutsche daran, dass Neapel niemals so zivilisiert sein wird wie Marseille oder München.

egal, ob sie seine eigene Kultur verstehen. Er hat über seine Kultur geschrieben, weil er über sie zu seiner Form der Selbstdarstellung gelangt ist. Nun geht es darum, dass jeder sein Buch liest. Der moderne Schriftsteller ist weder ein Engländer noch ein Franzose noch ein Deutscher – er ist ein unabhängiges Individuum, zu seinem Leserkreis gehört jeder.

Für ein globales Publikum

Die Übersetzung, für die er sich am meisten interessiert, ist die in die englische Sprache, da sie Leser in Großbritannien, aber auch in den USA, Kanada und Australien erschließt und die Wahrnehmung des Werkes erhöht, was wiederum zu weiteren Übersetzungen führt. Er wendet sich weder an sein Heimatland noch an Europa, sondern an die Welt.

Die Tatsache, dass der Schriftsteller nicht für einen nationalen, sondern für einen globalen Leserkreis schreibt, ist von entscheidender Bedeutung. Diese Entwicklung hat die Rolle der Literatur bereits verändert und wird sie künftig weiter formen. Beispielsweise wird ein portugiesischer oder ein griechischer Schriftsteller eher darauf bedacht sein, nicht zu detailliert über die eigene Kultur und auf gar keinen Fall nur für Leser zu schreiben, die Kenner dieser speziellen Kultur sind, da dies seinen internationalen Leserkreis beschränken würde.

Bei der Lektüre von Hugo Claus, einem der großen Schriftsteller der Vierziger- und Fünfzigerjahre des 20. Jahrhunderts, erstaunt die Naivität, mit der der Schriftsteller annahm, seine internationale Leserschaft

wisse genug über Belgien, um seine Bücher zu lesen. Zeitgenössische Romanciers gehen klüger vor. Man muss nichts über Norwegen wissen, um Per Petterson zu lesen, und man wird von ihm nichts über das Land lernen. Gleiches gilt für Gerbrand Bakkers Holland. Beide Männer sind ausgezeichnete internationale Schriftsteller.

Diese neue Situation hat Auswirkungen auf die Übersetzungen in andere Sprachen, von denen Milan Kundera in seinem nahezu rauschhaften neunteiligen Essay „Testaments Betrayed“ schreibt. Übersetzer müssten aufhören, sich den Konventionen zu beugen, die durch „gutes Französisch, Deutsch oder Italienisch“ vorgegeben werden. Stattdessen sollte ihre „höchste Autorität ... der persönliche Stil des jeweiligen Autors sein“ (redaktionelle Anmerkung: Die Zitate Kunderas wurden zum besseren Leseverständnis aus dem Englischen übersetzt).

Ein die Regeln sprengender Stil in tschechischer Sprache muss ähnlich mit den stilistischen Gegebenheiten der französischen, deutschen, japanischen oder kantonesischen Sprache umgehen. Kundera ist derart fest entschlossen, dem internationalen Leser Kundera statt einer spanischen oder italienischen Metamorphose zu präsentieren, dass dieser intelligente und ausgesprochen talentierte Mann vergisst, dass ein bestimmter Schreibstil in Beziehung zu der Sprache und der Kultur existiert, in dem ein Text geschrieben wurde, und nicht isoliert bestehen kann.

Dieser Stil kann niemals als absolute Entsprechung des Originals nachgebildet werden. Kundera spricht von „seinen Über-

setzern“ als einer aufgeklärten Gruppe, die seine höchste Autorität akzeptiert hat.

Die Identitäten der einzelnen Übersetzer werden unter Kunderas Identität subsumiert. Eine befremdliche Situation.

Andere Übersetzer schreiben wissenschaftliche Abhandlungen darüber, wie notwendig es für Übersetzer ist, sich ihren Autoren zu „widersetzen“ und sich selbst in ihren Übersetzungen Ausdruck zu verleihen. Sie sind zu hungrig nach Anerkennung. All dies bedeutet für Europa, dass jegliche Vorstellung, Schriftsteller könnten einen „Dialog zwischen den Kulturen“ befördern, recht naiv ist. Möglicherweise existiert ein ausgeprägter Austausch zwischen verschiedenen Kulturen, und ein Buch kann eventuell etwas Authentisches mit sich bringen, das der Schriftsteller über seine unmittelbare Lebenswelt zum Ausdruck gebracht hat – oder auch nicht. Aber das ist letztendlich nebensächlich.

Entscheidend für den ambitionierten Schriftsteller ist, dass sein Werk überall verfügbar ist. Um dieses Ziel zu erreichen, ist er gewillt, Inhalt und Stil seines Buches zu verändern. Der britische Schriftsteller japanischer Herkunft Kazuo Ishiguru hat von der Notwendigkeit einer leicht zu übersetzenden englischen Sprache gesprochen,

Sogar wenn der Roman eine faszinierende Darstellung der Kultur und Politik eines kleinen europäischen Landes ist, bedeutet dies noch lange nicht, dass der Schriftsteller sich auf einen Austausch mit den Kulturkreisen anderer kleiner oder großer europäischer Länder freut.

mit der man die ganze Welt erreichen kann.

Von skandinavischen Schriftstellern habe ich erfahren, dass sie bei der Wahl der Namen ihrer Romanfiguren an ihre Leser im Ausland denken. Die Leserschaft im Inland und die Auswirkungen eines Buches auf nationaler Ebene sind nicht so bedeutend – jedoch weniger zugunsten Europas als zugunsten der gesamten Welt. Beziehungsweise zugunsten des Schriftstellers selbst.

Italienische, spanische und sogar deutsche Schriftsteller fordern lautstark, ins Englische übersetzt zu werden, um sich damit den Weg zum internationalen Ruhm zu öffnen. Aber natürlich werden die meisten Übersetzungen in die jeweils andere Sprache in Auftrag gegeben, und Texte vom Englischen in die jeweilige Sprache übertragen. Hier in Italien, wo ich lebe, sind über siebenzig Prozent der veröffentlichten Bücher Übersetzungen, und die Mehrzahl dieser Publikationen stammt aus dem Englischen.

In Mailand unterrichtete ich im Rahmen eines Postgraduate-Studiengangs für Übersetzungswissenschaften. Alle Studierenden müssen zwei Sprachen belegen, und eine davon ist Englisch. Auch wenn sie Französisch, Deutsch oder Spanisch bevorzugen, geht man davon aus, dass der Großteil der künftigen Aufträge Übersetzungen aus dem Englischen sein wird.

Dies liegt nicht daran, dass Europa bewundernd nach England blickt, sondern dass Amerika nach wie vor als Vorreiter der kulturellen Entwicklung in der Welt gilt. Somit ist Europa nicht nur zu amorph, um der Ort zu sein, wo sich eine Erzählung entwickelt, sondern seine Bewohnern

nehmen es als überaltert wahr oder finden, dass es nicht die innovative Kraft Amerikas hat bzw. ebenso kraftvoll seine Interessen durchsetzt.

Es wäre müßig, sich darüber zu ärgern oder dagegen anzugehen. Möglicherweise ist es sogar ein Vorteil, weil es den Europäern ermöglicht, ihr Leben zu leben und ihre Ziele zu verfolgen, ohne unter dem Rampenlicht zu leiden, das auf alles fällt, was aus Amerika kommt.

Aufgeblähte Gedanken

Von entscheidender Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass der Schriftsteller sich möglicherweise nach dem Ruhm und Reichtum sehnt, den Übersetzungen und internationale Anerkennung vielleicht mit sich bringen. Andererseits ist es wohl das Schlimmste, was ihm als Mensch und Schriftsteller passieren kann, diese Ziele zu erreichen. Nichts wird seine Arbeit mehr verwässern, ablenken und verfälschen als ein bedeutender internationaler Erfolg und die das Ego aufblähenden Gedanken, wenn er zeitgleich in mehreren Ländern veröffentlicht wird.

Es gibt nichts, was einen nationalen Kulturkreis stärker der wertvollen Beiträge seiner Autoren beraubt, als die Verlockungen weltweiter Berühmtheit. Auch wenn Schriftsteller genau wie Afrikas talentierte Fußballspieler nicht unbedingt ins Ausland gehen, so sind sie in Gedanken doch anderenorts.

Mehr als der ersehnte Ruhm ist für den Schriftsteller der Freiraum für seine Arbeit von großer Bedeutung – jene Freiheit, genau

das zu sagen, was er sagen möchte – jetzt, genau in diesem Augenblick, in Glasgow, in Bonn, in Dijon – und nicht mit Blick auf die Verkaufszahlen in New York.

Genau das macht die Europäische Union so bedeutend. Dies ist die einzige Rolle, mit der sie sich nach Auffassung der Autoren befassen soll: für Freiheit zu sorgen. Innerhalb der EU genießen britische, irische, italienische und polnische Schriftsteller die völlige Freiheit der Meinungsäußerung. Sie verfügen über das beruhigende Wissen, dass es für den jeweiligen nationalen Kulturkreis sehr schwer sein wird, sie innerhalb der größeren Gemeinschaft zu verfolgen. Diese Freiheit ist das größte Geschenk, das jede Regierung ihren Künstlern machen kann, und gleichzeitig die stärkste Zurechtweisung all jener Länder, die sich anders verhalten.

Es ist sehr wichtig, zu erkennen, dass ich nicht von wirtschaftlicher Freiheit spreche. Es ist nicht die Aufgabe der Europäischen Union, zu entscheiden, ob dieser oder jener Schriftsteller gefördert werden soll, während ein anderer sich selbst durchschlagen muss. Derartige Entscheidungen werden stets politischer oder – noch schlimmer – persönlicher Natur sein. Um heutzutage die eigene Meinung, die eigenen Gedichte, Geschichten oder sogar Romane zu veröffentlichen, muss man nur einen Blog starten, der nichts außer Energie und Hingabe kostet. Der Fluss von Information, Kreativität oder schlichten Worten ist schwindelerregend.

Währenddessen entwickelt sich der traditionelle Buchmarkt immer mehr zu einer Angelegenheit großer Ketten, die eine im-

Mensch zu sein sollte
als Zusammengehörigkeitsgefühl
genügen.

mer stärker abnehmende Zahl mittelmäßiger Titel im Programm haben, von denen man annimmt, dass sie sich gut vermarkten lassen.

Dies führt dazu, dass echte Innovationen mehr und mehr auf regionaler Ebene stattfinden, immer fragmentarischer sind und ihre ganz eigene Form der Distribution im Internet finden, die gleichzeitig regional und global ist. Unter Umständen führt dies zu einem weniger privilegierten Lebensstil des Schriftstellers, es kann jedoch gleichzeitig sehr befreiend sein, da das höchste Anliegen des Schriftstellers ist, jene Leser anzusprechen, die ihn wirklich verstehen.

Das Schreiben, mit dem ich zu diesen Betrachtungen eingeladen wurde, stellte die folgenden Fragen: „Kann Kultur eine strategische Rolle übernehmen, um dem Kontinent zu einem noch immer vermissten Gemeinschaftsgefühl zu verhelfen? Kann Kultur Europa gar eine Seele einhauchen?“

Ich empfinde dies als beunruhigend. Menschen haben ein Zusammengehörigkeitsgefühl, wenn sie angegriffen werden oder wenn sie sich in einem größeren Rahmen für eine gemeinsame Sache stark machen. Möge uns all das erspart bleiben. Mögen wir uns weiterhin in den Haaren liegen und uns gegenseitig misstrauisch beäugen. Mögen wir niemals eine gemeinsame Religion in unserer Verfassung festschreiben. Mögen wir niemals eine gemeinsame „Verteidigungspolitik“ haben. Mögen wir niemals Europa als ein „Bollwerk“ oder einen „Machtblock“ sehen.

Die Genialität der EU macht genau jener Spielraum innerhalb der Organisation aus, der es jedem Land erlaubt, das Delirium der

jeweiligen nationalen Identität zu leben und es nicht durch eine gleichermaßen rauschhafte kontinentale Identität zu ersetzen, sondern jedem einzelnen Bürger gestattet, eine nationalstaatliche, europäische oder ganz individuelle Identität zu leben – ganz nach den jeweiligen Vorlieben.

Mensch zu sein sollte als Zusammengehörigkeitsgefühl genügen. Was die „Seele“ betrifft, bin ich immer noch auf der Suche nach dem Wörterbuch, das mir erklären kann, was dieses Wort bedeutet, aber falls so etwas existiert, kann ich mir nicht vorstellen, dass es sich durch irgendeine kulturelle Strategie antreiben lässt.

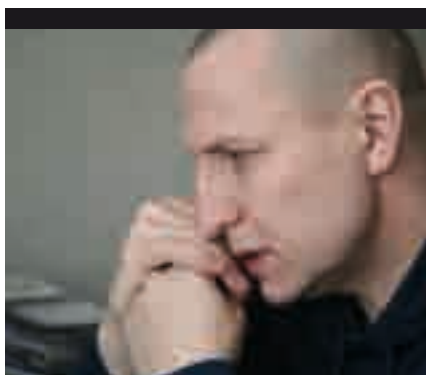
Aus dem Englischen von Angelika Welt

Tim Parks, geboren 1954, hat in Cambridge und Harvard studiert. 1981 zog er nach Italien, wo er seitdem als Schriftsteller und Übersetzer lebt. Er hat elf Romane geschrieben, darunter „Europa“ (1997), „Stille“ (2006) und „Träume von Flüssen und Meeren“ (2008). Zu seinen zahlreichen Übersetzungen aus dem Italienischen gehören Werke von Alberto Moravia und Italo Calvino. Unter dem Titel „Translating Style“ hat er ein Buch herausgegeben, in dem italienische Übersetzungen der englischen Modernisten analysiert werden. Er erhielt zahlreiche Literaturpreise, u.a. den Somerset Maugham Award.





Ich glaube nicht an Europa, ich glaube an die Kultur
Die Lyrik wird untergehen wie der Begriff des alten Europa, prophezeit der litauische Autor Sigitas Parulskis.
Ist Europa nur noch ein poetischer Topos, eine Metapher, die ihre Bedeutung längst verloren hat und nun dem Vergessen anheimfällt? *Von Sigitas Parulskis*



Mein Notebook zeigt die falsche Uhrzeit an – sie unterscheidet sich um eine ganze Stunde von der litauischen Zeit. Ich habe im Frühjahr letzten Jahres zwei Monate in Berlin gewohnt, und mein Computer hat noch immer die deutsche Zeit im Gedächtnis. Für mich ist dieser Abstand von einer Stunde symbolisch und vieldeutig. In meinem Roman „Drei Sekunden Himmel“ habe ich auch eine Zeitdifferenz beschrieben – eine Lücke von drei Sekunden im Leben und im Bewusstsein eines Menschen, der zwei Jahre in der sowjetischen Armee gedient hat (eine weitere zufällige Entsprechung: Ich selbst

habe meinen Wehrdienst ausgerechnet in Deutschland abgeleistet). Wenn ein Mensch längere Zeit im Gefängnis, im Exil oder in Einsamkeit zubringt, dann tut sich immer eine Kluft auf – ein Riss, der sich bis zum Ende des Lebens oft nicht mehr schließen lässt. Das ist ein Drama. In sozialer wie auch existenzieller Hinsicht. Eine Kluft, die dem Menschen das Gefühl für das Hier und Jetzt nimmt.

Ganz ähnlich kann es auch einem ganzen Volk ergehen, z.B. meinem – den Litauern. Bis in die Gegenwart ist bei uns in Alltag und Bildung, in Wirtschaft und Politik sowie zweifellos auch in der Kultur diese Zeitdifferenz von einer Stunde deutlich zu spüren.

Wir trösten uns mit dem Gedanken, dass Litauen schon seit der Christianisierung, also seit 1387, der europäischen Kultur angehört, sie pflegt und sich aus ihr speist. Das ist im Großen und Ganzen auch wahr, aber komplizierte historische Umstände haben unser kleines Land immer wieder in völlige Vergessenheit, an den Rand oder sogar ins Jenseits der europäischen Politik und Kultur verstoßen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde unser Volk fünfzig Jahre lang furchtbar ver-

letzt und gequält, und deshalb hat sich auch unsere Kultur in einem Zustand befunden, den man durchaus als fortwährend schizophren bezeichnen kann. Eigentlich waren es nämlich zwei Kulturen: die sowjetische, das heißt, die russische, uns von außen aufgezwungene, fremde Kultur der Besatzungsmacht und unsere eigene litauische Kultur. Europäer zu sein hat für die Litauer in Vergangenheit und Gegenwart fast immer bedeutet, aufholen zu müssen, ein fortgesetztes Bemühen, diese verdammte Lücke zu schließen, die verfluchte Kluft zu überwinden und ein adäquates Gefühl für die europäische Zeit, für europäische Traditionen und Werte zu entwickeln.

Ich kann mit der Frage nach der Rolle der Kultur in Europa nichts anfangen, sie löst bei mir Verwirrung aus. Meiner Ansicht nach ist die Kultur ohnehin das einzig Bedeutsame im Leben des Menschen. Wenn man sie als Gegenteil der Natur versteht, als Gesamtheit aller vom Menschen geschaffenen materiellen und geistigen Werte, dann ist alles, dann sind selbst Waffen und idiotische, aggressive, Millionen von Menschenleben zerstörende Ideologien Produkte der Kultur. Es heißt ja schließlich nicht ohne Grund, dass der Krieg ein Motor des Fortschritts sei. Und Kultur und Fortschritt sind, wie zum Beispiel Albert Schweitzer meinte, fast ein und dasselbe.

Ich wüsste nicht, wie ich den Begriff Kultur noch weiter eingrenzen könnte. Vielleicht wäre die Kunst mit ihren verschie-

denen Ausdrucksformen (wie beispielsweise der Architektur) eine Alternative. Aber es ist ja nichts anderes als die Kultur, die es mir gestattet, mit anderen Menschen zu kommunizieren. Ich fahre nicht ins Ausland, um dort etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und auch nicht, weil ich etwa auf der Suche nach einer Frau oder einer Religion wäre – ich reise wegen der Kultur: um sie zu teilen, sie zu finden, mit ihr zu leben und so weiter. Über ihren Sinn und Unsinn kann ich mich nicht äußern, weil sie der Boden ist, auf dem ich meine Häuser baue, den Palast meines Daseins, meine Welt. Die Frage nach der Kultur gleicht für mich der Frage, ob es für den Menschen sinnvoll sei, einen Kopf zu haben. Joseph Guillotin würde mir sicher mit fröhlichem Gelächter zustimmen.

Ossip Mandelstam, einer der interessantesten russischen Lyriker, hat den Akmeismus als „Sehnsucht nach Weltkultur“ definiert. In Litauen war diese Auffassung immer verbreitet, und die Künstler haben die Sehnsucht nach Welt- oder europäischer Kultur ganz besonders empfunden, weil sie bei uns in Quantität und Qualität nur sehr spärlich vorhanden war. Der Eisernen Vorhang war für uns nicht bloß eine bequeme politische Metapher, sondern er war die abstoßende Wirklichkeit. Nur vom Politbüro in Moskau, von der Zensur, vom KGB zugelassene Werke konnten den Eisernen Vorhang passieren. Viele Bücher aus dem Ausland wurden bei uns vornehmlich aufgrund ihres ursprünglichen Erscheinungsjahres übersetzt, das möglichst vor 1972 liegen sollte. In der Sowjetunion war nämlich das Urheberrecht von vor 1972 im Ausland publizierten Werken auf nur 15 Jahre begrenzt,

Wir trösten uns mit dem Gedanken, dass Litauen schon seit der Christianisierung, also seit 1387, der europäischen Kultur angehört.

für später erschienene Bücher lag die Frist bei 25 Jahren. Erst seit 1996, als Litauen die Berner Übereinkunft ratifiziert hat, gilt ein Urheberrecht von 70 Jahren. Doch ich habe sowieso starke Zweifel daran, dass die Sowjets überhaupt irgendwelche Anstandsregeln eingehalten haben.

Dafür nur ein kleines Beispiel: Ich habe den Roman „White Tiger“ von Aravind Adiga gleich, nachdem er mit dem Booker Prize ausgezeichnet worden war, im Original gelesen. Noch vor zwanzig Jahren wäre das undenkbar gewesen.

Andererseits muss ich trotz derart trauriger, von Selbstmitleid erfüllter Erörterungen dennoch sagen: Ich glaube nicht an Europa. Ich glaube, dass es eine europäische Kultur als eigenständiges Phänomen mit spezifischen Regeln sowie konkreten Objekten und Subjekten überhaupt nicht gibt. Die europäische Kultur ist ein von Bürokraten und Politikern erfundener Terminus. Die europäische Kultur setzt sich aus einer Vielzahl nationaler Kulturen zusammen, die auf längere Sicht zweifellos ihre eigenständigen Züge verlieren und immer kosmopolitischer werden.

Früher hat sich die europäische Kultur auf die antike Zivilisation gegründet und mit christlichen Werten vermischt, mit entsprechenden Traditionen, Symbolen, Sujets usw. Aber ich wüsste wirklich nicht, wie sie sich heute noch definieren ließe, da in der Europäischen Union zunehmend auch andere Religionen, Kulturen und Traditionen Einzug halten. Ein älteres Fremdwörterbuch hielt noch folgende Definition bereit: „Europiden, die weiße (eurasische) Rasse – eine der drei Primär- oder Großras-

sen, die sich über die ganze Erde ausgebreitet haben; typisch sind eine helle Haut in verschiedenen Schattierungen, glattes oder gewelltes, weiches Haar, ein üppiger Bart, starke Körperbehaarung, ein schmales Gesicht, eine schmale Nase mit geraden, eher senkrechten Nasenflügeln, eine hohe Nasenwurzel und schmale Lippen.“

Athrophie des Denkvermögens

Einer heutigen Betrachtung der europäischen Bevölkerung kann diese Definition wohl kaum noch standhalten. Doch was sollte dieses unglückliche Europa oder seine Kultur denn sonst sein als seine Bewohner, die Menschen? Immer mehr dienen wir Definitionen und Termini, Projekten und Visionen und vergessen dabei das Elementarste: diese Abstraktionen sind nur Hilfsmittel, die uns eigentlich helfen sollen zu leben, zu kommunizieren und einander nicht umzubringen. Europa, Politik und sogar Gott sind ja nichts anderes als solche Hilfsmittel, die es dem Menschen ermöglichen sollen, die furchtbare Einsamkeit auf Erden und sein tragikomisches Schicksal zu ertragen.

Ich glaube nicht, dass Schriftsteller irgendetwas grundlegend verändern können, weil niemand auf ihre Stimme hört. Und das ist wahrscheinlich auch gut so. Ein echter Schriftsteller erschafft immer eine unwirkliche, also eine ideale Welt, in der echte Menschen niemals leben könnten.

Natürlich, unter besonderen historischen Umständen artikulieren Schriftsteller in einem gewissen Sinne den Willen der Gesellschaft, in der sie leben. Im sowjetisch besetzten Litauen haben die Menschen von

ihnen immer Worte der Wahrheit erwartet. Die 1987/88 entstandene litauische Reform- und Nationalbewegung Sajūdis hat gezeigt, dass die Autorität von Schriftstellern sehr groß sein kann, wenn die Menschen schöne Rhetorik, scharfe Worte, starke Vergleiche oder erschütternde Bilder brauchen. Doch die Poesie der Demonstrationen und Barrikaden verblasste sehr schnell, als die Zeit gekommen war, Litauens Geschicke tatsächlich in die Hand zu nehmen. Als Politiker, Geschäftsleute und Banker die Initiative ergriffen, spielten die Schriftsteller bald keine Rolle mehr. Ich glaube nicht, dass ihr Einfluss in Ländern mit längerer demokratischer Tradition ein anderer ist. Kunst und Politik sollten nicht vermischt werden, es sind Dinge verschiedener Herkunft.

Die Kultur fördert unsere Menschlichkeit, das heißt Sensibilität, Mitgefühl und Hingabe für den Anderen – für einen, der schwächer, verletzlicher oder auch einfach nur von uns verschieden und trotzdem ein Mensch ist, genau wie wir, nur eben ein anderer. Die Popkultur allerdings hat sich allein der Unterhaltung verschrieben, und das ist grundsätzlich nicht schlecht. Aber leider, so der Brite John Fowles (ein Schriftsteller, den ich sehr mag), ist die Übermacht der Unterhaltungskultur inzwischen so gewaltig, dass die ernsthafte Kultur gegen sie gar nicht mehr ankommen kann. Das beschränkt die Möglichkeiten der Menschen, sich jener Handvoll schlauer, gebildeter Zyniker zu widersetzen, die sich als Politiker und Geschäftsleute bezeichnen. Immer

Als Politiker, Geschäftsleute und Banker die Initiative ergriffen, spielten die Schriftsteller bald keine Rolle mehr.

mehr Menschen lesen keine Bücher mehr, und das führt zu einer um sich greifenden Atrophie des Denkvermögens. Ich betrachte die Kultur durch das Fenster der Literatur, das heißt, mein Zugangscode für die Welt der Kultur ist das Wort. Aus diesem Grund stimme ich Joseph Brodsky zu, der einmal gesagt hat, ein belesener Mensch ließe sich schwerer betrügen. Ein belesener Mensch lässt sich schwerer manipulieren, was Politiker und Wirtschaftsleute aus purem Egoismus ständig versuchen.

In den zurückliegenden Jahren bin ich ziemlich viel durch Europa gereist. Ich war im Norden, beispielsweise im norwegischen Trondheim, und der südlichste Punkt Europas, den ich besucht habe, war das griechische Rhodos. Ich war in Polen, Italien, Slowenien, Deutschland, Frankreich und Israel. Meine Bücher sind in acht europäische Sprachen übersetzt. Und doch könnte ich nicht sagen, was dieses Europa eigentlich ist. Oft empfinde ich den Wunsch, in Anlehnung an einen Ausspruch von Ludwig XIV. zu sagen: Europa – das bin ich. Denn wenn ich mich nicht als Europäer bezeichnen könnte, wer dann? Was müsste dieser Mensch für eine Bildung haben, welche Herkunft, welche Ansichten?

Von meinen Reisen durch Europa kehre ich fast immer mit demselben sonderbaren und wohl auch etwas zwiespältigen Gefühl zurück: Wenn sich aus einem Produkt von Kultur oder Kunst keine gut verkäufliche Ware machen lässt, dann macht das Werk immer einen etwas seltsamen Eindruck. Und auch Kulturveranstaltungen, an denen keine „Stars“ teilnehmen, Veranstaltungen, die als „klein“, „intim“ oder ähnlich

bezeichnet werden, wirken nicht wirklich lebendig. Sie richten sich nur an einen engen Zuhörerkreis und erscheinen ein wenig altmodisch, unmotiviert und träge. Kunst muss gut verkauft werden, sie muss vielen Menschen gefallen, denn wenn sie nur den Geschmack einer kleinen Gruppe trifft, ist sie zum Untergang verurteilt. Das ist elementare, erbarmungslose Marktwirtschaft. Wenn ich auf irgendeinem Festival eine Handvoll Lyriker sehe, die sich gegenseitig ihre Gedichte vortragen, weil schrecklich wenig Publikum erschienen ist, überkommt mich fast so etwas wie Widerwillen: Was soll das alles? Wozu Lyrik, für die sich nur Verfasser und Herausgeber interessieren? Das ist ein ungutes Gefühl. Sollte man vielleicht in dieser Handvoll Lyriker so etwas wie die kleine Sekte der ersten Christen erblicken? Apostel, die in der Zukunft ihre gute Nachricht unter den Massen verbreiten werden? Nein. So wird es nicht kommen. Die Lyrik wird untergehen wie der Begriff des alten Europa. Jawohl, vielleicht habe ich jetzt endlich einen passenden Vergleich gefunden: Der Begriff „Europa“ ist wahrscheinlich nur noch ein poetischer Topos, eine Metapher, die eigentlich schon fast ihre althergebrachte Bedeutung verloren hat und nun dem Vergessen anheimfällt.

P.S.

Aber später, nach der Heimkehr von meinen Reisen – meist nicht sofort, sondern einen Monat oder auch erst ein Jahr danach – erinnere ich mich oft plötzlich an irgendeine Kleinigkeit, an eine Geschichte, die mir jemand erzählt hat, oder ein Detail einer Landschaft, und ich fühle mich menschlicher. Wenn ich weiß, wie die Leute in dem einen oder anderen Land leben, fällt es mir schwerer, für sie Verachtung oder Neid zu empfinden, irgendetwas Schlechtes

über sie zu sagen oder auch nur einfach so zu tun, als existierten sie überhaupt nicht. Ich denke, genau darin besteht der Sinn kultureller Verbindungen – imerspüren des Innenlebens deines Nächsten. Im Begreifen, dass es dem sehr ähnlich ist, was du selbst fühlst, wofür du lebst und dich quälst, was du bedauerst und worüber du dich freust. Dein Nächster ist ein Spiegelbild deiner selbst, und es spielt keine Rolle, wo er lebt – tausend Kilometer entfernt oder unmittelbar neben dir. Dazu sind wir ohne Europa (was das um Himmels willen auch sein mag!) in der Lage, aber ohne Kultur, ohne Kunst – nicht.

Aus dem Litauischen von Claudia Sinnig

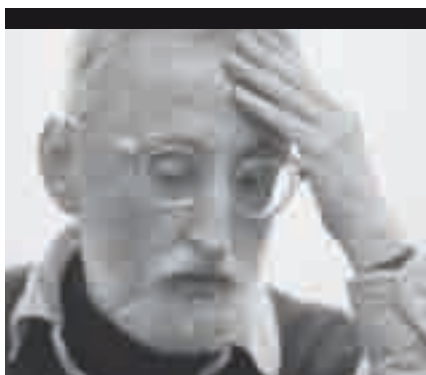
Sigitas Parulskis, Jahrgang 1965, lebt in Vilnius. Für seinen 1990 erschienenen ersten Gedichtband erhielt er 1991 den Zigmās-Gėlė-Preis für das beste Lyrikdebüt des Jahres. Sein erster Roman, „Drei Sekunden Himmel“, in dem er seine Erfahrungen als Angehöriger einer sowjetischen Fallschirmjägerdivision in der Nähe von Cottbus verarbeitet hat, wurde vom litauischen Schriftstellerverband als das beste Buch des Jahres 2002 ausgezeichnet. Im Jahr 2004 bekam er für sein bisheriges Schaffen den Nationalpreis der Republik Litauen zuerkannt. Seine Werke wurden bisher in elf Sprachen übersetzt. „Drei Sekunden Himmel“ wird derzeit verfilmt.



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890

Der gärende Bauch des alten Kontinents Ist Europa nur ein Finanz- und Wirtschaftsorganismus ohne jegliche Seele? Die gewachsene EU wird nicht bestehen können, wenn sie sich auf die ökonomische Dimension beschränkt. Dem Kontinent, der sich über Jahrhunderte in Konflikten feindlicher Reiche zerfleischt hat, eröffnen sich unwiederbringliche Möglichkeiten. Was kann die Kultur leisten?

Von Antonio Moresco



Was kocht da im Bauch von Europa? Welche Veränderungen vollziehen sich in diesen Jahren im Verdauungstrakt unseres Kontinents? Denn auch das muss uns interessieren, nicht nur, was in Europas Kopf vor sich geht, sondern auch, was im Bauch abläuft. Man kann den Eindruck haben, dass sich etwas Ungeheures vor unseren Augen ereignet, etwas Unerwartetes, das noch nicht voll zutage getreten ist, noch keine eindeutige Gestalt angenommen hat. So vieles, so viele Dinge – im Guten wie im Schlechten – kochen derzeit im Bauch von Europa, dass man nicht voraussehen kann, wie unser Kontinent sein wird, ich sage nicht, in hundert Jahren, nein, nicht einmal in zwanzig.

Wir haben es mit gehörigen geopolitischen Veränderungen zu tun. Mit Völker-

wanderungen. Mit kulturellen Identitäten und unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften, die sich gegenüberstehen oder überlappen. Mit Unsicherheiten, Ängsten, Antagonismen. Auch solchen, die künstlich aufgebauscht werden von Leuten, die ihre Macht daraus schöpfen, getrennte politische und religiöse Identitäten aufrechtzuerhalten und Konflikte zu schüren. Es ist ein ewiges Vorstürmen und wieder Ausbremsen politischer und religiöser Mächte, ein Kreislauf aus Dynamik und Restauration, Gier und fehlendem Mut, Unterordnung, Korruption, Egoismus und Wirtschaftsmonopolen. Ein Kampf auch von kriminellen Strukturen, welche integrativer Bestandteil der europäischen wie der weltweiten Wirtschaft geworden sind. Eine ständige Erosion der demokratischen Mechanismen. Ein gezinktes Spiel, beeinflusst von wirtschaftlicher Macht und Medieneinfluss, von Demagogie und Populismus. Eine Umprogrammierung der Köpfe und der individuellen Wahrnehmungsfähigkeit, die dazu führt, dass inmitten des riesigen Informationsüberflusses die Fähigkeit abhandenkommt, zu beurteilen, was wirklich geschieht, und zu entscheiden.

Doch wir sehen auch neue Ordnungen entstehen, neue Strukturen, Bindungen und Synergien. Eine einheitliche Währung. Immer neue Länder, die hereindrängen in die Gemeinschaft. Neue, große, unwieder-

bringliche Möglichkeiten, die sich diesem Kontinent eröffnen, der sich über Jahrhunderte, Jahrtausende in Bruderkriegen, in Konflikten feindlicher Reiche zerfleischt hat. Der bis gestern zweigeteilt war, gefangen in zwei sich gegenüberstehenden Blöcken. Länder, die einstmals den Kontinent beherrschten und Kolonialmächte waren, müssen jetzt lernen, zusammenzuleben, und hinzu kommt nun die ganze facettenreiche, dramatische und kreative Welt Osteuropas, die in diesen gemeinsamen Raum entscheidend einbricht mit ihrer menschlichen Kraft, ihrer Intelligenz und ihren Ansprüchen.

Was wird wohl entstehen aus dieser ganzen Dynamik entgegengesetzter Kräfte? All dieses Gedränge und diese ganzen Hoffnungen werden sich sicherlich nicht zusammenhalten lassen, indem man lediglich den Bodensatz der alten Ideologien und der guten Vorsätze abkratzt, der nationalen wie der ethnischen und religiösen Identitäten. Oder indem man sich auf die ökonomische Dimension beschränkt und den ganzen Kontinent in einen einzigen Finanz- und Wirtschaftsorganismus verwandelt, der jedoch keine Nerven besitzt, blutleer ist sowie ohne eine Seele und dazu bestimmt, sich in kurzer Zeit aufzulösen, zu explodieren. Um das Wunder einer anderen Welt, eines neuen Traums für die Frauen und Männer zu vollbringen, die unseren kleinen Kontinent auf diesem kleinen, überbevölkerten,

Es findet eine Umprogrammierung der Köpfe statt; inmitten des riesigen Informationsüberflusses kommt die Fähigkeit abhanden, zu beurteilen, was wirklich geschieht.

überhitzten und erschöpften Planeten bewohnen, bedarf es wohl ganz anderer Projektionen und viel weiterer Horizonte. Alles muss neu überdacht und neu erfunden werden und zwar auf dynamische Weise und im Verhältnis zur europäischen sowie zur globalen Situation, in der wir leben. Enorme schlafende Energien müssen befreit werden, die – vielleicht – noch gefangen sind im Innern Europas.

Fraktal und Floß

Europa ist keine Insel. Es ist geographisch verbunden mit dem riesigen asiatischen Kontinent, und es ist bloß einer der kleinsten von insgesamt sechs Erdteilen, die weiße Antarktis miteinbezogen. Es ist der einzige Kontinent, der sich vollständig in der nördlichen Hemisphäre des Planeten befindet. Europa ist wie ein riesiges Vorgebirge, ein Fraktal. Dieses Floß erreichten vor vierzigtausend Jahren die ersten Menschen, die aus Afrika und aus Westasien kamen, kurz vor dem plötzlichen Verschwinden des Neandertalers. Seitdem hat der Kontinent über Jahrhunderte, Jahrtausende gewalttätige Zerreißen erlebt, Völkermorde und Kriege. Nationen entstanden, ganze Völker massakrierten sich gegenseitig. Dynastische Strukturen bildeten sich, wirtschaftliche und politische Revolutionen vollzogen sich, neue Gesellschaftsklassen entstanden mit ihren Ideologien, die sich jeweils als universelle und finale Wahrheiten darstellten. In dem gerade abgelaufenen Jahrhundert sind hier zwei Weltkriege gekämpft worden mit ihren Exzessen an Grausamkeit und Wahn, den ungeheueren Zerstörungen, den Metzeleien, dem Holocaust.

So wie das antike Griechenland mit seinen tausend Inseln im Ägäischen Meer ein Schmelztiegel aus Völkern, Kulturen und

Reichen war, so stellte auch Europa einen Schmelztiegel aus Völkern, aus Nationen, aus Sprachen und Kulturen sowie aus kleinen und großen Reichen dar. Ich selbst, als Italiener, aber mit einem Nachnamen, der auf spanische und zuallererst jüdische Ursprünge verweist, trage eingeprägt in meinem Namen die Geschichte von Völkerwanderung und Verfolgung, von Diaspora, Freiheits- und Überlebenskampf.

Nun endlich existiert der Embryo dieses alten und neuen politischen Kontinents, entstanden aus dem prophetischen Traum einiger Europäer inmitten der Ruinen im Europa der Vierzigerjahre. Sie wussten vorzuschauen, manchmal sogar, wie die zu den Gründervätern der EU zählenden Altiero Spinelli und Ernesto Rossi, in der Finsternis eines Gefängnisses, und hatten eine Vision für die Zukunft Europas. „Die Jahre auf jener Insel“, erinnert sich Spinelli lange Zeit später im Gedenken an die Insel Ventotene, wo er gemeinsam mit Rossi während des Faschismus eingekerkert war, „sind noch immer gegenwärtig in mir mit der Fülle, welche nur die Augenblicke und Orte erlangen, in denen sich dieses mysteriöse Geschehen vollzieht, das die Christen das Auserwähltsein nennen. Ich begriff, dass ich bis zu jenem Moment gleich einem Fötus im Entstehen war, in Erwartung geboren zu werden, und dass ich in jenen Jahren, an jenem Ort ein zweites Mal zur Welt kam.“

Damals war es überlebenswichtig, die selbstmörderische Pattsituation der Ideologien, in die wir uns verrannt hatten, der Kräfte und Mächte, die uns in diesen Krieg geführt hatten, zu überwinden und einen Ausweg zu finden in einen größeren Raum, zu einem weiteren europäischen Horizont hin. Heute gilt es für ganz Europa – so wie damals für die einzelnen europäischen Nationen –, sich neu zu erfinden und einen

Nun existiert der Embryo dieses alten und neuen politischen Kontinents, entstanden aus dem prophetischen Traum einiger Europäer in den Ruinen der Vierzigerjahre.

neuen Weg einzuschlagen, von größerem Zuschnitt und in einer globalen Perspektive.

Wir sind Teil eines Experiments, das noch nie zuvor auf unserem Kontinent versucht wurde. Ein dynamisches Aggregat, das nicht durch die Auflösung der Grenzen eines Staates und die Annexion immer neuer Völker seitens aggressiverer und stärkerer Staaten erfolgt, sondern im allseitigen Einvernehmen.

Es könnte eine vorbildhafte und bahnbrechende Wirkung entfalten. Völker, Volksstämme, Völkergruppen unterschiedlicher Herkunft, die in seinem Innern leben, aber teils aus Ländern kommen, die in den vergangenen Jahrhunderten auf das Härteste kolonisiert wurden, Nationen, die sich im Laufe der Zeit bekämpft haben, sind jetzt ineinander verschlungen in einer geopolitischen Situation von epochaler und gänzlich neuer Art, was für sie die letzte Umarmung zwischen angeschlagenen Boxern sein kann, die nicht mehr fähig sind, aufeinander einzuschlagen, oder eben ein Aufbruch.

Zur gleichen Zeit gibt es immer neue Herausforderungen und Bedrohungen: Große Reiche entstehen erstmals oder wieder im Orient, und andere befinden sich vielleicht im Niedergang auf Grund ihrer Blindheit und Gier, weil sie die uralte Lektion von der Kröte nicht gelernt haben, die so groß wie die Sonne werden wollte und fraß bis sie platzte. Da ist es von wesentlicher Bedeutung, dass dieses Experiment gelingt.

Europa kann eine neue Rolle spielen im globalen Kontext.

Gerade zumal im Augenblick der Beschleunigung die alten Geister wieder erscheinen und der Bauch Europas wie der Welt immer bereit ist, die alten Wahnbilder wieder hervorzuholen und neue entstehen zu lassen: Unsere Verantwortung ist riesig. Europa ist zurzeit ein Nadelöhr, ein unendlich kleines, ein Durchgang, den man erweitern muss, nicht nur für uns, auch für den Rest der Welt. Es genügt nicht, sich den gefährlichen Ideen, die auf ewig wiedergeboren werden in Europa und in der Welt, entgegenzustellen. Quasi in einer spiegelbildlichen Haltung, die diese Ideen bloß endlos fortleben lässt. Wir müssen uns neue und bessere ausdenken. Dieses Europa, das bereits am eigenen Leib die Erfahrung des Scheiterns der alten Wege gemacht hat, kann nun der Bauch sein, in dessen Innern sich jene neuen bilden.

Stranden ohne Perspektive

Man muss schon den Blickwinkel ändern, um diesen Durchgang und dieses Nadelöhr sehen zu können, dieses Etwas, wie eine Projektion, das uns einen Sinn gibt für dieses Babel aus Sprachen, Völkern, Identitäten. Man muss den Fokus verschieben, den Horizont erweitern unter diesen Gruppen von Personen, die sich hier an das Floß dieses Kontinents klammern, der auf der flüssigen Masse eines kleinen Planeten schwimmt, welcher vor über vier Milliarden Jahren entstanden ist im Wanst des Kosmos, und dessen bevorstehender Kollaps in einem Jahrhundert von bedeutenden Wissenschaftlern vorhergesehen wird, wenn diese gierige und wahnsinnige Lebensform nicht sich selbst zur Diskussion zu stellen und den Kurs zu ändern vermag.

Was wird geschehen, wenn diese noch recht fragilen Strukturen Europas unter den Druck der Migration großer Menschenmassen geraten, die ohne Perspektive stranden aufgrund der Veränderungen in Klima und Umwelt und der wachsenden Ressourcenknappheit?

Es ist der Moment gekommen, wo all diese Identitäten, Eigenheiten und Reichtümer sich selbst übertreffen müssen in einer größeren Identität, die keine gleichmacherische Verniedlichung sein kann, sondern eine Vielfältigung der Kräfte. Davon wird die Zukunft nicht allein Europas, sondern der ganzen Welt abhängen.

Es gibt keine Zeit mehr zu verlieren. Es müssen die ersten Embryonen geschaffen werden von kontinentalen und globalen Strukturen, wie sie so vorher nicht existierten, entsprechend dem, was wirklich um uns herum geschieht.

Neulich las ich in der Zeitung eine Meldung, die mich beeindruckte. In der Nähe von Mantua, meiner Geburtsstadt, haben Archäologen ein Paar eng umschlungener Skulpte aus der Jungsteinzeit gefunden. Die beiden sind mit ziemlicher Sicherheit ein Mann und eine Frau. Sie haben die Beine beide angezogen und ineinander verschlungen, sie umarmen einander Schultern und Hals, und ihre Köpfe sind einander angenähert wie zu einem Kuss. Beide müssen sehr jung gewesen sein, ein Junge und ein Mädchen – das kann man aus dem vollständigen Gebiss schließen – miteinander beerdigt in einer zärtlichen Umarmung, die seit sechstausend Jahren andauert.

Eine europäische Umarmung, die zeitlich von sehr weit her kommt. Viel älter als das Mittelalter, Rom, Byzanz und Karl der Große, die mutigen nordischen Völker, Wikinger und Normannen, Slawen, Kelten, Völker des Islams. Sie kommen direkt aus

einer Zeit, die wir mit Arroganz „Vor- und Frühgeschichte“ nennen. Die Frauen und die Männer Europas haben zu leiden und zu träumen begonnen, lange bevor sich die ersten Reiche bildeten, wie wir sie aus den Geschichtsbüchern kennen.

Wer werden die beiden wohl gewesen sein? Und welches ist der Grund für dieses eigenartige Begräbnis? Ein Liebesakt oder ein gewaltsamer Tod? Ein Menschenopfer, ein überraschtes Paar – wie Paolo und Francesca aus der Frühgeschichte? Oder sind es Romeo und Julia, Tristan und Isolde, Eugen Onegin und Tatjana, der Meister und Margarita? Wer sollen sie denn nach unserem Verständnis gewesen sein? Die Geschichte ist explodiert. Aus den Liebenden von Mantua sind die Liebenden Europas geworden. Wir alle entstammen dieser Umarmung. Es ist an uns zu sagen, wer jene beiden sind und wer wir in naher Zukunft sein werden.

Als Autor weiß ich wohl, wie die elementare Kraft des geschriebenen Wortes, die Tätowierung der Worte auf dem Papier, sein Atem und seine Macht in unserer Zeit entwürdigt wurden. Für mich bedeutet Literatur allerdings nicht diese kleine mickrige Sache, entstanden durch riesige Maschinen, die sich vor einem beschränkten Horizont bewegen in einem Zeitraum von kurzatmiger Dauer, wo alles nivelliert und entkräftet wird, keine Spannung mehr herrscht, nichts, was Unruhe, Kontrollverlust, Gedanken hervorrufen könnte.

Für mich bleibt diese Sache, die – auf dumme, verallgemeinernde Weise – Literatur genannt wird, zumindest potenziell auch Erscheinung, Invasion, Erfindung, Präfiguration und Explosion. Es kann auch ein Durchgang sein, ein Nadelöhr.

Diejenigen Schriftsteller, die sich dieser Bezeichnung als würdig erweisen, sind kei-

ne Diener des Zeitgeists und der Ideen, die sich jeweils als gewinnträchtig erweisen. Sie sind keine Unterhalter und Bediensteten, nur dazu da, uns für die kurze Zeit abzulenken, die uns von unserem Tod trennt, oder höchstens harmlose erbauliche Gestalten. Sie sind es nie gewesen, auch nicht zu den Zeiten, als alle Räume zu eng wurden und das Wort als unterirdisches Terrain einzig unkontrollierbar, unbeugsam und widersprechend blieb, die einzige Stimmung, der einzige Durchgang, das einzige Nadelöhr, wo später viele durchgingen.

Die Schriftsteller, die Künstler, sind Zerstörer und Erbauer, Kundschafter und Denker, Beunruhiger, Vorwegnehmer und Träumer. Daher will ich hier noch etwas über Europas Schriftsteller und seine Künstler anmerken, seine Denker und seine Wissenschaftler und ihre Erscheinungen und Erfindungen.

An diesem Punkt will ich mir vorstellen, wie mitten in der Nacht, wenn sie niemand sieht, all diese Figuren sich auf den Straßen dieses nördlichen Kontinents treffen, der versucht, geboren und wiedergeboren zu werden. Zuerst bewegen sie sich in Rudeln. Es sind viele, ein Strom von Frauen und Männern, der in der Nacht dahinzieht. Meine Güte, wie viele es sind! Es gelingt mir, hier und dort jemanden zu erkennen: den blinden Dichter, der in den genetischen Kessel des Lebens in Zeiten des Krieges geschaut hat und von der Menschheit ohne Frieden, dem Mut ohne Hoffnung sang, den anderen,

Als Autor weiß ich wohl, wie die elementare Kraft des geschriebenen Wortes, sein Atem und seine Macht in unserer Zeit entwürdigt wurden.

mit Kapuze und Hakennase, der ins Jenseits reiste und uns dort die Welt zeigte, die wir alle vor Augen haben und in der wir leben, dann Shakespeare, barbarisch und sanft, der uns die Geschichte von den beiden jungen Liebenden Europas aus Verona erzählt hat und von dem blutigen Wahnsinn, aus dem die Reiche entstehen.

Dort sind unsere Denker und Wissenschaftler, Kopernikus, Galilei, Newton, Darwin..., die uns Unbändigkeit und Geduld lehrten, Spinoza, der Träumer in Gedanken, der uns den heiteren Mut der milden und glühenden Menschen beibrachte, Leopardi und Hölderlin mit ihrer Verzweiflung und ihrem Durst. Die stolzen, radikalen und sanften Frauenfiguren aus den russischen Romanen, mit ihren großen Katastrophen, den großen Träumen und der großen Literatur, die sanften und wilden Schriftstellerinnen Europas wie Emily Brontë und Virginia Woolf..., den melancholischen Mephisto, Verführer und Erzieher, den jungen Julien Sorel mit seiner verratenen Jugend in den Klauen von Begierden und Welt, den groben, kühnen und ergreifenden Balzac, der uns gezeigt hat, wie die Gesellschaften und die Welten entstehen und wie sie explodieren.

Da ist auch eine spindeldürre und klapprige Figur, die jedoch stolz einherschreitet, im Gleichschritt mit den anderen. Es ist die Puppe Pinocchio, welche uns jene schwere Kunst lehrte, die wir so verzweifelt brauchen in diesem Augenblick: die Verwandlung. Ganz in seiner Nähe befindet sich ein menschliches Insekt mit Namen Gregor Samsa, mit dem alten Apfel, förmlich in seinen Rücken eingedrungen.

Da ist auch Raskolnikoff mit seiner Einsamkeit und seinem Beil, dort sind die Metere Büchner und Rimbaud, die uns die Unnachgiebigkeit und die Leidenschaft lehrten,

die Rebellion, die Zartheit und die Verachtung. Dann Héloise und Käthchen von Heilbronn, die uns liebende Voraussicht zeigten, und Puschkin, der die Eleganz im Angesicht des Todes lehrte, und Dostojewski, der den Schmerz zu seinem Thema machte.

Da sind die Figuren aus Rembrandts Nachtwache, alle in einer Reihe, so fabelhaft keck heraufbeschworen, und mittendrin unser kleines Mädchen, ganz in Weiß gekleidet, mit seiner Henne, auf die sich das ganze Licht der Welt konzentriert.

Der nackte Körper Davids mit der rätselhaften Mona Lisa, die mit offenem, windzerzaustem Haar an der Seite ihres mutigen Marmorgatten daherwandelt. Es herrscht eine ungeheure Stille, nur eine leise Musik liegt in der Luft. Was ist das für eine Musik? Woher kommt sie? Es ist jene Musik, die von den Erfindern des psychischen Reichs der Musik herrührt, jenen, die dem innersten Gefüge der tönenden Materie in der Atmosphäre eine anders klingende Konfiguration des Kosmos entrissen. Und dann noch viele andere. Wie sollte man sie bloß alle aufzählen! Wir sind auch in der Menge. Und uns voran, auf seinem schwankenden, schlaksigen Pferd, immer er, Don Quijote, der größte Ritter Europas, unser Anführer.

*Aus dem Italienischen
von Tobias Eisermann*

Antonio Moresco, 1947 in Mantua geboren, lebt heute in Mailand. Er hat in Italien bei renommierten Verlagen zahlreiche Romane (etwa den Band „Aufbrüche“ im Jahr 2005) und Essays veröffentlicht und gilt heute als unbestrittener Wegbereiter für die jüngere italienische Literatur.





Tanz auf dem Drahtseil Die Herausforderungen, mit denen Europa zu tun hat, sind oft technischer, ziemlich nüchterner Natur wie Übersetzer- und Dolmetschervergütung. Doch wo sonst kann ein Autor so sehr aus der kulturellen Vielfalt schöpfen, wo ein Kafka das Deutsch Goethes durch das Tschechische und Jiddische bereicherte, und zum Nomaden und Einwanderer der eigenen Sprache werden? *Von Alban Lefranc*



Wenn man sich zum Thema Europa äußern soll, besteht eine der Hauptgefahren darin, in beruhigende und unstrittige Banalitäten abzugleiten. Über die wir uns dann alle, zumindest innerhalb des gesellschaftlichen Milieus, in dem diese Zeilen gelesen werden, unweigerlich einig sind: Ja, das Fremde ist es wert, entdeckt zu werden; ja, das Übersetzen ist eine gute Sache; ja, der Frieden zwischen den Völkern in unserer Weltgegend ist eine außerordentliche Errungenschaft und so weiter. Dennoch – hat man sich diese bedeutenden Leitsätze erst einmal an den Kopf geworfen, wird nichts dafür getan, sie konkret umzusetzen. Um nicht

in die gleiche Falle zu tappen, möchte ich versuchen, einige anschauliche Begebenheiten aus meiner bruchstückhaften und anfechtbaren Erfahrung als Übersetzer (aus dem Deutschen) und als französischsprachiger Schriftsteller (der mehrere Bücher über deutsche Persönlichkeiten geschrieben hat) aufzugreifen.

Beginnen möchte ich mit einem Ereignis, das im Hinblick auf die Schwierigkeit, eine (konkrete) Praxis für und einen allgemeinen Diskurs über Europa zu formulieren, äußerst aufschlussreich und symptomatisch ist. Ich war eingeladen, im *Maison de l'Europe* in Paris eine Gesprächsrunde mit dem bedeutenden österreichischen Schriftsteller Werner Kofler und seinem nicht weniger bedeutenden Übersetzer Bernard Banoun, dessen Arbeit in diesem Jahr mit dem Prix de Nerval ausgezeichnet wurde, zu leiten. Die Gesprächsrunde sollte sich des Themas Europa annehmen.

Da wir nichts Allgemeines über Europa zu sagen hatten oder uns dafür nicht zuständig fühlten, sprachen wir also zu dritt über die Besonderheiten der österreichischen Literatur, die Vorwürfe des Provinzialismus, denen sich auch Elfriede Jelinek ausgesetzt sah, sowie über den Einfluss von Thomas Bernhard und so weiter.

Wir unterhielten uns auf Deutsch, und ich übersetzte für das Publikum ins Französische. Unsere Ausführungen waren weder besonders akademisch noch schwer verständlich, vielmehr war es eine lebensnahe Erfahrung sprachlichen Miteinanders und europäischer Themen.

Der Leiter des ehrwürdigen Hauses aber versuchte uns zu unterbrechen, stieg auf das Podium und insistierte auf dem angekündigten Thema: Europa! In seinen Augen waren Bernhard, Jelinek und Kofler nicht „europäisch“ genug. Dann wiederholte er mit Nachdruck einen berühmten Ausspruch Umberto Ecos: „Die Übersetzung ist die Sprache Europas.“ Ohne jeden Willen zur Polemik bin ich der Ansicht, dass wir es hier mit einem guten Beispiel für die Gefahren von Allgemeinplätzen zu tun haben, die die Debatte plagten. Die Herausforderungen, mit denen Europa nämlich allzu oft zu tun hat, sind mitunter technischer und sogar ziemlich nüchterner Natur und betreffen die Übersetzung, das Dolmetschen sowie die Übersetzer- und Dolmetschervergütung.

*„Ein Zeichen sind wir, deutungslos,
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.“*

Hölderlin, Mnemosyne

Es hat etwas Beruhigendes, sich über das Übersetzen im Allgemeinen oder die Bedeutung ausländischer Literaturen zu verständigen, aber tatsächlich ist es so, dass sehr wenige Autoren außerhalb der Grenzen ihrer Sprache wahrgenommen werden, und dass der Kulturbetrieb sich weiterhin um seine nationalen Autoren herum organisiert. (Eine Ausnahme bildet die amerikanische Literatur, der – weitgehend verdient – allseits große Aufmerksamkeit zuteil wird.)

Man muss also immer wieder an die wesentliche Rolle der Übersetzer erinnern. Als französischer Romanautor, der ins Deutsche übersetzt wurde (von Katja Roloff) als auch als französischer Übersetzer von Peter Weiss habe ich viel zu oft die Erfahrung gemacht, dass der Name des Übersetzers in Rezensionen oder Buchpräsentationen nicht einmal erwähnt wird.

Anonyme Dienstleistung

Die empfindliche Übertragung von einer Sprache in eine andere, die vielen Stunden, in denen man sich wegen dieser oder jener idiomatischen Wendung die Haare rauft, Autoren oder *native speakers* befragt, um einen unbekannten Ausdruck zu verstehen und nachzubilden – all diese Arbeit wird als vage anonyme Dienstleistung angesehen und viel zu oft nicht anerkannt. Der Glaube an eine Transparenz der Sprachen, die süßliche Ideologie eines *tout communicationnel*, einer Vorstellung allgegenwärtiger Kommunikation, ist weiter verbreitet als gedacht.

Im Februar 2007 entbrannte in Deutschland eine Auseinandersetzung, in deren Zuge mehrere Leitartikler die auf eine bessere Vergütung drängenden Übersetzer scharf kritisierten und als Diven verspotteten. Es ist bestürzend, wenn man erfährt, dass die 1800 Zeichen umfassende deutsche Normseite schlechter bezahlt wird als die um 300 Zeichen kürzere französische Normseite. Man muss auch wissen, dass ein Übersetzer meistens mehrere Berufe gleichzeitig ausübt: Er soll der Agent desjenigen Autors sein, den er zu übersetzen wünscht, und es ist oft an ihm, einen anderssprachigen Lektor davon zu überzeugen, sich für

einen quasi Unbekannten zu interessieren. (Ich spreche hier nicht von Michel Houellebecq oder Amélie Nothomb, sondern von Autoren wie Christian Prigent oder Régis Jauffret, um nur zwei zu nennen, die in Deutschland gänzlich unbekannt sind.)

Das gleiche gilt umgekehrt natürlich auch für sehr gute deutsche Autoren. Derselbe Übersetzer, der die Pressemappe für ein zu übersetzendes Buch überträgt, liefert auch die zwölfseitige Probeübersetzung – ohne jede Garantie dafür, dass all diese Unternehmungen zu etwas führen.

Ich wünsche mir deshalb, dass in einer Debatte über das Übersetzen die einfachen, aber fundamentalen Fragen nie ausgelassen werden: namentlich Fragen zur Vergütung, zur Anerkennung der Person (sei es auch nur im Rahmen der Nennung des Namens in einer Rezension) sowie der Arbeit des Übersetzers.

Das Verhältnis von uns Franzosen zu Dostojewski oder Döblin beruhte auf Übersetzungen, die unlängst einer gründlichen Revision unterzogen worden sind und uns die Undurchdringlichkeit und Fremdheit dieser Autoren zurückgegeben, sie vom Gang der französischen Syntax befreit haben, wo die ersten Übersetzer diese noch mit Macht durchsetzen wollten.

Für die Wiederentdeckung des russischen Romanschriftstellers muss an dieser Stelle André Markowicz gewürdigt werden, der, wenn man ihn nach seinem zur Zielscheibe der Polemik gewordenen Status als Übersetzerstar befragt, antwortet: „In einer Sache wenigstens war ich erfolgreich. Dass man das Augenmerk auf die Übersetzung richtet, dass man bemerkt, dass das Buch übersetzt ist. Im Theater wird normaler-

weise nicht darauf hingewiesen, dass das Stück übersetzt wurde. Das erste Mal wird ein Übersetzer als Autor angesehen. Und das ist gut so.“

Syntaktische Stoßrichtung

Olivier le Lays Neuübersetzung von „Berlin Alexanderplatz“ hat ebenfalls erst jüngst die umfassende Wiederentdeckung dieses Romans ermöglicht, der in der Erstübersetzung drastisch um ein Viertel gekürzt und aufs Äußerste geglättet worden war.

Die gleichen Schockmomente der Entdeckung eines gänzlich anderen Buches, der Erfahrung, dass sich unter dem gleichen Namen („Berlin Alexanderplatz“, „Verbrechen und Strafe“, jene Titel, die uns seit langer Zeit begleiten) eine neue syntaktische Stoßrichtung und neue Empfindungen verbergen, ermöglichen es uns, uns der Brüchigkeit unseres Halts in der Welt bewusst zu werden. Unsere Wahrnehmung von Welt, sogar von unserem Leben, speist sich aus der Lektüre der großen Werke der Weltliteratur.

Die ständige Gefahr besteht beim Übersetzen darin, den Text zu französisieren, ihn in unsere Form zu gießen. Deswegen sagt Olivier le Lay, der Autor der Neuübersetzung des Romans von Alfred Döblin, dass es ihn freut, wenn man ihm sagt, dass die Übersetzung beim Lesen spürbar ist. Warum schließlich sollte man versuchen, die Fremdheit des Textes zum Verschwinden zu bringen, wenn eben sie es doch ist, nach der wir suchen?

Es ist dieses Verhältnis zum Fremden, das ich beschreiben möchte, dieser Verlust

der Selbstverständlichkeit der Sprache, diese quasi-körperliche Bewusstwerdung, dass die Sprache nie gegeben ist, dass sie unablässig unterhöhlt wird von Unverständlichem und Widerständen.

Ich habe fast sieben Jahre in Deutschland gelebt mit nur kurzen Unterbrechungen, die ich in Frankreich verbrachte. In freilich sehr viel weniger drastischen als den von Hölderlin mit Nachdruck gesetzten Begriffen habe ich wie viele andere die Erfahrung dieses fremdartigen Dazwischenseins gemacht, das sich nach einigen Monaten in einem Land einstellt, dessen Sprache, ganz gleich wie gut man sie beherrscht, immer eine fremde Sprache bleibt.

Plötzlich findet man sich zwischen einem vom Deutschen durchkreuzten Französisch (zahlreiche Germanismen beginnen meiner Muttersprache zuzusetzen) und einem vom Französischen durchsetzten Deutsch und macht die womöglich insbesondere für einen Übersetzer schmerzhaft Erfahrung, dass man im Französischen beginnt, sein natürliches Sprachgefühl (oder was man dafür hält) im Hinblick auf die Syntax und sogar die Lexik zu verlieren (der Unterschied zwischen Imparfait/Passé Simple, das Präpositionalsystem, um nur zwei Punkte zu nennen).

Man hat auch den Eindruck, den Anschluss zu verlieren an die zeitgenössischen Ausprägungen seiner Muttersprache, ihre vielgestaltigen Wandlungen, ihren sich unablässig erneuernden Argot; jedes Mal,

Warum schließlich sollte man versuchen, die Fremdheit des Textes zum Verschwinden zu bringen, wenn eben sie es doch ist, nach der wir suchen?

wenn ich nach Paris zurückkehrte, begegneten mir eine Menge neuartiger Ausdrücke.

Aber dieser Zustand des Dazwischen kann uns auch lehren „auf dem Drahtseil zu tanzen“, wie es Gilles Deleuze und Felix Guattari in ihrem Buch über Kafka („Für eine kleine Literatur“) nennen. Die beiden Philosophen schärfen uns hierzu ein, die Sprache zu vertiefen, zum Nomaden und Einwanderer der eigenen Sprache und minoritär zu werden wie Kafka, der das Deutsch Goethes durch das Tschechische und Jiddische bereicherte. Er läuterte die deutsche Sprache und befreite sie von ihren Verkrustungen und Klischees, die sie Anfang des Jahrhunderts in Prag verarmt hatten.

Thomas Bernhard unter Moralisten

Auf ganz andere Art sind die Bücher von Bernard Lamarche Vadel („Vétérinaires“, „Sa vie son œuvre“) beeindruckende Beispiele einer Übertragung des Deutschen ins Französische, die eine absonderliche, „unbrauchbare“, aber äußerst schöne und beunruhigende Sprache bewirkt, so, als hätte sich Thomas Bernhard ohne unser Wissen hinterrücks in das klassische Französisch der Moralisten des Grand Siècle eingeschlichen.

Ein weiterer Aspekt dieser Hybridisierungen besteht in der Wahl solcher Themen, die eine andere Nationalgeschichte als jene des Autors rekonstruieren: Das Thema meiner ersten drei Romane (deutscher Titel: „Angriffe. Fassbinder, Vesper, Nico. Drei Romane“, übersetzt von Katja Roloff) ist das Deutschland des Wiederaufbaus der Sechziger- und Siebzigerjahre. Im Wesentlichen von Fassbinder, Bernhard Vesper,

der Roten-Armee-Fraktion bis hin zu der Sängerin Nico. Ich habe mich nie als Historiker oder Spezialist für diese Fragen auf ein so eminent heikles und problematische Terrain gewagt, sondern ich habe meine eigenen biografischen Spannungen darauf projiziert.

Ich habe also versucht, einen möglichen Baader und Fassbinder zu imaginieren (genauso glaubwürdig und wahrscheinlich wie ihre historischen Vorbilder), und zwar mit dem Blick des Franzosen, der die filmischen Collagen eines Godard ebenso aufgesogen hat wie die Gedichte eines Apollinaire und von der Boxtechnik eines Mohammed Ali nicht weniger fasziniert war; indem ich also aus historischem und künstlerischem oder sportlichem und fremdländischem Material schöpfte und mich so der deutschen Geschichte näherte.

Dass auch Genres und Einflüsse vermischt werden können, bringt Malcolm Lowry vortrefflich in dem Vortwort zu seinem Roman „Unter dem Vulkan“ zum Ausdruck. Er selbst sagte dazu: „Er kann als eine Art Symphonie betrachtet werden oder in anderer Hinsicht als eine Art Oper – oder sogar als Western. Ich wollte aus ihm Jazz, ein Poem, ein Chanson, eine Tragödie, eine Komödie, eine Farce und noch mehr machen. (...) Er ist eine Prophetie, eine politische Warnung, ein Kryptogramm, ein irrer Film, ein Menetekel, eine Wandparole.“

Diese Querverbindungen, diese absonderlichen historischen, sprachlichen und Genreübertragungen sind es, die eines Tages wohlmöglich die Besonderheit der europäischen Literatur ausmachen werden und die bereits zur ihren Bestandteilen gehören – möglich machen sie die Übersetzer.

Aus dem Französischen von Gregor Runge

Alban Lefranc, Jahrgang 1975, lebt als Schriftsteller und Übersetzer in Paris und ist Mitherausgeber der deutsch-französischen Literaturzeitschrift „La mer gelée“. Anfang 2009 erschien sein neuester Roman „Vous n’êtes pas là“ bei Verticales/Gallimard. Auf Deutsch kam im Oktober 2008 sein Band „Angriffe. Fassbinder, Vesper, Nico. Drei Romane“ im Blumenbar Verlag heraus.

a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v w x y z

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

Nützlicher Kit Kultur kann ein touristisch-edukatives Geschenkpaket sein, das ein bisschen Geschichte, ein bisschen Folklore, ein bis zwei Verse enthält. Sie kann einfaches Marketingprodukt sein oder als Identitätskit dienen. Klar ist allerdings: Das Wort Kultur fügt sich perfekt in das Wörterbuch des administrativen Sprachjargons der EU ein, sind doch in diesem die häufigsten Begriffe zugleich auch die verschwommensten.

Von Dubravka Ugrešić



Zeus, der Vater aller Götter, lächelt dieser Tage wohlwollend, wenn er die Aktivitäten seiner geliebten Europa beobachtet. Man kann nicht sagen, dass sie seine Erwartungen enttäuscht hat, denn er hatte erst gar keine. Als er von ihr ging, hinterließ er ihr elegant zwei Geschenke, die sich jede Frau nur wünschen kann: einen Speer, der nie sein Ziel verfehlt, und wertvollen Schmuck.

Nachdem Europa ihren Verehrer als schnellstes Transportmittel ausgenutzt hatte, um in geografisch günstigere Gegenden zu gelangen, und nach ein paar erotischen Eskapaden mit einem Hornvieh, dem sie sogar Söhne gebar, heiratete sie zufrieden einen ortsansässigen Burschen namens Asterion. Im Lebenslauf des armen Asterion steht nur, dass er die Geliebte des Zeus geheiratet und

ihre drei unehelichen Söhne adoptiert hat, sonst nichts. Dank ihres natürlichen Talents, mit Göttern, mit Tieren und Männern gleich gut auszukommen, und eines geringen, aber wertvollen Kapitals, das ihr für den Fall eines moralischen Schadens hinterlassen wurde, lebte Europa auch weiterhin aus dem Vollen. Jene erste Reise auf dem Rücken des Zeus hatte ihren geografischen Appetit angeregt, und so entdeckte sie immer neue Länder und Kontinente. Viele hat sie kolonisiert, aber letztlich auch dekolonisiert. Sie konnte ihren Reichtum mehren. Sie dachte sich viele Dinge aus. Für Begriffe wie Demokratie, Humanismus, Kunst, Literatur und Philosophie beanspruchte sie das alleinige Copyright. Sie war auch aggressiv, führte zahlreiche Kriege und erlangte im Vernichteten Perfektion. Vor mehreren Jahrzehnten verübte sie das größte und schrecklichste Verbrechen, die Ermordung von etwa sechs Millionen Juden, was sie allerdings nicht daran hindert, die Rolle eines Schiedsrichters der Moral zu spielen, wann immer sich Gelegenheit dazu ergibt.

Heute vereinigt Europa als gute und weise Hausherrin ihre Länder, obwohl sie jüngst bei der Vereinigungsprüfung durchgefallen ist. Sie, die nicht herbeieilte, um die Spaltung Jugoslawiens und den Krieg zu verhindern, platziert heute Worte wie Postnationale Einheiten und Postnationale Konstellationen. Sie, die zum Beispiel

nicht einmal das Verschwinden der „Jugoslaven“ bemerkt hat (und das war eine ethnisch indifferente „gemischte“ Minderheit, die im einstigen Jugoslawien lebte, zahlenmäßig größer als die national zu Bewusstsein gekommenen Slowenen), fordert heute als Hauptbedingung für die Aufnahme in ihre Reihen die strenge Respektierung der Rechte von Minderheiten.

Wer weiß, vielleicht ist gerade deshalb die Kultur einer der wichtigsten ideologischen Hebel der europäischen Vereinigung. Gerade so, wie jeder kleine Ort in den einstigen kommunistischen Ländern sein „Haus der Kultur“ hatte, so ist auch die europäische Landkarte der Vereinigung mit einem Netz virtueller und realer „Häuser der Kultur“ überzogen. Kultur kann ein touristisch-educatives Geschenkpaket sein, das ein bisschen Geschichte, ein bisschen Folklore, ein bis zwei Verse enthält; sie kann als Identitätskit dienen; als unklarer Punkt der Selbst- und gegenseitigen Achtung; als Freiraum für das Zuschreiben und Hineinlesen von Bedeutungen. Kultur kann als Lebensform aufgefasst werden, „whether of Berbers or Barbar“, wie der britische Literaturtheoretiker Terry Eagleton geistreich bemerkt, als kulturgeschichtliche Reihe von Seneca bis Seinfeld, als Opposition zum Begriff des Barbarismus, als romantisches Symbol, als Form der Manipulation und der Überlegenheit, als einfaches Marketingprodukt oder als Synonym für das Wort nationale Identität. Das Wort Kultur fügt sich perfekt in

Heute vereinigt Europa als gute und weise Hausherrin ihre Länder, obwohl sie jüngst bei der Vereinigungsprüfung durchgefallen ist.

das Wörterbuch des administrativen neuen Sprachjargons der EU ein, sind doch in diesem Wörterbuch die häufigsten Begriffe zugleich auch die verschwommensten wie etwa Mobilität, Fusion etc.

In diesem neueuropäischen Sinn sollte Kultur traditionell, national und kosmopolitisch sein, einfach alles allerdings in einem vernünftigen Maß und in einem ausgewogenen Verhältnis. Kultur sollte ihre Spezifika präsentieren, aber gleichzeitig offen bleiben, Kultur sollte Grenzen öffnen und gleichzeitig Stereotype festigen. Jeder Tourist beendet seinen Hollandbesuch mit dem Kauf von wenigstens einem Paar kleiner Holzpantinen, einer kleinen Windmühle und einer Tulpenzwiebel. Und wenngleich die Tulpe eine türkische florale Inspiration darstellt, und obwohl die gesamte bäuerliche Bevölkerung überall im morastigen Nordeuropa solche Pantinen trägt, und obwohl sich Windmühlen auch im „Don Quijote“ drehen, kann das den Besucher dennoch nicht von seiner hartnäckigen Entscheidung abbringen, von der Reise etwas Holländisches mitzubringen. Aber auch die Souvenirläden gehen auf die Besucher ein. Niemand weiß so gut wie sie, dass der, der sich anschickt, den Markt von Stereotypen zu befreien, im Bankrott endet.

Kultur ist also Repräsentation von etwas. In dieser sehr üblichen Fusion der Begriffe ist Kultur an den sehr breit gefassten Begriff „Kunst“ gebunden. Was die Kunst angeht, hat Europa in seiner reichen Kulturgeschichte das Mäzenatentum etabliert, die fruchtbare Verbindung von Kunst und Geld, die auch das „Goldene Zeitalter“ und den europäischen kulturellen Kanon hervorgebracht hat. Europa hat weiterhin die Verbindung von Kunst und Ideologie ausgekostet, Perioden, in denen laut Walter Benjamin „der Faschismus die Politik ästhetisierte“

und „der Kommunismus die Kunst politisierte“. Europa hat verschiedene ästhetische Kanons, künstlerische Konzepte und Perioden erlebt – lange Perioden der elitären Hochkultur und danach auch die Zeit der „mechanischen Reproduktion“ und Entauratisierung der Kunst –, um sich schließlich in einer totalen Auflösung der Konzepte zu befinden, aber auch in einer starken Auflösungsdynamik, in der sich die Demokratisierung der Kunst und die Herrschaft des Marktes, die starke Dominanz der Massenkultur, die teils eine amerikanische ist, und damit im Zusammenhang auch die Geopolitisierung der Kultur, schließlich auch die Reste traditionalistischer Kulturkonzepte und deren Politisierung miteinander vermengen. In diesem Prozess hat Europa, das als entscheidenden ideologischen Kit gerade die Kultur nutzt, Bedarf, diese seine Kultur zu reartikulieren und zu redefinieren.

Bezahlte Europaenthusiasten

Auf den ersten Blick scheint es keinerlei Sorge zu geben. Ein kurzer Bummel durch das Internet wird zeigen, dass Europa heute mit einem umfangreichen Netz von Hunderten von Highways, Autobahnen und Straßen, Hunderten Fonds und Foundations, Schirmorganisationen, NGOs, Networks, Kulturservices und virtuellen Büros überzogen ist, deren einzige Aufgabe darin besteht, einen ungehinderten Kulturtransfer zu ermöglichen. Im Bereich Service und Absicherung dieses Kulturverkehrs und der kulturellen Kooperation arbeiten zahlreiche Kulturmanager, „Offiziere“, „Advokaten“ der Kultur sowie Kulturmittler. Diese Leute sind bezahlte Europaenthusiasten, Nationalisten, Postnationalisten und Internationalisten, Kosmopoliten und Globalisten, europäische und regionale Nationalisten,

Verfechter europäischer Besonderheiten und Differenzen, aber auch der europäischen Vereinigung, Professionelle mit Mehrfachidentitäten, Menschen mit mehreren Häuptern auf einem Körper. Innerhalb dieser Dynamik – im reichhaltigen Netz der europäischen Kulturbürokraten und der noch nicht vernetzten unmittelbaren Kulturproduzenten – spielt sich das derzeitige und künftige europäische Kulturleben ab.

Obwohl die Literatur längst ihre dominante Stellung eingebüßt und diese attraktiveren und repräsentativeren Medien überlassen hat, entwickelt sich auch ihr Leben mit genau dieser Dynamik. Auch der europäische Gegenwartsautor, besonders der aus dem Osten, ist ein Produkt dieser konfusen kulturellen Dynamik. Er ist ein Körper mit mehreren Häuptern, er ist bemüht, sich im Einklang mit den Veränderungen zu positionieren. Er versucht diskret, die traditionelle „Seele seines Volkes“ beizubehalten.

In den westeuropäischen Ländern ist diese schriftstellerische Funktion längst entpolitisiert worden, aber insgeheim hält sie sich noch wie eine Sinekure. In den neu dazugekommenen osteuropäischen Ländern, denen es bisher nicht gelungen ist, sich von ihrem „befreienden“ Nationalismus zu lösen, ist der Schriftsteller noch immer als „Seele des Volkes“ brauchbar. Das Modell hat also seine Anziehungskraft nicht eingebüßt. Denn die „Seele“ des einen Volkes kommuniziert am einfachsten mit der „Seele“ eines andern Volkes. Die Kommunikation einer „Seele“ ohne Grenze und ohne ständige Adresse gestaltet sich schon schwieriger, nicht wahr? Unter den einstigen Bedingungen schlug es unser Litauer oder Slowene, der die Autonomie der „literarischen Kunst“ verteidigte, gar aus, ein Repräsentant seines (kommunistischen) Volkes zu sein. Heute ist er wieder bereit, einer zu sein. Wegen seines (post-

kommunistischen) Volkes? Weil sich seine Haltung gegenüber der Literatur verändert hat? Nein, wegen des Gesetzes von künstlerischem Angebot und Nachfrage. Der europäische Literaturmarkt kann nämlich den Ansturm von fünfzig litauischen Schriftstellern nicht verkraften (das gilt auch für den litauischen, der nicht mehr als zwei holländische Schriftsteller verkraften kann), und deshalb sind nur einer oder zwei willkommen. Diese beiden Auserwählten gelten als „Repräsentanten“ der litauischen Literatur. So ist unser Ostler (aber auch der Westler) sowohl eine europäisch orientierte „Seele“, die sich nach Affirmation auf dem europäischen Markt sehnt, als auch eine „globalistische“ Seele, die ihre europäische Affirmation schon morgen für die profitablere amerikanische verkaufen würde. Das Hinausspazieren aus dem Paradies der Nationalliteraturen, wo der Schriftsteller noch immer als „Repräsentant“ und Wortkünstler behandelt wird, schließt die Zustimmung zur Demokratie des Marktes ein.

Schriftstellern aus der Slowakei oder aus Slowenien, die bisher von kurzichtigen Kollegen mit schwergewichtigen Hinterteilen umgeben waren, steht also die Konfrontation mit dem Markt bevor. Auf diesem Markt erwartet sie unter anderem David Beckham, der vor einiger Zeit den British Book Award erhielt, denn das mit seinem Namenszug versehene Buch hat der Buchindustrie einen Haufen Geld gebracht. Daher wird unser Este, vorausgesetzt, er ist ein Marktoptimist, von nun an in sein literarisches Leben auch

regelmäßige Besuche eines Fitnessstudios einplanen müssen. Denn die Konkurrenz ist stark, ungleich und entmutigend. Um ehrlich zu sein, eine Verzögerung der Konfrontation mit dem brutalen Markt wird wenigstens während der Transition durch die europäische Kulturbükratie ermöglicht, die noch immer den Austausch nationalliterarischer Identitäten achtet und stimuliert. Dafür kassiert sie das eine oder andere Prozent, gerade so wie jeder Agent. Doch auch die Leser sind hier nicht unschuldig. Um sich auf die Schnelle zu informieren, lesen sie sogar etwas Estnisches.

Was ist mit jenen, die keine nationale Identität haben? Mit der kosmopolitischen, proletarischen, intellektuellen Bagage, mit den Verfechtern einer europäischen Identität, eines europäischen Schmelztiegels, der die Staatsgrenzen, die nationalen und die ethnischen Teilungen auslöschen und durch einen europäischen Pass und den Status eines europäischen Bürgers regulieren möchte? Solche Leute werden zwangsläufig ausharren müssen. Solche Leute können ihre utopistische Hoffnung einzig in die Mobilität des Großkapitals setzen, so paradox das auch klingen mag. In Zukunft könnte nämlich anstatt Volk und Staat irgend so eine mächtige Korporation als neuer Identitätsstifter auftreten, und in diesem Fall könnte es passieren, dass die Logik des Geldes einfach so Staatsgrenzen und Identitäten wegwischt. Sollte das geschehen, wird Serbien Ikea heißen, seine Einwohner Ikeaner, Slowenien Siemens, mit Siemensianern als Einwohner. Und man sieht den politischen Führer eines kleinen europäischen Landes schon vor sich, der seinem Volk die Botschaft schickt: „Wenn ihr euch nicht benehmt, verkaufe ich euch an Bill Gates.“

Und auch das Leben selbst scheint unauffällig in diese Richtung zu gehen. Mit

In den neu dazugekommenen osteuropäischen Ländern ist der Schriftsteller noch immer als „Seele“ des Volkes brauchbar.

der Aufnahme neuer Mitglieder im Osten hat sich nicht der Osten im Westen angesiedelt, wovor sich jeder verschreckte westeuropäische Chauvinist fürchtet, sondern der Westen siedelt sich eher im Osten an. Über die Wege des Großkapitals weiß ich nichts, aber ich weiß, dass die kroatische Küste verkauft ist, dass die bulgarische Stadt Varna von durchschnittlich solventen Holländern, Belgiern und Deutschen bevölkert wird, von denen, die es versäumt haben, rechtzeitig Wohnungen in Dubrovnik, Prag oder Budapest zu erwerben, sodass sie jetzt dort kaufen, wo es noch möglich ist. Es ist nicht auszuschließen, dass diese kleinen, aber zahlreichen und unsichtbaren Migranten, die niemand beachtet, jene Kleineigentümer kroatischer, bulgarischer und rumänischer Quadratmeter Wohnfläche, die Zukunft Europas bestimmen werden, auch die kulturelle, warum auch nicht. Sie wissen, dass das Leben in den frisch angegliederten Ländern Europas (und in denen, die auf den Beitritt warten) billiger und fröhlicher ist als das in den teuren westeuropäischen urbanen Ghettos. Auch gibt es jene „teufliche“ Identität zum Export: von lächerlich großen bulgarischen Cevapcici bis zum überwältigenden Gesang bulgarischer Omas.

Unter Ikeanern

Was die Aufnahme neuer Mitglieder betrifft, hüpfte mein Herz vor Freude, wenn ich mir vorstelle, wie die Franzosen litauische Namen aussprechen und die Deutschen lettische. Außerdem freue ich mich darüber, dass die Litauer, die sich bisher damit rühmen, dass Vilnius das geografische Zentrum Europas sei, mit ihrem Beitritt zur EU ihren ausufernden Enthusiasmus im Hinblick auf die eigenen nationalen Spezifika bremsen mussten.

Und die Literatur selbst, verändert sie sich durch diese Interaktion? Ich nehme an, dass in einer ersten Adaptionsphase slowakische, litauische und lettische Schriftsteller das eine oder andere Buch zum bereits vorhandenen Bücherberg über die persönlichen Leiden während des Kommunismus beitragen. In Belgrad verkaufen in diesem Moment Souvenirverkäufer kleine Tito-Büsten (30 Euro pro Stück). „Na ja, das ist wegen der Ausländer, die möchten etwas Kommunistisches mitnehmen“, sagen die Verkäufer.

In der Literatur wird – so nehme ich an – schnell die Topografie zurückkehren, die mit der Zeit verlorengegangen ist. In intelligenteren kroatischen Romanen an der Schwelle vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts (ähnlich ist es auch in der tschechischen, ungarischen und anderen Literaturen) waren die Helden unterwegs zwischen Wien, Prag und Budapest, sie sprachen Deutsch oder Französisch, ihre Bücher wurden ohne Fußnoten mit Repliken in Kroatisch gedruckt. Diese Topografie wird gewinnen. Aus dem topografischen Repertoire des Ostlers wird das Thema Exil, Pass und Visum wie auch die Teilung Europas in „Wir“ und „Sie“ langsam verschwinden. Und aus dem Blickfeld einer zu vernachlässigten Anzahl von Westlern, die am Osten interessiert waren, wird auch diese bombastische imperiale Komponente verschwinden. Es wäre freilich nicht uninteressant, wenn die europäischen Autoren einander in die Augen sehen und dazu etwas aufschreiben würden. Allerdings werden der im Hinblick auf die Vereinigung entstandene Enthusiasmus und die politische Korrektheit ihnen nicht die Chance einräumen, das zu tun. Und auch der Markt wird auf leichtere und beschwingtere literarische Themen setzen.

Sie wissen, dass das Leben in den frisch angegliederten Ländern Europas billiger und fröhlicher ist als das in den teuren westeuropäischen urbanen Ghettos.

Und schließlich, wenn wir schon beim Thema der europäischen literarischen Vereinigung und der literarischen Geopolitik sind, sei es gestattet, einen Blick in die Gedanken des jugoslawischen Schriftstellers Miroslav Krleža zu werfen: Was bedeutet in der heutigen Welt schon ein vereinzelt Buch, ist seine Veröffentlichung wirklich sinnvoll? Weniger als ein winziges Tröpfchen im Amazonas. Vor vierhundert Jahren, als ein gewisser Erasmus seine Bücher in zweihundert Exemplaren druckte, war das für die europäische Elite von Cambridge und Paris bis Florenz ein Ereignis, aber heute, zwischen Hunderten von Buchmessen, auf denen Hunderttausende von Neuheiten auftauchen, wie könnte da ein vereinzelt, einsames Buch überhaupt bemerkt werden? Die großen Meister, die aus dem Buch ein einträgliches Geschäft gemacht haben, die Autokraten der Literatur- und Kunstmetropolen diktieren den Literaturmarkt, den Geschmack und die ästhetischen Kriterien, und ohne das Getöse ihrer Propaganda verschwinden Tausende und Abertausende von Büchern in einer absolut anonymen Stille. Ich will damit nicht sagen, dass mit Presse und Reklame literarische Erfolge konstruiert werden, wie auch Siege bei Pferderennen nicht durch Zeitungsgeraschel erraten werden können, doch würde eine imaginäre Umwertung literarischer Werte heute ein anderes Bild vom Zustand der europäischen Literatur vermitteln können als das, was durch

die Presse der großen Zentren präsentiert wird, ich meine, dass das unstrittig ist. Die Wertstruktur des Durchschnitts oder der Gesamtheit der literarischen Produktion würde andere Dimensionen annehmen. Vielleicht würde das die heutigen Kriterien nicht ins Wanken bringen, aber auf jeden Fall würde die Galerie der hörbaren Stimmen um die Länder bereichert, denen wegen ihrer unbekannten Sprachen der Zugang zu den Literaturmetropolen verwehrt ist. Wenigstens auf der Landkarte würden sich die Grenzen guter Bücher ausweiten.

Krležas Lamento hat auch heute, viele Jahrzehnte nach seiner Entstehung, seinen Sinn nicht verloren. Auf eine gerechte literarische Verteilung werden wir wohl warten müssen, denn Literatur ist ein geopolitisches Terrain. Es gibt große, imperiale Literaturen, die scheinbar universalistische Werte besitzen, und es gibt kleine, nationale Literaturen, von denen erwartet wird, dass sie ihre lokalen, regionalen, ethnischen, ideologischen und weitere Spezifika zu einem Bündel schnüren und mitbringen. Während des kaum vergangenen Krieges im einstigen Jugoslawien haben viele Ausländer, die aus dienstlichen oder anderen Gründen an jenes Territorium gebunden waren, vor mir damit geprahlt, dass sie Ivo Andrić und Miroslav Krleža gelesen haben. Warum?, fragte ich. Um die balkanische Mentalität besser zu verstehen, lautete die Antwort. Würde ich einem Deutschen mitteilen, dass ich Günter Grass lese, um den „deutschen Geist“ besser zu verstehen, oder einem Amerikaner, dass ich Philip Roth lese, um das Wesen der amerikanischen Mentalität zu begreifen, also, ich bin sicher, sie wären unangenehm berührt. Grass und Roth sind große Literaten, keine Autoren von touristisch-spirituellen Führern. Peripherie und Zentrum erfahren weder heute ein und dieselbe Behandlung,

noch war dies früher der Fall. Deshalb werden die Bücher von Krleža und Andrić auch weiterhin für viele lediglich literarische Führer durch den Balkan bleiben.

Ein ähnlicher Unterschied im Umgang besteht zwischen Literatur und – Frauenliteratur. Erstere trägt die Last universalistischer Werte, während sich die zweite mit engen, geschlechtlich bedingten Spezifika befasst. Wenn Frauen zu Beispiel über Sex schreiben, handelt es sich um einen weiblichen Blickwinkel, schreiben Männer darüber, ist der Blickwinkel stets ein universalistischer. Jeder Schriftsteller ist eine Erscheinung für sich, etwas Besonderes. Schriftstellerinnen werden in der Praxis (in der literaturtheoretischen, literaturhistorischen und soziologischen) fast immer als Gruppe „behandelt“, in Formationen, zu zweit, zu dritt, zu viert, vor allem wenn sie aus kleinen Ländern kommen. Zwei Bulgarinnen, zwei Osteuropäerinnen ... Auf das Geschlecht orientierte Literaturkritikerinnen, die literarische Texte hartnäckig als geschlechtliches Phänomen interpretieren, unterscheiden sich nicht großartig von rigiden, chauvinistischen Literaturkritikern. Auch sie sehen in der Literatur, die Frauen schreiben, ausschließlich ein – geschlechtliches Phänomen. Daher hat die schwesterliche Sorge um den Status von Literatur, deren Autoren Frauen sind, dazu beigetragen, dass die Schwestern auch weiterhin in ihrem geschlechtlichem Ghetto schmachten, nur dass das Ghetto, dies sei zum Trost bemerkt, dieses Mal weniger im Verborgenen existiert. Das lang ersehnte Recht auf Verwirklichung der geschlechtlichen, ethnischen oder Rassenidentität verwandelt sich letztlich in einem Albtraum und wird zur Strafe.

Gewiss, auf der literarischen Weltkarte sind die Dinge viele komplizierter, sie lassen sich nicht auf binäre Beziehungen, auf solche

zwischen Peripherie und Zentrum, zwischen großen und kleinen Literaturen oder auf die Genderproblematik, reduzieren. Übrigens genügt es vollauf, sich nur kurz die gewaltige literarische Produktion Chinas und das Millionenpublikum dort vorzustellen, und schon wird das geringe Anwachsen der litauischen und esthnischen Aktien auf dem europäischen Literaturmarkt gänzlich unwichtig. Aber zum Verstehen der komplizierten Verhältnisse in der weltweiten „literarischen Republic“ trägt sicherlich eher der ökonomische und politische Rekurs und Diskurs bei (auf den sich der französische Literaturkritiker Pascal Casanova in seinem Buch „The World Republic of Letters“ bezieht), Begriffe wie literarisches Kapital, Ökonomie der Literatur, verbaler Markt, Weltmarkt der intellektuellen Güter, immaterielle Reichtümer, Politik der Literatur als das traditionelle literarische Begriffssystem. Deshalb, liebe Schriftstellerkollegen, öffnen wir uns den Herausforderungen des Kapitals und der – Physik! Denn die Metaphysik nutzen nur noch die Kriminellen als Alibi für ihre Handlungen.

Übersetzt aus dem Englischen

Dubravka Ugrešić wurde 1949 in heutigen Kroatien geboren. Bis sie 1993 aus politischen Gründen emigrieren musste, unterrichtete sie Literatur an der Universität Zagreb. Danach war sie Dozentin an verschiedenen amerikanischen und europäischen Universitäten. Sie erhielt zahlreiche Preise, unter anderen 1995 den Europäischen Essaypreis Charles Veillon. Auf Deutsch erschienen ist zuletzt von ihr der Roman „Das Ministerium“ (2005) und der Essayband „Keiner zu Hause“ (2007, beides im Berlin Verlag).



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890





Wenigstens wie Kollegen Auf dem europäischen Kontinent lebt ein bescheidenes, in die Ecke gedrängtes, seit Jahrhunderten immer wieder unterworfenes, peripheres Europa der östlichen und südöstlichen europäischen Völker. Literatur ist eine Möglichkeit, dessen vielschichtige Normalität zu erleben. Denn: Wer liest, hat das Privileg, in den Kopf eines anderen zu steigen. Man macht es sich zwischen den Gedanken des Verfassers gemütlich. *Von Andrea Grill*



Vorweg möge der Leser mir verzeihen, wenn ich hier von meinem eigenen Buch spreche. Es klingt nach Eigenwerbung. Vor allem, weil es sich um mein jüngstes Buch handelt. Ohne Selbstreklame kommt niemand aus. In diesem Fall aber geht es mir darum, dass ich mich, gefragt nach der Rolle, die die vielsprachige Literatur Europas für das gegenseitige Verständnis und den Fortschritt Europas spielt, auf etwas beschränken muss, bei dem ich mich auskenne. Sich bei etwas auskennen zu wollen, ist immer risikoreich. Bei den eigenen Büchern kann ein Schriftsteller das aber immerhin mit einigermaßen gutem Gewissen behaupten.

Mein drittes Buch wurde in albanischen Zeitungen besprochen, bevor man in Österreich richtig gemerkt hatte, dass es erschie-

nen war. Wie kann das sein? Der Roman ist auf Deutsch geschrieben, in einem österreichischen Verlag publiziert. Gelesen hatten die albanischen Rezensenten ihn offensichtlich nicht; die Quintessenz der Handlung zwar gut nacherfunden, sogar die Hauptfigur umgetauft. Er heißt Galip. Sie nennen ihn Dalip. Und loben das Buch. Das unbekannte Buch. Und warum? Warum das Interesse für ein Buch, das in Albanien kaum einer lesen kann? Nicht einmal die Journalisten, die darüber schreiben?

„Solche Geschichten, in denen Albaner zu Hauptfiguren in den Büchern europäischer Schriftsteller werden, sind jetzt eine unübersehbare Realität, die auch uns animieren darf, ... aber vor allem bringt sie uns dazu, uns besser zu fühlen, wenigstens wie Kollegen!“, hieß es in einem Artikel von Aleko Likaj.

Wenigstens wie Kollegen! Dass die schiere Anwesenheit meines Romanhelden jemanden dazu bringen könnte, sich besser zu fühlen – damit hatte ich nicht gerechnet. Für mich als Autorin der Geschichte ist das so erfreulich wie bedenklich. Haben Sie sich schon einmal gefreut, weil der Held eines Romans Deutscher war, Engländer, Franzose, Italiener, Österreicher, Portugiese, Schweizer? Waren Sie als Deutscher, Engländer, Franzose, Italiener, Österreicher, Portugiese, Schweizer schon einmal stolz darauf, in einem Buch, das Sie nicht lesen können,

einem erfundenen Landsmann zu begegnen? Ich muss sagen, ich kann mich nicht erinnern, je besonders stolz oder froh gewesen zu sein, in einem Buch einem Österreicher zu begegnen. Mir fällt keine Gelegenheit der ausgesprochenen Freude über einen österreichischen Romanhelden ein. Ich denke, man freut sich nur über etwas, das einem außergewöhnlich erscheint. Über das Normale freut man sich nicht. Man sollte sich vielleicht freuen; es sich beibringen. Was mir normal vorkommt, ist für den anderen das Exzeptionelle.

Wenigstens wie Kollegen ... Die erste der Serie von Fragen, die der Bitte, diesen Essay zu schreiben, vorangestellt waren, lautete folgendermaßen: Welche Rolle kann die Literatur für den Austausch in Europa spielen?

Die Antwort kann einfach sein, in einen Satz gefasst: Literatur ist eine Möglichkeit, die vielschichtige Normalität anderssprachiger Bewohner anderer geografischer Regionen zu erleben. Es gibt auch andere Möglichkeiten, z. B. Film oder Fernsehen. Ein Gemälde. Eine Reise in die Region. Was diese Möglichkeiten aber nicht haben, was der Literatur eigen ist, sind die Leerstellen. Die Plätze zwischen den Wörtern, die dem Leser erlauben, sich diese andere Realität in allerprivatester Form einzuverleiben und wahrhaftig anzueignen. Wer liest, hat das Privileg, in den Kopf eines anderen zu steigen. Man macht es sich zwischen den Gedanken des Verfassers gemütlich. Wer Bücher isst, isst sich selber, Stück für Stück,

Haben Sie sich schon einmal gefreut, weil der Held eines Romans Deutscher war, Engländer, Franzose, Italiener, Österreicher, Portugiese, Schweizer?

heißt es bei der albanischen Lyrikerin Luljeta Lleshanaku in einem „Gelbe Bücher“ betitelten Gedicht, in dem es um die Wichtigkeit der einst verbotenen Bücher geht. Bücher, die versteckt wurden und heimlich gelesen oder nur versteckt, weil der Besitz allein schon etwas Besonderes war, Bücher, von denen der Dichterin als Leserin kaum mehr in Erinnerung geblieben ist, als der Vorgang des Versteckens. Trotzdem bleibt das Buch – als Momentaufnahme – eine der einzigen Wahrheiten.

Selbst ungelesen wahr und wichtig, Zeuge einer anderen Realität, außerhalb des kommunistischen Regimes; einer Alternativwirklichkeit, die alle Bücher zuließ. Das ungelesene Buch ist Hoffnungsträger, nistet sich schier durch seine Anwesenheit in den Köpfen möglicher Leser ein.

Für die Ewigkeit gebunden

Jetzt hält Luljeta mein Buch in der Hand, lobt seine Machart. Das Papier. Den Einband. Meine Bücher nehmen sich aus wie für die Ewigkeit gebunden; eine winzige Ewigkeit mindestens. Albanischen Büchern, die oft nach zehnmal Durchblättern zu zerfallen beginnen, sieht man die Vorläufigkeit an, sie verkörpern sie und sind so vielleicht ehrlicher als die unseren mit dem festen Einband. „Sie irrt sich wie ein Kind, sie spricht schön./ Sie atmet leicht, wie eine Eidechse auf den sonnenwarmen Ziegeln./ Wie ein Grashalm,/ wie ein offener Hemdknopf“ schreibt Lleshanaku in einem anderen Gedicht. Sie will mein Buch haben, lobt mein Buch. Obwohl sie es nicht lesen kann.

Vor allem bringt sie uns dazu, uns besser zu fühlen. Im Roman „Gott rückwärts und seine Geliebte“ des albanischen Schriftstellers Visar Zhiti ist der Freund der Hauptfigur Österreicher, genauer gesagt Wiener,

und Fotograf. Habe ich mich deshalb besser gefühlt? Hat es mich überrascht, einen Wiener im Roman eines Autors vorzufinden, der in seinem Leben bisher nur ein einziges Mal in Wien gewesen ist? Nicht im Geringsten. Es hat mich nicht überrascht. Ich habe es normal gefunden. Wiener sind selbstverständliche Helden und Hauptfiguren.

Albaner – und ich nehme sie als Beispiel, weil ich sie kenne, während es natürlich unüberschaubar viele potenzielle Hauptfiguren gibt, die ich nicht kenne – sind abwesend. Als würde es sie nicht geben. Die Literatur ist doch oft ein ganz guter Spiegel für die realen politischen Verhältnisse. Mittlerweile ist Albanien fast vollständig von Euroland umgeben. Sogar im angrenzenden Montenegro kommen Euroscheine aus dem Bankomaten. Bloß in Tirana nicht. In Tirana kommen – ja, wer weiß eigentlich, wie die Papiere heißen, die aus einem Bankomaten in Tirana kommen? Lekë heißen sie. Albanien hat sein eigenes Geld. Und keiner weiß, was es damit bezahlt.

Klar ist es meist leichter, über sich selbst zu schreiben als über andere. Leichter, sich in sich selbst hineinzusetzen (wenn man nicht schon drin ist) als in einen anderen.

1988 schrieb der österreichische – und diese Bezeichnung ist bei ihm tatsächlich rein auf den Geburtsort und die Muttersprache bezogen, denn über welchen Landstrich, welche kaum bekannte Bevölkerungsgruppe Europas hätte er nicht geschrieben – Schriftsteller Karl-Markus Gauß in seinem Band „Tinte ist bitter“:

Neben dem klassischen westeuropäischen, museal-grandiosen, historisch-pathetischen Europa lebt noch ein zweites, das bescheidene, in die Ecke gedrängte, seit Jahrhunderten immer wieder unterworfen, periphere Europa der östlichen und südöstlichen europäischen Völker.

Er hat sich als Prophet erwiesen. Einundzwanzig Jahre später klingt der Satz wie neu. Weiter heißt es dort, „... denen es bestimmt ist, nicht innerhalb europäischer Mauern zu leben, sondern antemural, eine Art Glacis bildend gegen die osmanische und mongolische Gefahr und gegen alle anderen Bedrohungen militärischer und politischer Art“. „Bestimmt“ ist es ihnen nicht von einer Art höherer Gewalt, gleichsam wie von Gottes Gnaden. Man könnte sagen, es hat sich so ergeben. Man könnte auch sagen: die reicheren Länder Europas haben es beschlossen.

Visar Zhitis Held landet am Ende seiner Reise nach Europa, die er allerdings in einer Art Rückwärtsgang durchläuft, in Wien. Zur Jahrtausendwende. Und was macht er im Wien der Jahrtausendwende? Er bringt sich um. Dass er seinen Helden in Wien sterben ließ, um der Stadt, die er liebt, eine Ehre zu erweisen, hat mir der Autor später erklärt.

Der Held meines Romans bringt sich nicht um. Quietschlebig kehrt er nach Albanien zurück, nachdem er sich eine Weile in Österreich aufgehalten hat, das ihm zu Beginn der Neunzigerjahre golden und strahlend erschien, eine Art Schlaraffenland, das sich aber doch nur als riesenhafte Würstelbude erwies, die er, nachdem ihm die österreichische Staatsbürgerschaft verliehen wurde, auch noch bewachen muss; vor Gefahren, die scheint's von außen kommen (siehe Gauß' prophetische Worte oben), und zwar genau an der Grenze, über die er dazumal illegal eingereist ist.

Anstatt sich in Wien umzubringen, geht er zurück nach Tirana. Das ist etwas, das

Sogar im angrenzenden Montenegro kommen Euroscheine aus dem Bankomaten.

mir jetzt erst auffällt. Diese Gegenläufigkeit zwischen den zwei Romanen, meinem „Tränenlachen“ und Zhitis „Gott rückwärts und seine Geliebte“. In beiden Büchern geht es grundsätzlich um einen Weg ins EU-Europa und um die Liebe. In dem einen führt die Reise nach Wien und in die Donau, einen feuchten Tod, im anderen letztendlich zurück nach Tirana.

Eine zweite Frage, die dieser Essay beantworten soll, kann ich also guten Gewissens beantworten. Sollten wir uns mehr für die Schriftsteller unserer Nachbarn interessieren, um mehr über sie zu lernen?

Ja.

Was zeichnet die „europäische Kultur“ aus? Kann sie zu dem immer noch vermissten europäischen Gemeinschaftsgefühl beitragen? Weitere Fragen.

Verdampfende Haut

Die erste ist für mich einigermaßen seltsam. Denn ich vermisse einerseits kein Gemeinschaftsgefühl. Im Gegenteil, wer jemals in Kalifornien gewesen und dort mit dem Auto ins Death Valley gefahren ist – dem heißesten Ort der Erde; wer dort in den fünf Minuten, während derer man ausgestiegen ist, um ein Foto zu machen, während derer man die Haut verdampfen fühlt und einen anderen mit ebenfalls verdampfender Haut bittet, ein Foto zu machen, wenn der sich als Europäer herausstellt, – der weiß, dass es ein Gemeinschaftsgefühl gibt. Jedoch, etwas zu spüren ist das eine. Zu definieren, was dieses Gemeinsame nun sei, das andere.

Nochmals Karl-Markus Gauß zitierend, wenn auch in leicht veränderter Form, nämlich, indem ich das Wort Mitteleuropa durch Europa ersetzen würde:

„Mitteleuropa ist schließlich nicht, wie es so häufig wie gedankenlos reklamiert wird,

ein ‚versunkener‘, sondern ein noch weitgehend unentdeckter Kontinent; es ist keine ‚verlorene Heimat‘, die man einmal hatte, sondern der Entwurf einer kulturellen Identität, einer vielfältigen Identität ...“

Wir definieren uns gerne über Nationalitäten, und das ist für einen Europäer, wenn man ehrlich ist, noch absurder als für einen Australier oder Amerikaner. Gibt es doch kaum ein europäisches Land, das heute noch dieselben Grenzen hätte wie vor hundert Jahren. Unzählige Leute haben innerhalb der letzten zwanzig Jahre ihre Nationalität verändert, ohne je umgezogen zu sein. Im selben Haus, in derselben Straße wohnend, sind sie auf einmal andere geworden. So ist es dem mazedonischen Dichter Salajdin Salihu gegangen. Aufgewachsen ist er als Jugoslawe. Jetzt lebt er in Mazedonien. Schreiben tut er auf Albanisch. Ja, das Albanische ist eine der Sprachen, die man in Mazedonien spricht.

Die Sache ist simpel, sagte Abel. Der Staat, in dem er geboren worden sei und den er vor fast zehn Jahren verlassen habe, sei in der Zwischenzeit in drei bis fünf neue Staaten gespalten worden. Und keiner dieser drei bis fünf sei der Meinung, jemandem wie ihm eine Staatsbürgerschaft schuldig zu sein. Eine weitere europäische Hauptfigur. Namens Abel und erfunden von der ungarischen Autorin Terézia Mora; sie schreibt auf Deutsch. Ihr Erstlingsroman hieß „Alle Tage“. Übrigens auch, und bestimmt nicht zufällig, der Titel eines Gedichts von Ingeborg Bachmann. „Der Krieg wird nicht mehr erklärt,/ sondern fortgesetzt“, lautet die erste Verszeile darin. „Das Unerhörte/ ist alltäglich geworden.“

Jetzt hat sie behauptet, von Anfang an versprochen, sie würde nur über ihr eigenes Buch schreiben, nur über das, wo sie sich auskennt. Und was macht sie? Sie zitiert um und um. Einen nach dem ande-

ren. Da haben Sie Recht! Es fällt mir selber auf und gefällt mir. Wie sich die Stimmen, ganz verschiedene, eine nach der anderen einstellen. Ein Funke der Rebellion, so hat Gauß es genannt, keine Bußkerze des Konservatismus. Ich würde hinzufügen: keine Bußkerze des Kommunismus.

Vor kurzem war ich in Berlin. Dort gibt es den „Hamburger Bahnhof“, der ein Museum der Gegenwart beherbergt. Museum der Gegenwart, ein Widerspruch in sich? Dort lief eine Ausstellung mit dem Titel „The Murder of Crows“; eine enorme Halle mit Holzfußboden, rote Klappsessel, auf denen schwarze Lautsprecher sitzen. Im Museumsshop habe ich eine Ansichtskarte entdeckt, ein Gruppenfoto diverser Männer, Künstler nehme ich an – ich habe sie nicht gekauft, also fehlt sie mir jetzt, um mich zu vergewissern, ob ich mich richtig erinnere. Sie posieren vor dem Museum, und darunter steht ein Satz, der ungefähr so lautet: Ich bin froh, dass heute nichts geschieht, außer dass ich aufstehe, frühstücke und später wieder ins Bett gehe. Das Museum befindet sich in unmittelbarer Nähe einer Brücke, die zwischen 1961 und 1989 einen Grenzübergang zwischen Ost- und Westberlin darstellte. Gesagt hat diesen Satz wohl jemand, für den das „Normale“, die Tatsache, dass nichts geschieht, ganz und gar außergewöhnlich ist. Weil er diesen Alltag ständig bedroht weiß, jederzeit damit rechnet, ihn zu verlieren; in einem Moment, wie man einen Schlüssel umdreht, alles Bequeme sich ins Extreme verkehren könnte.

Über die Hälfte aller momentan publizierten Übersetzungen in andere europäische Sprachen stammen aus dem Englischen. Übersetzungen etwa aus dem Albanischen ins Litauische gibt es kaum. Das könnte und wird sich ändern. Bis dahin ist das ungelesene Buch vielleicht doch

das europäische Gemeinschaftsgefühl. Das Buch, von dem man weiß, es gibt es, muss es geben, es ist ja ganz nah, kaum ein paar hundert Kilometer weit. Man schlägt es auf, bewundert den Druck, die Zeichen, die einem, obwohl man sie einzeln sogar kennt – der Großteil Europas (auch Albanien!) schreibt mit lateinischen Buchstaben – exotisch vor Augen treten. Europa ist das Bewusstsein der Menge der ungelesenen Bücher. Zu wissen, dass irgendwo der eigene Landsmann ein anderssprachiger Romanheld ist, ist unsere Gemeinsamkeit. Und besser als Salajdin Salihu könnte ich das Schlusswort nicht formulieren:

„Dichter kommen zu spät. Ihre Heimat ist das Morgen. ... Üblicherweise sind sie in Eile, die hochmütigen roten Kardinalvögel, wirken wie Kinder und vergnügen sich mit Spielzeug, das sie sich selber ausgedacht haben. ... Dichter kommen zu spät ... Und wissen nie, ob sie angekommen sind.“

*Alle Übersetzungen
der Textausschnitte aus dem Albanischen
stammen von der Autorin.*

Andrea Grill studierte Biologie, Italienisch, Spanisch und Linguistik in Salzburg, Thessaloniki und Tirana. Sie lebte mehrere Jahre in Cagliari auf Sardinien und promovierte 2003 an der Universität Amsterdam mit einer Arbeit über die Schmetterlinge Sardiniens zum Doktor der Philosophie. Neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit schreibt sie literarische Texte und übersetzt aus dem Albanischen. 2007 nahm sie am Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt teil. Von ihr sind erschienen: „Endemism in Sardinia“, Amsterdam 2003, „Der gelbe Onkel“, Salzburg 2005, „Zweischritt“, Salzburg 2007, „Tränenlachen“, Salzburg 2008.



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

1234567890

Das Anti-Europa „Woran denken Sie, wenn Sie das Wort ‚Balkan‘ hören?“, fragt die kroatische Autorin Slavenka Drakulić. An idyllische Adria-Strände und schmackhafte Speisen oder an Blut, Leid und Kriegsterror? Der Balkan sind immer die anderen – das Anti-Europa. Die Grenze verläuft in den Köpfen und hält den Südosten des Kontinents draußen.

Von Slavenka Drakulić



Ich muss gestehen, dass ich den Namen Balkan nicht mag. Zu Recht mögen Sie fragen: Wie ist das möglich? Sind Namen nicht neutral und in gewissem Sinne auch unschuldig, weil alles davon abhängt, wie wir sie verwenden, und in welchem Kontext? Oder ist der Name Balkan eher eine Art Supermarkt, in dem verschiedene Leute mit einem Einkaufskorb umhergehen und ihn mit Bedeutungen füllen, die bereits in den Regalen ausliegen? Und was für Gründe könnte ich haben, so gefühlbetont auf diesen besonderen Namen zu reagieren? Schließlich ist der Name einer geografischen Region kein Mensch, den man mag oder nicht ...

Doch ich kann dem entgegenhalten, dass ich einen Grund – einen stichhaltigen Grund – für die Animosität habe: Ich habe

erlebt, wie sich dieser Name, Balkan, in das Verb balkanisieren verwandelte – und habe mit Tausenden von anderen Menschen unter den Folgen dieser Metamorphose gelitten. Allerdings möchte ich jetzt nicht diskutieren, wie wir dieses Geschehen hätten verhindern können – das hieße, töricht zu beklagen, was nicht mehr zu ändern ist – sondern überlegen, wie dieses Verb wieder nur zum Substantiv werden könnte.

Wir haben alle von der Balkanisierung der Sowjetunion gehört oder gelesen. Häufig entdeckte ich in der Zeitung eine Überschrift wie „Die Balkanisierung Kenias“ oder „Washington betreibt die Balkanisierung Boliviens“. Erst kürzlich stieß ich in einem Buch von Ryszard Kapuściński über Afrika auf den folgenden Satz: „Der Afrikaner kennt sich gut in dieser Geografie freundschaftlicher und feindseliger Stammesbeziehungen aus, die nicht weniger bedenklich sind als jene, die heute auf dem Balkan herrschen.“ Wenn Sie bei Google nachschauen, finden Sie 13 000 Seiten unter dem Stichwort „Balkanisierung“, und die englische Seite von Wikipedia erklärt, der Begriff „balkanization“ sei „ein geopolitischer Begriff, der ursprünglich die Zersplitterung oder Unterteilung einer Region oder eines Staates in kleinere Regionen oder

Staaten bezeichnete, die sich untereinander häufig feindselig oder unkooperativ verhalten. (...) Zunächst bezog sich der Begriff auf die Konflikte, die im 20. Jahrhundert auf dem Balkan ausbrachen. Die erste Balkanisierung manifestierte sich in den Balkankriegen und fand später eine Bestätigung durch die Kriege im ehemaligen Jugoslawien. Mit dem Wort werden auch andere Zerfallsformen bezeichnet, beispielsweise die Unterteilung des Internets in separate Enklaven. Manchmal ist mit Balkanisierung auch die divergierende Entwicklung von Programmiersprachen und Dateiformaten gemeint. (...) In der amerikanischen Städteplanung versteht man darunter die Entwicklung geschlossener Wohnanlagen. (...) Im Januar 2007 sprach Gordon Brown in Hinblick auf die wachsenden schottischen Unabhängigkeitsbestrebungen von der „Balkanisierung Großbritanniens“.

Der englische Merriam-Webster fügt hinzu, dass „balkanize“ ein transitives Verb ist, dessen Synonyme „teilen“ und „aufgliedern“ sind. Überflüssig zu erwähnen, dass es ein anrühiges Wort ist und dass das Substantiv (oder der Name) infolge des Verbs ebenfalls eine besondere Bedeutung angenommen hat – nicht mehr bloß ein Name und nicht mehr unschuldig.

Was Europa nicht ist

Um auf die Metapher des Supermarkts zurückzukommen: Was Sie heute in Ihrem Einkaufskorb haben, hängt natürlich davon ab, wo Sie einkaufen. Wenn Sie in Wien oder im „Westen“ oder in „Europa“

Die Grenze verläuft irgendwo in den Köpfen, nicht in der Landschaft selbst.

einkaufen (auch das sind Supermärkte, die zum Platzen mit Bedeutungen gefüllt sind!) erwerben Sie – um es ganz einfach auszudrücken – die Vorstellung, dass der Balkan das ist, was Europa nicht ist. Lassen Sie die Geografie beiseite, die Grenze verläuft irgendwo in den Köpfen, nicht in der Landschaft selbst. Für Zeitgenossen ist sie höchstwahrscheinlich durch die Fernsehbilder der letzten Kriege definiert.

Wenn Sie die Augen einen Moment schließen und Balkan sagen, sehen Sie vermutlich die Bilder von Flüchtlingsmassen vor sich, von weinenden Frauen mit Kopftüchern, Vukovar in Trümmern, Leichen, noch mehr Leichen, die CNN-Reporterin Christiane Amanpour, die vor einem Hintergrund von Tragödien und Verwüstungen berichtet. Dann erinnern Sie sich vielleicht an die Zahlen (mehr als 7000 ermordete muslimische Männer in Srebrenica, 60 000 vergewaltigte Frauen, 200 000 Tote in Bosnien, 10 000 verwundete Kinder ...). Oder, wenn Sie kein Zahlengedächtnis haben, fallen Ihnen wahrscheinlich Gesichter ein, vor allem das eines zum Skelett abgemagerten jungen Mannes hinter dem Stacheldrahtzaun eines Konzentrationslagers in Omarska, Bosnien.

Oder die Gesichter von Kriegsverbrechern wie Ratko Mladić, dem langhaarigen Radoslav Karadžić oder Slobodan Milošević. Ich erinnere mich an einen Pullover, einen weißen handgestrickter Pullover mit roten Flecken. Er gehörte dem Vater eines kleinen Mädchens, das von einem Granatsplitter getötet worden war. Während der Vater den winzigen Körper im Arm hielt, sickerte das Blut seiner Tochter in den Pullover, den er noch eine halbe

Stunde später trug, als eine CNN-Kamera ihn filmte. Wem wäre ein Vorwurf daraus zu machen, dass ihm alle diese Dinge in den Sinn kommen, wenn er den Namen Balkan hört?

Einige von Ihnen erinnern sich vermutlich auch an das unwirkliche Blau der Adria, das schmackhafte Essen, die Strände mit den kleinen weißen Kieseln, an denen Sie mit ihren Eltern Urlaub machten, damals in den Sechzigern, als alles noch anders war. Doch ich befürchte, dass sich die Vorstellung vom Balkan als Nicht-Europa in den Köpfen festgesetzt hat, seit sie diese idyllische Landschaft das letzte Mal besucht haben.

Das Buch der Historikerin Maria Todorova, „Die Erfindung des Balkans“, machte deutlich, dass wir es hier mit einer „imaginären Geografie“ zu tun haben, um den Ausdruck von Edward Said aufzugreifen. Erinnern wir uns, Todorova sagte, der Balkan sei ein alter Name (der türkische Name für das Stara-Planina-Gebirge in Bulgarien), aber ein ziemlich neuer Ausdruck, der Ende des 19. Jahrhunderts entstand, als der Balkan langsam – in einer Art „literarischer Kolonisation“ – zu dem dunklen und gefährlichen, aber auch exotischen Ort wurde.

Daran waren verschiedene westliche Autoren beteiligt – unter anderem Rebecca West, Agatha Christie, Bram Stoker, Karl May; bis hin zu den Nachkriegserinnerungen von Politikern wie David Owen und Richard Holbrooke oder den „Reisebüchern“ von Robert Kaplan und Peter Handke. Der Balkan wurde zu einem Raum, in dem die Mythologie mächtiger als die Geschichte ist, dessen wilde, exotische Bewohner keine höheren Werte als Blut und Boden kennen und der, auf ewig überschattet von Konflikten und Religionskriegen, eine Stätte der Unsicherheit ist.

Natürlich hatte das zur Folge, dass die Menschen, die dieses Raum-Namen-Verb-Bild-Symbol bewohnten, zu Gefangenen der negativen Konnotationen wurden. Ihnen (uns) gefiel es nicht, dazugerechnet zu werden, folglich versuchten sie sich zu distanzieren. Niemand will zum Balkan gehören. Das gilt auch für den Blick von Orten aus, die man eigentlich dem Inneren des Balkans zurechnen würde: „Der Balkan, das sind die anderen!“, wie es der slowenische Soziologe Rastko Močnik in seiner treffenden Formulierung ausdrückte. Jeder von uns (Slowenen, Kroaten, Serben und so fort) blickt weiter nach Osten, und damit verlagert sich diese symbolisch imaginäre Grenze vom Wiener Südbahnhof nach Triest und Ljubljana, dann nach Zagreb und Sarajevo, schließlich nach Belgrad und sogar noch weiter südöstlich nach Priština. Keine Grenze dieser Erde ist so flexibel, und das liegt daran, dass es keine Grenze, sondern eine Wahrnehmung ist.

Schlägerei in der Balkankneipe

Es ist sehr interessant, wie Maria Todorova das negative Image des Balkans historisch analysiert (übrigens nennt sie mich als eine der Autorinnen, die das negative Image benutzen, indem sie es als transitives Verb statt als Substantiv verwenden – ich gestehe, dass ich es tat). Doch ich erinnere mich noch persönlich an diese Veränderung in den letzten Jahrzehnten – obwohl die Verwandlung, wie erwähnt, nicht 1991, sondern mit den Balkankriegen begann, sich dann fortsetzte mit Gavrilo Princip's Attentat auf Franz Ferdinand, rund eine Generation später mit dem Zweiten Welt-

krieg und erst dann mit dem Zerfall Jugoslawiens. Der Ausdruck „Balkan“ wurde in Ex-Jugoslawien nicht oft verwendet – und nicht ausschließlich in negativem Sinne. Gewiss, man bezeichnete damit das primitive Verhalten eines Menschen, etwa das eines Mannes, der seine Frau verprügelte. Oder man benutzte die berühmte Paraphrase des Schriftstellers Miroslav Krleža für Politik: „balkanska krčma“, die Balkan-Kneipe, in der die Schlägerei beginnt, wenn das Licht ausgeht. Doch für die jungen Leute gab es Mitte der Achtzigerjahre auch Johnny Štulić's populären Song „Balkane moj“ („Mein Balkan“), der frei von diesen „alten“ Bedeutungen war.

Doch wir können diese negativen Vorstellungen nicht einfach ignorieren, denn sie sind nicht nur imaginär; die jüngsten Kriege bestätigten diese mentale Landschaft als realen Ort des Schreckens und der Zersplitterung. Außerdem gibt es jetzt die neuen Grenzen, und die sind nicht symbolisch, sondern real, mit der hellroten Farbe des Blutes gezogen.

Für mich persönlich, als Schriftstellerin, ist die Geschichte des Balkans als „Name, der zum Verb wurde“ besonders schmerzlich, weil den realen Kriegen der „Krieg der Worte“ vorausging und ich erleben musste, welches Unheil Worte anrichten können. Kein Krieg geschieht einfach so; es muss eine Phase der Propaganda vorausgehen, um das Töten psychologisch vorzubereiten. Gewöhnlich sind es Vertreter der Kultur, des Bildungswesens und der Medien – Intellektuelle, Schriftsteller, Professoren, Künstler und natürlich Journalisten –, die von dem

Vergessen wir nicht, dass Radovan Karadžić ein Dichter und Dobrica Ćosić ein Schriftsteller war.

Regime mit dieser Aufgabe betraut werden, was uns, nebenbei gesagt, auch daran erinnern sollte, dass die Kultur und ihre Repräsentanten nicht notwendigerweise oder definitionsgemäß eine positive Kraft in der Gesellschaft sind – vergessen wir nicht, dass Radovan Karadžić ein Dichter und Dobrica Ćosić ein Schriftsteller war.

Ehrlich gesagt, ich staune immer wieder, dass das Publikum im Westen bei jeder öffentlichen Lesung oder Rede die ewig gleiche Frage stellt. Das geschieht unabhängig von dem jeweiligen Thema, selbst wenn es sich um eine rein literarische Diskussion handelt. Das ist ohne Belang: Solange ich von dort komme, gehöre ich zu denen. Und obwohl so viele Jahre vergangen sind, so viele Zeitungsartikel gedruckt, Fernsehsendungen ausgestrahlt und Bücher veröffentlicht wurden – die Frage bleibt immer die gleiche: Wie und warum hat der Krieg in Jugoslawien begonnen? Warum versank ein blühendes Land, das frei vom Kommunismus sowjetischer Spielart und blockfrei war, in einem so blutigen und brutalen Krieg?

Meine sehr lakonische Lieblingsantwort lautet: Unser Land zerfiel wegen – der italienischen Schuhe! Weil wir glaubten, wir wären frei, entwickelten wir keine demokratische politische Alternative, und das Vakuum wurde von Nationalisten gefüllt.

Doch bedenken wir Folgendes: Nach all diesen Jahren, achtzehn seit Beginn des Krieges, vierzehn seit seinem Ende, hat eine ganze Generation Zeit gehabt, heranzuwachsen, nicht nur auf dem Balkan, sondern auch im Westen – und was wissen diese jungen Leute? Was wissen sie hier über den Balkan, abgesehen von den Klischees? Um die Wahrheit zu sagen, ich habe ein

Problem mit den Westeuropäern: Nachdem so viele Jahre vergangen sind, habe ich den Verdacht, dass die Menschen hier gar nicht verstehen möchten, wie es geschehen ist. Zu kompliziert, sagen sie in der Regel.

Zunächst habe ich geglaubt, sie wären einfach zu faul, um diese wenigen historischen Fakten in Erfahrung zu bringen. Doch nachdem mir diese immer gleiche Frage wieder und wieder gestellt wurde, änderte ich meine Meinung: Heute denke ich, dass die schrecklichen Fernsehbilder von den Kriegen auf dem Balkan eine sehr bequeme Entschuldigung dafür sind, dass man uns nicht versteht: Die Menschen von dort und unsere Kriege sind einfach nicht zu verstehen, weil sie so vollkommen verschieden sind. Tatsächlich dienen diese Bilder und Erinnerungen als eine Art Schutzschild. Würden die Europäer sagen, sie verstünden diese beängstigenden Ereignisse, hieße das, dass wir alle gleich oder zumindest ähnlich wären. Es ist sicherer, diese Möglichkeit auszuschließen und den notwendigen gesunden Abstand zu solchen Nachbarn zu halten. Erinnern wir uns: Der Balkan ist das, was Europa nicht ist.

Als wäre der Westen ein unberührtes, nie vom Pesthauch des Bösen gestreiftes Gebiet – als gingen die europäischen Nationalstaaten oder Revolutionen nicht auf blutige Anfänge zurück, als hätte Auschwitz nicht stattgefunden ... Ja, könnte man einwenden, aber zumindest war es eleganter! Kein Blut, keine Messer, kein Gemetzel, keine sichtbare Brutalität. Die Bilder der abgekehrten Leichen? Sie sind nicht vergessen, sondern einfach tiefer im Gedächtnis verstaubt, schließlich muss ein bisschen Platz für die neuen Schrecken bleiben, für Bagdad oder Abu Ghraib etwa.

Die Aufnahmefähigkeit ist begrenzt; es muss eine Horrorquote geben, einen Punkt,

jenseits dessen uns Gewalt nichts mehr sagt. Was mich zu der Überlegung führt, wie lange die Deutschen brauchten, um die Vorurteile loszuwerden, die ihrer genozidären Vernichtungsmaschinerie und der Vorstellung vom deutschen „Kadavergehorsam“ galten. Diese historische Perspektive macht mir Hoffnung: Dreizehn Jahre seit Ende des Kriegs auf dem Balkan ist gar nicht so viel Zeit, oder?

Jenseits der Horrorquote

Doch wenn sich andererseits nach fast neun Jahrzehnten der Name „Balkan“ auf die Bedeutung eines transitiven Verbs reduziert hat, stellt sich die Frage, wie lange es dauern wird, das umzukehren. Lässt sich dieser Name wieder reinwaschen; kann er wieder den Glanz des Substantivs annehmen? Die Frage lautet also: Wie können wir das bewerkstelligen?

Ich denke, erstens müssten wir – ich meine jetzt uns aus Ex-Jugoslawien – zugeben, dass wir selbst zur Wiederbelebung der Balkanisierung beigetragen haben, kam das Verb „balkanisieren“ doch mit unserer Hilfe zu neuer Geltung: Schließlich haben wir (nicht jemand anders, keine Fremden) die Kriege gegeneinander geführt. Das wäre der Anfang einer Veränderung, der Beginn des Reinwaschens und Aufpolierens.

Doch wie sieht es heute mit den (materiellen) Möglichkeiten der Kultur in Ex-Jugoslawien aus? Ich stelle diese Frage, weil im sogenannten Übergangsprozess Kultur und Künste die eindeutigen Verlierer sind: Während staatliche Zuschüsse ständig abnehmen, gibt es kein etabliertes privates Spendensystem. Örtliche Privat-

firmen investieren lieber – in den Sport! Noch schlimmer ist der Umstand, dass auch das öffentliche Interesse an Kultur und Kunst zurückgeht. Der Überlebenskampf im Wildwest-Kapitalismus lässt weder Geld noch Energie für die Kultur übrig. Während beispielsweise das durchschnittliche Einkommen einige hundert Euro (200 bis 700) beträgt, kostet ein Buch so viel wie im Westen, wenn nicht mehr.

Bei den Massenmedien findet der Wettbewerb zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Anbietern statt. Zeitungen werden zu Profitmaschinen, was zur Folge hat, dass der öffentliche Raum schrumpft und der Raum für Kultur verschwindet; es gibt kein Geld mehr für Kultur, es sei denn, sie erklärt sich zur Propaganda bereit – nicht mehr politischer Art, Werbung heißt das jetzt. Bislang hat es den Anschein, dass uns das neue politische und wirtschaftliche System Freiheit auf kulturellem Gebiet beschert hat. Doch was können wir mit dieser Freiheit anfangen – ohne Geld? Wir können uns Hoffnung auf Hilfe machen. Ja, wir brauchen Hilfe aus dem Ausland. Ein Trost ist, dass Kultur billig ist! Jedenfalls vergleichsweise.

Gewiss, wenn Kultur dem Markt ausgeliefert wird, ist ihr Schicksal Marginalisierung – aber Kultur ist zu wichtig, um nur dem Markt überlassen zu bleiben. Die Bedeutung von Kunst und Kultur liegt darin, dass sie Kapital erzeugen – „symbolisches Kapital“, das in der Lage ist, soziale Integration zu bewirken und Werte zu verbreiten. Unter Kultur verstehe ich Menschen, die heute kulturelle Artefakte hervorbrin-

gen: Performances, Videos, Bücher, Ausstellungen, Filme, Musik, Theater.

Das Paradox von Kunst und Kultur liegt (gemessen am investierten Geld) darin, dass sie hervorragende Exportartikel sind und für eine beachtliche Präsenz des Landes oder der Region in der größeren Gemeinschaft sorgen. Sie garantieren auch einen gewissen Ausgleich, weil selbst ein kleines Land einen größeren Beitrag leisten kann: Als die Zagreber Philharmonie unlängst ein Konzert in Wien gab, sagte der ehemalige österreichische Kunststaatssekretär Franz Morak: „Das war der größte Erfolg der kroatischen Außenpolitik in den letzten zehn Jahren.“

Wenn wir ein Land durch seine Kultur und Kunst darstellen und wahrnehmen, erhalten wir ein anderes und differenzierteres Bild von ihm und sehen jenes Image infrage gestellt, das die Länder der Region gewöhnlich auf einen einzigen gemeinsamen Nenner reduzieren. Kultur kann ein Land in den Blickpunkt rücken, ihm Anerkennung verschaffen und es als attraktiven, offenen, interessanten und kulturell vielfältigen Raum wahrnehmbar machen.

Der größte Vorteil aber ist, dass durch eine solche Darstellung von Kultur und Künsten jeder gewinnen könnte. Das Land könnte gewinnen, weil kleine Länder um ihre nationale Identität fürchten. Wenn Kunst und Kultur diese Identität auf der größeren Bühne präsentieren, bekämpfen sie die Furcht, in der EU verloren zu gehen, und die Angst vor der Globalisierung. Kunst und Kultur sind, wenn Sie so wollen, praktische politische Werkzeuge, um positive Effekte auf außen- und innenpolitischer Ebene zu erzielen. Sie sind der kostengün-

Kultur und Künste sind der kostengünstigste und schnellste Weg nach Europa.

stigste und schnellste Weg nach Europa, ihre Wirkung ist unmittelbar, weil die Menschen sich und ihre Werke hier individuell darstellen. Da sie mit ihren Projekten und nicht mit Reden an der europäischen Kultur teilnehmen, ist ihre Wirkung real.

Als Schriftstellerin bleibt mir gar nichts anderes übrig, als an der Überzeugung festzuhalten, dass kulturelle Projekte wie dieses hier möglicherweise die einzigen Instrumente der Veränderung und daher auch die einzigen förderungswürdigen Maßnahmen sind.

Die Frage, welche Bedeutung es hat, Kultur in dieser Weise zu präsentieren, hat auch mit der Zukunft zu tun. Ich denke, wir auf dem Balkan müssen uns noch eine weitere wichtige Frage stellen: Was für einen Beitrag könnten wir für die EU leisten, unser aller künftige Heimat? Wenn man uns eine solche Frage stellt, bleiben wir gewöhnlich einen Augenblick stumm, etwas verlegen, weil wir sie uns nicht selbst gestellt haben! Doch dann sind wir rasch (Improvisation ist eine unserer größten Stärken!) mit einer „geistreichen“ Antwort zur Hand: das Überleben! Wir werden euch lehren, wie man trotz widrigster Umstände überlebt! Ohne uns klarzumachen, dass solche Kenntnisse für euch ziemlich unwichtig sein könnten. Das dürfen wir uns nicht eingestehen. Unser Dasein unter dem Kommunismus bestand nur aus Überleben, da würde uns die Erkenntnis, dass dieses Wissen heute niemand mehr braucht, das Gefühl der Überflüssigkeit geben. Unser Leben käme uns irgendwie vergeudet vor.

Trotzdem scheint mir klar zu sein, dass unser Beitrag in zwei Dingen bestehen könnte: erstens in der kulturellen und künstlerischen Produktion und zweitens in jungen, gebildeten Menschen voller Geist, Intelligenz und Neugier. Ohne

wirtschaftliche und politische EU kann es wahrscheinlich auch keine kulturelle EU geben. Doch das Gegenteil ist genauso wahr: Ohne Kultur wird es mit Wirtschaft und Politik allein nicht klappen, jedenfalls nicht auf lange Sicht. Die EU braucht ein Bindemittel, und das kann nur aus einer anderen Sphäre kommen, einer Sphäre, zu der jedes Land, egal, wie klein und politisch umstritten, einen Beitrag leisten kann.

Auch wenn es vielleicht nicht sehr offenkundig ist – es zeigt sich aber in mehr als einer Hinsicht – die Menschen streben nach mehr als Geld. Zumindest in Europa. Kommen wir also zum Schluss: Falls der Balkan wirklich nach Europa zurückkehrt, muss er als Name, als Substantiv, und nicht als Verb zurückkehren.

Aus dem Englischen von Hainer Kober

Slavenka Drakulić ist eine der bekanntesten kroatischen Schriftstellerinnen. Ihre Romane und Sachbücher wurden in viele Sprachen übersetzt, acht davon bisher ins Deutsche. Zuletzt erschien von ihr die Monografie „Leben spenden: Was Menschen dazu bewegt, Gutes zu tun“ (Wien 2008). Sie lebt in Wien und Istrien.

Kultur der Angst Ausgerechnet Schriftsteller und Journalisten, Regisseure und Philosophen spielten eine unrühmliche Rolle, als im ehemaligen Jugoslawien das Rad der Geschichte zurückgedreht wurde. Heute sind in diesem Teil Europas die Schrecken der Vergangenheit noch immer wach. Die Menschen sorgen sich um die Zukunft. Literatur, Film und der intellektuelle Austausch können diesen Zustand nur beschreiben. Ein Bericht über eine Reise nach Kosovo. *Von Beqë Cufaj*



Meine Fahrt beginnt Mitte Juni. Hätte ich das Flugzeug genommen, wäre sie nach zweieinhalb Stunden überstanden gewesen. Aber diesmal habe ich beschlossen, nicht zu fliegen. Und so nehme ich die lange Reise auf dem Landweg von Deutschland über Österreich, Ungarn und Serbien nach Kosovo gerne in Kauf.

Der Zug nach Budapest unterscheidet sich von anderen Zügen auf dem Münchner Hauptbahnhof. Er hat nur zwei Waggon, die von dunkler Farbe sind. Vor den Waggon wartet ein Schaffner, der nicht nur die Fahrkarten der Reisenden zu sehen wünscht, sondern auch ihre Pässe verlangt, ehe er jedem das Abteil zuweist, in dem er die Reise zurückzulegen hat. Der Schaffner ist ein Ungar. Er trägt einen Schnurrbart und sein

Deutsch ist so gemächlich wie seine Muttersprache. Ich überreiche ihm Fahrkarte und Pass und bestelle zwei Bier, für die ich ihm das Doppelte des Preises bezahle. Das ist kein Zeichen übertriebener Großzügigkeit meinerseits, sondern hat praktische Gründe. Ich verfüge noch über einen der blauen Reisepässe, wie sie in Ex-Jugoslawien ausgestellt wurden, und darin befinden sich eine Menge von Visa und Stempeln aller möglicher Schengen- und Nichtschengenstaaten. Ein solcher Pass ist eigentlich schon unbrauchbar, denn die ganzen Einträge animieren Grenzpolizisten, vor allem ungarische, zu langen Befragungen, bei denen man sich manchmal vorkommt wie ein ordinärer Verbrecher.

Der Schaffner versteht meine Trinkgeldbotschaft, was mich außerordentlich beruhigt.

Ein Buch mit sieben Siegeln

Das Coupé teile ich mir mit einem koreanischen Touristen. Die Verständigung erfolgt auf Englisch. Er ist in meinem Alter, stammt aus Seoul und befindet sich auf einer Europareise. Wir unterhalten uns über unseren Kontinent, und ich stelle fest, dass der Koreaner über Europa redet, wie wir ge-

wöhnlich über Asien. Das heißt, es ist für ihn ein Buch mit sieben Siegeln. In Budapest, so kündigt er mir an, wird er unbedingt Paprikagulasch essen. Er interessiert sich dafür, was ich als Deutscher und Europäer in Budapest zu mir zu nehmen gedenke. Ich versuche ihm zu erklären, dass ich kein Deutscher bin, auch wenn ich in Deutschland lebe, und unterschlage den zweiten Teil der Frage, den Europäer in mir betreffend. „Ein Europäer bist du aber schon?“ fragt der Koreaner, ohne jedoch auf weitere Auskünfte zu meiner bevorzugten Nahrung und dem Grund meiner Reise zu insistieren.

Das beruhigt mich. Mit Bier und mit einem Buch von Milan Kundera, den ich seit langem wieder lesen will („Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“), setze ich diese nicht so ganz gewöhnliche Reise fort.

Wenn man, von München kommend, nach der nächtlichen Fahrt kurz vor Budapest aufwacht, befindet man sich in einer anderen Welt. Dort, wo du herkommst, war alles wohlgeordnet und genau geregelt, hier wirkt alles depressiv, müde und ungewiss. Sogar die Miene des ungarischen Schaffners hat sich seit München verändert. Ohne sich zu erkundigen, ob wir gut geschlafen haben, gibt er uns die Pässe zurück und serviert Kaffee. Als ich ihn getrunken habe, bin ich wieder imstande, ein Gespräch zu führen. So versuche ich meinem koreanischen Reisegeossen zu vermitteln, dass er sich vor den Gaunern in Budapest zu hüten hat.

Damit meine ich allerdings weniger die flinken Taschendiebe als die Taxifahrer und nicht zuletzt das Empfangspersonal in den Hotels. Sie sorgen ständig dafür, dass du bei jemand landest, mit dem sie verbandelt sind. Der Taxifahrer bringt dich in ein Hotel, in dem sein Neffe an der Rezeption arbeitet, der Neffe empfiehlt dir das (aller Wahrscheinlichkeit nach chinesische) Restaurant

seines Vettters, welcher dich dann ins Kaffeehaus eines guten Freundes weiterleitet. Man kann sich als Tourist in Ungarn aus diesem Geflecht von Beziehungen kaum befreien. Der Koreaner bestätigt mir mit einem entschlossenen Blick, dass er verstanden hat. Ich hoffe, es stimmt auch. Dann hält der Zug im Bahnhof Keleti. Kaum ausgestiegen, wird man von ein paar Dutzend Taxifahrern und alten Frauen mit Schildern überfallen, auf denen in merkwürdigem Englisch Botschaften wie „Hotel for fast free“ geschrieben stehen. Anders als noch gestern Abend wirkt unser Zug inmitten der anderen Züge auf dem Bahnhof geradezu ansehnlich.

Im Gedränge der ihr touristisches Angebot unterbreitenden Ungarn werde ich von dem Koreaner getrennt, ohne dass ich mich habe von ihm verabschieden können.

Ungarn hat sich dennoch sehr verändert. Es ist eine Mischung aus dem, was typisch für das sogenannte Mitteleuropa ist, aus Globalisierung der heutigen Tage und aus Spuren der Vergangenheit. Da ich das ehemalige Jugoslawien als Bürger erlebt habe, kann ich meinen Neid nicht verheimlichen: Als Ungarn und die anderen ähnlichen Staaten den Kommunismus abschafften, war Titos Jugoslawien der Achtzigerjahre nicht nur der wohlhabendste und liberalste im kommunistischen Block, sondern zur gleichen Zeit reichten Orte wie Budapest nicht an unsere Hauptstädte heran, angefangen bei Skopje, über Pristina und Belgrad, Zagreb, Sarajevo und Ljubljana.

Bei diesen unseren Völkern jedoch wurde dank der nationalistischen Politik das Rad der Geschichte zurückgedreht. Gefördert wurde dies ausgerechnet von der serbischen nationalistischen Elite, von den

Schriftstellern und Journalisten, Regisseuren und Philosophen, die ermöglichten, dass der nationalistische Apparatschik Slobodan Milošević an die Spitze des Staates kam. Binnen eines Jahrzehnts, von 1989 mit der Autonomieaufhebung für Kosovo bis 1999 mit dem Ende des Kosovo-Krieges, entstanden sieben neue Staaten und viele neue Grenzen. Zugleich wurde durch den Zerfall des ehemaligen Jugoslawien eines der blutigsten Kapitel der neuesten Geschichte geschrieben.

Von all dem, denke ich, sind auch Spuren der Vergangenheit irgendwo in meinen Erinnerungen und Empfindungen haften geblieben. Irgendwann Mitte der Neunzigerjahre hatte ich das letzte Mal Kontakt mit der serbischen Polizei. Ich war damals Student und wurde zusammen mit drei Kommilitonen auf der Straße von Polizisten blutig geprügelt. Der einzige Grund für diesen Übergriff: Wir studierten „illegal“ weiter, nachdem man uns aus den staatlichen Hörsälen vertrieben hatte. Danach verließ ich das Land und bekam serbische Polizisten nur noch im Fernsehen und auf Fotos zu Gesicht.

Jetzt blicke ich mit angstvollem Unbehagen meiner nächsten Begegnung mit den Blauuniformierten entgegen. Bei der Abfahrt am frühen Morgen bemüht sich mein deutscher Freund, mit dem ich vereinbart hatte, dass wir ab Budapest gemeinsam mit dem Wagen durch Serbien nach Kosovo fahren, noch einmal, mir die Furcht auszureden. Alles ist in Ordnung, sagt er, in

Serbien hat sich eine Menge verändert. Das gilt auch für die Polizisten. Angst ist doch etwas ganz Normales, versuche ich mich zu beruhigen, als wir uns dem Grenzübergang nach Serbien nähern. Vor allem für einen Albaner aus Kosovo, hier an diesem Ort, nach allem, was geschehen ist.

Zu so früher Stunde ist an der Grenze zwischen Ungarn und der Vojvodina noch wenig Verkehr, und so dauert es nicht lange, bis wir vor dem weiß-roten Schlagbaum angekommen sind. In einem Häuschen mit schmutzigen Fenstern sitzt ein Polizist und nimmt die Pässe entgegen, die ihm mein deutscher Freund reicht. Vom Beifahrersitz aus beobachte ich, wie er etwas aufschreibt und sich vor allem den nicht deutschen Pass mit dem albanisch klingenden Namen des Besitzers genau anschaut.

Doch der Grenzpolizist stellt keine weitere Fragen. Meinem deutschen Freund teilt er mit, dass er, um einreisen zu können, eine Gebühr für das Auto zu entrichten habe, und ein paar Minuten später befinden wir uns in Serbiens reichster Provinz, der Vojvodina. Der trübe Morgen spiegelt meine Gefühle wieder, als wir durch die flache grüne Landschaft fahren, über der ein dünner Nebelschleier hängt. Was wird uns noch erwarten?

Albaner im Anmarsch

Wir kommen rasch voran und sind deshalb optimistisch, bald in Belgrad anzukommen. Auf den Straßen am Stadtrand sind nur wenige Lastwagen und Autos unterwegs. Je näher wir der Innenstadt kommen, desto langsamer wird allerdings unsere Fahrt. Schließlich stockt der Verkehr ganz, und

Titos Staat war Ende der Achtzigerjahre der reichste und liberalste in dem ehemaligen kommunistischen Block.

ein immer längerer Rückstau bildet sich, schlimmer als in einer deutschen Großstadt zu den Stoßzeiten. Mein deutscher Freund wird unruhig. So etwas hat er noch nie erlebt, obwohl er auf der Fahrt nach Kosovo oder nach Mazedonien schon oft diese Strecke gefahren ist. Wir sitzen also fest in Belgrad, das, wenn man nach dem Namen geht, eigentlich weiß sein sollte, aber in Wirklichkeit grau ist, unerträglich grau.

Ich mache einen Scherz: Wahrscheinlich haben die Belgrader mitbekommen, dass ein Kosovo-Albaner im Anmarsch ist, und deshalb alle Straßen gesperrt. Inzwischen geht nämlich gar nichts mehr.

Es ist schon komisch. Ich habe viele Freunde und Bekannte hier, aber ich bringe es nicht über mich, auch nur einen einzigen von ihnen anzurufen. Es ist wohl so, dass ich mich in dieser Hauptstadt fremd fühlen möchte.

So fremd, dass ich, während mein Freund seine privaten Angelegenheiten in der serbischen Hauptstadt erledigt, durch die Café-Terrassen spaziere, serbische Zeitungen lese und Kundera weiterblättere. Diese Stadt bleibt weiterhin von der blutigen Vergangenheit besudelt. Die Stadt lässt bewusst Hochhausruinen stehen, auf die NATO-Bomben gefallen waren. Als Mahnmal und Relikt der Feindschaft. Hier wird gemahnt, und zugleich ist man nicht in der Lage, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Diese Antwort bleibt weiterhin aus.

Später werden wir dann in ein chinesisches Restaurant eingeladen. Eigentlich ist das Lokal selbst nicht übermäßig chinesisch, wohl aber der Koch, den man in der Küche die Speisen für die zahlreichen Gäste zubereiten sieht. Für Belgrader Verhältnisse ist das reichhaltige „chinesische“ Menü fast unbezahlbar teuer, es kostet acht Euro.

Gleich nach dem Mittagessen fahren wir

weiter in Richtung Kosovo. Auf der Autobahn hinter Belgrad gibt es nur noch wenige Fahrzeuge, kein Wunder bei den hohen Autobahngebühren. Es geht mitten durch Serbien, doch nehmen wir nicht die übliche Strecke über Niš und Prokuplje, sondern fahren, ohne vorher recht nachzudenken, von Niš aus weiter nach Leskovac, um von dort über Medveda nach Kosovo zu gelangen.

Die Nacht senkt sich langsam auf die serbische Provinz herab. Wir kommen durch Städtchen und Dörfer, die in der Finsternis noch gottverlassener wirken als vermutlich schon am hellichten Tag. Ganz Serbien wirkt wie eine dunkle Höhle mit gebrochenen, erschöpften und deprimierten Menschen. „Nichts ist schlimmer für ein Volk als eine solche Depression“, sage ich. Mein deutscher Freund stimmt mir zu. Wir kommen durch die schmutzigen, nur spärlich beleuchteten Straßen von Leskovac. Danach wird es immer einsamer. Wir fahren eine langgestreckte Anhöhe hinauf und erreichen eine halbe Stunde später den Grenzübergang bei Medveda. Vier bis an die Zähne bewaffnete Polizisten halten uns an. Es sind serbische Polizisten vom groben Schlag, wie sie in Kosovo über Jahre hinweg ihre „Arbeit“ getan haben. Sie blättern endlos in unseren Pässen, und mein deutscher Freund wundert sich schon darüber, wie es möglich ist, dass man an einer Grenze, die nach offizieller serbischer Darstellung gar nicht existiert, so heftig kontrolliert wird.

Einer der Polizisten weist uns darauf hin, dass wir uns beeilen müssen, wenn wir heute noch hinüberwollen, weil am Kontrollpunkt der KFOR-Truppen auf der anderen Seite in einer halben Stunde, also um 20.00 Uhr, die Grenze dichtgemacht wird. Des-

sen ungeachtet lassen sich seine Kollegen demonstrativ viel Zeit mit unseren Pässen. Sie müssten die Echtheit überprüfen, behauptet einer von ihnen. „Das geht doch gar nicht“, meint mein Freund, „in dieser Hütte hier oben gibt es bestimmt weder Computer noch Telefon. Sie wollen uns nur aufhalten.“ Das ganze dauert fünfzig Minuten, mit der Folge, dass uns die zwei KFOR-Soldaten auf der anderen Seite freundlich mitteilen, dass wir leider nach Serbien zurückmüssten, es sei ja bereits nach 20.00 Uhr.

Schrecklich! Zurück in dieses große, schwarze Loch! Mein deutscher Freund tröstet mich: „Lass ihnen doch diesen kleinen Triumph. Heute stehen sie dir ein paar Stunden, vor zehn Jahren konnten sie dir noch das Leben nehmen.“

Wir fahren zurück nach Niš und von dort aus über Kuršumlja nach Merdare. Drei unnötige Stunden. Aber die Grenzformalitäten sind hier schnell abgewickelt. Drüben in der Heimat warten viele Lichter. Die Straßen sind asphaltiert, und die Leuchtreklamen der Tankstellen und Geschäfte vermitteln einem das Gefühl, man sei in einer anderen Welt gelandet. Wir haben die serbische Dunkelheit hinter uns gelassen, für heute, für immer.

Das Land, in das wir einreisen, ist nicht mehr jenes, das es vor dem NATO-Einmarsch vor zehn Jahren war, und es ist nicht mehr das Land, wie es vor der Unabhängigkeit existierte, die vor anderthalb Jahren ausgerufen wurde. Damals, kurz nach dem Krieg, waren zwei Drittel der Dörfer in Kosovo zerstört, halbe Städte geplündert

Heute stehen sie dir ein paar Stunden, vor zehn Jahren konnten sie dir noch das Leben nehmen.

und in Schutt und Asche gelegt, die ganze wirtschaftliche, politische und kulturelle Infrastruktur eines Landes mit zwei Millionen Einwohnern lag am Boden. Immer noch da ist der für den ganzen Balkan charakteristische Lehm. Aber sonst hat sich in den Jahren der KFOR-Friedensmission so ziemlich alles verändert: die Menschen, die Straßen, die Häuser, die Geschäfte ... Die Hektik und Nervosität von vor zwei Jahren ist verschwunden.

Zwei- und manchmal auch dreisprachige (albanisch, serbisch, englisch) Schilder auf den frisch asphaltierten Straßen, Ampeln und vor allem die pflichteifrige einheimische Polizei schaffen ein ganz ungewohntes Bild. Seit es die neue kosovarische Polizeitruppe in ihren hellblauen Uniformen gibt, zu der Albaner, Serben und Angehörige der anderen Minderheiten gehören, Männer und Frauen (welche eine Sensation auf dem südlichen Balkan!), ist die internationale „Coca-Cola-Polizei“ nicht mehr gefragt, wo es um die Überwachung des Verkehrs und die Bekämpfung der Alltagskriminalität geht. Um der Korruption vorzubeugen, werden Geldstrafen (auch das ganz neu auf dem Balkan) nicht mehr an Ort und Stelle kassiert, vielmehr behält die Polizei den Führerschein ein, den man erst nach Bezahlung der Strafe zurückbekommt.

Die neu ausgegebenen, provisorischen kosovarischen Personalausweise werden inzwischen von dreiundzwanzig Staaten anerkannt. Die KFOR-Soldaten sind natürlich auch noch da, doch sie halten sich nun diskret im Hintergrund.

Von der früheren geradezu abstoßenden Trägheit des öffentlichen Lebens in Priština ist heute nichts mehr zu spüren. Heute schlägt man nicht mehr den ganzen Tag im Café tot, sondern man trinkt dort seinen Kaffee, wechselt ein paar Worte mit

Freunden und bricht dann wieder zu seinen Geschäften auf. Ein Freund von mir ist fest davon überzeugt, dass die Kosovaren inzwischen schon wie die Deutschen sind, was den Arbeitseifer und die Sorge um das frisch erworbene Eigentum angeht. Zwar war er noch nie in Deutschland und kennt die Deutschen gar nicht, aber er hat immerhin recht mit der Feststellung, dass sich etwas grundlegend geändert hat. Früher beklagte man das erlittene Leid und grämte sich um die nicht vorhandene Unabhängigkeit, heute gehen die Leute ihrer Arbeit nach und fürchten nichts mehr, als dass die Ausländer aus Kosovo weggehen könnten. Von den vierzig Prozent Beschäftigten, von denen man heute in Kosovo ausgeht, arbeiten allein fünfundzwanzig Prozent bei internationalen Einrichtungen wie KFOR, EULEX und OSZE oder den verschiedenen Nicht-regierungsorganisationen.

Allmählich gewöhne ich mich wieder ein. Aber ich kann nicht umhin festzustellen, dass ich nicht mehr wirklich dazugehöre, dass ich kein Teil dieser neuen Realität bin, die man als den Beginn des Beginns einer Normalisierung bezeichnen könnte.

Und wie soll ich mich nicht ein wenig enttäuscht fühlen über die mageren Ergebnisse der Bemühungen um Aussöhnung und Aufarbeitung. Was habe ich in den letzten Jahren mit Kollegen, Serben, Kroaten, Bosniern, Mazedoniern, Montenegrinern, Slowenen, aber auch Albanern diskutiert. Auf Konferenzen, in Seminaren, bei Lesungen, durch schriftliche Gegenüberstellungen. All dies wurde mehrheitlich in Europa durchgeführt. Und nun kommt mir all das ein wenig umsonst vor.

Diese weiterhin unglücklichen, immer noch mit Narben aus einer so nah zurückliegenden Vergangenheit gezeichneten Menschengesichter in Serbien oder in Kosovo

deuten nicht auf eine schnelle Heilung hin. Nicht, weil es Kriegsgefahren gibt, sondern weil die wirtschaftlichen Sorgen und die Angst um die Zukunft diese Koexistenz so zerbrechlich machen. Und in solchen Fällen kann die Kultur, Literatur, Film und der intellektuelle Austausch diesen Zustand nur beschreiben. Diese Angst ist stets spürbar, dort wo das Aschgrau dominiert, von den Grenzen bis hin zu zufälligen Passanten auf der Straße. Das ist es. Nichts mehr und nichts weniger.

Ich beschließe, in meine zweite Heimat – Deutschland – mit dem Flugzeug zurückzukehren.

Beqë Cufaj, Jahrgang 1970, ist Schriftsteller. Er lebt in Deutschland und Kosovo. Zuletzt ist von ihm „Der Glanz der Fremde“ (Zsolnay Verlag) erschienen.

Offline

abcdefghijklmnopqrstuvwxyz

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

1234567890





Zwischen den Polen Jahrzehntelang beherrschte der Konflikt in Nordirland das Leben der Menschen dort. Europa war, wenn überhaupt, kaum mehr als ein ferner Traum. Mit dem Friedensschluss vor einigen Jahren kehrte Normalität ein, ein gewisser Wohlstand verbreitete sich. Und mit ihm kamen Arbeitsmigranten aus anderen Teilen Europas. Ihnen ist es zu verdanken, dass die Nordiren dem Kontinent ein Stück nähergekommen sind. *Von Glenn Patterson*



Der irische Romancier Colm Tóibín erzählt eine interessante Geschichte. Eine, die meines Wissens bisher noch in keinem seiner hochinteressanten Bücher erschienen ist. Am Sonntag, den 30. Januar 1972, der als Bloody Sunday in die Geschichte eingegangen ist, töteten britische Soldaten bei einem Marsch der Bürgerrechtsbewegung in Derry, der zweitgrößten Stadt Nordirlands, vierzehn unbewaffnete Zivilisten mit ihren Schüssen. Drei Tage später marschierten über zwanzigtausend Menschen zur britischen Botschaft am Merrion Square in Dublin. Es kam zu Gewaltausbrüchen und Brandbomben flogen. Man versuchte, die Tür der Botschaft aus ihren Angeln zu bomben. Als die Proteste ihren Höhepunkt erreichten, wurden britische Flaggen von

der Gebäudefront heruntergelassen und angesteckt. Die Botschaft wurde bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Jene Nacht – dieser historische Augenblick – war laut dem damals anwesenden Colm Tóibín ein entscheidender Wendepunkt, nicht nur für ihn als Individuum, sondern für die gesamte Gesellschaft Südirlands. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder folgte man der Logik der Flammen und warf sich mit Leib und Seele in den Flächenbrand jenseits der Grenze – oder man betrachtete den Brand der Botschaft als einen Endpunkt.

Wie die große Mehrheit entschied sich Tóibín für die zweite Option. Als Folge der Ereignisse des 2. Februar 1972 kehrte die Republik Irland – im täglichen Sprachgebrauch „Der Süden“ – so auch der Titel von Colm Tóibíns erstem Roman (obwohl dieser zum Teil in Spanien spielt) dem Norden den Rücken zu und wandte mit derselben metaphorischen Bewegung den Blick nach Europa.

Provinzielle Engstirnigkeit

Im Januar 1973 schloss sich die Republik Irland dem damaligen Gemeinsamen Markt an. Der Beitritt Nordirlands als „Ver-

waltungsbezirk Großbritanniens“ – so die korrekte offizielle Bezeichnung – erfolgte zum selben Zeitpunkt. Aber während der Süden dem europäischen Gedanken mit großem Enthusiasmus begegnete, fand der Norden nach wie vor weniger produktive Möglichkeiten, die Waffen sprechen zu lassen. Tatsächlich begann in Nordirland eine Phase intensiver provinzieller Engstirnigkeit, und ein Gefühl der Zugehörigkeit assoziierte man oft mit einem Gebiet, das nur aus wenigen Quadratmeilen bestand und manchmal sogar noch sehr viel kleinere Ausmaße hatte. Belfast war so umfassend getrennt, dass viele Leute „ihr Gebiet“ nur verließen, um zur Arbeit zu gehen – gesetzt den Fall, sie hatten eine Arbeit, wegen der sie das Haus verlassen mussten.

Die Grenzen zwischen diesen nach Konfessionen getrennten Bezirken waren mit Fahnen, Wandmalereien und natürlich mit Graffiti markiert. Zu den am häufigsten auftauchenden Slogans in den Stadtteilen der Loyalisten – den Protestanten aus der Arbeiterklasse – zählte „No Pope Here“ (Kein Zutritt für den Papst). Der Slogan erinnerte daran, dass vor sehr langer Zeit jener Konflikt, der uns so viel von unserer Energie und unserer Wirtschaftskraft und so viele Leben unserer Mitbürger kostete, Bestandteil eines größeren europäischen Religionskrieges war.

Als Kardinal Karol Józef Wojtyła im Oktober 1978 zum Papst Johannes Paul

Nordirland ist dafür berühmt, dass man keine Straße entlanggehen kann, ohne einen Dichter zu treffen – oder zumindest keine Bar betreten kann, ohne auf einen Dichter zu stoßen.

II. ausgerufen wurde, wurde das Graffito zu „No Pole Here“ (Kein Zutritt für den Polen) – unsere Art von Humor. Es war weniger eine Drohung als die Benennung einer Tatsache. Sogar unter den vorherrschenden Bedingungen des Jahres 1978 in ihrem eigenen Land wären nur sehr wenige Polen im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte auf den Gedanken gekommen, nach Belfast umzuziehen. Wenn man sich Filmaufnahmen aus jener Zeit vor fast dreißig Jahre ansieht, herrscht in der Stadt die Atmosphäre eines Polizeistaates. Den Begriff „Polizei“ konnte man auf jene paramilitärischen Organisationen ausdehnen, die in den Bezirken der Loyalisten und Republikaner herrschten und ihre sehr eigenen rauen Methoden anwendeten, um die Stimmen der Opposition zu Schweigen zu bringen: Klebeband über den Mund, eine Kapuze über den Kopf und eine Kugel ins Genick.

Nordirland ist dafür berühmt, dass man keine Straße entlanggehen kann, ohne einen Dichter zu treffen – oder zumindest keine Bar betreten kann, ohne auf einen Dichter zu stoßen.

Es waren jedoch nicht die Worte eines Dichters, die meiner Ansicht nach die Stimmung jener Jahre am besten umschrieben haben, sondern eine Gruppe junger Männer, die fast noch Teenager waren: Auf dem Debütalbum der Belfaster Punkband Stiff Little Fingers, das vier Monate nach dem ersten Graffito „No Pole here“ herauskam, gibt es einen Song mit dem schlichten Titel: „Here We Are Nowhere: Here we are nowhere, nowhere left to go“ (Hier sind wir im Nirgendwo. Hier sind wir im Nirgendwo und können nirgendwo mehr hin). Oder wie ein Freund von mir immer sagte: „Hier

treiben wir also im Atlantik in nicht allzu großer Entfernung vom Nordpol und besitzen die Frechheit, uns übers Wetter zu beschweren.“ Nirgendwo oder in der Nähe des Nordpols – jedenfalls hätten wir uns nicht weiter vom übrigen Europa entfernt fühlen können: Wir schienen nicht aus demselben Holz geschnitzt zu sein. Was mir aus meiner Teenagerzeit am meisten im Gedächtnis haften geblieben ist, war das viele Glas der Gebäude in Straßburg und Brüssel, die man in den Fernsehnachrichten sah. In Belfast waren die Fenster durch Sicherheitsgitter und Sichtschlitze ersetzt worden. Es fehlte uns das Gefühl, ein Teil Europas zu sein, und wir liefen Gefahr, es vollkommen aus den Augen zu verlieren.

Auf den ersten Seiten seiner großartigen Geschichte Europas liefert der britische Historiker Norman Davies eine akkurate Interpretation des Mythos Europa. Wenn man sich an Ovid erinnert, so war Europa die Mutter von Minos, die beim Planschen in den Wellen ihrer Heimat Phönizien – dem heutigen Südlibanon – auf den Gott Zeus in Gestalt eines schneeweißen Bullen traf. Europa ließ sich dazu überreden, auf den Rücken von Zeus zu steigen, und der Gott eilte mit ihr über die Wellen nach Kreta. „Zeus“, so Davies, „brachte sicherlich die Früchte der älteren asiatischen Zivilisationen des Ostens zu den neuen Inselkolonien in der Ägäis ... In der Frühzeit der europäischen Geschichte lag die bekannte Welt im Osten und das Unbekannte wartete im Westen.“

Dies ist eine Umkehrung nahezu der gesamten darauf folgenden europäischen Geschichte, bei der das „Zentrum“ sich immer stetiger nach Westen verlagerte (jedoch

bedauerlicherweise weit vor uns hier in Belfast haltmachte) und der Osten immer stärker als Bedrohung dargestellt wurde – ganz gleich, wo man den Anfang des Ostens zum jeweiligen Zeitpunkt sah: An der Meerenge des Bosphorus oder am Brandenburger Tor. Das ultimative Beispiel dieser Strömungen Westen findet sich meiner Ansicht nach im Disneyland von Paris. Die Disney Corporation hat sehr viel Zeit und Geld darauf verwendet, das genaue Zentrum Europas zu lokalisieren – und sich letztendlich entschieden, dass es knapp 21 km südöstlich von Paris liegt. Während der Bauarbeiten für den Park stellte sich jedoch mit dem Fall der Berliner Mauer und dem Zerfall von Jugoslawien heraus, dass die Geschichte selbst die Koordinaten verändert hatte.

Und natürlich entstehen all die Unsicherheiten und Ängste über die Grenze im Osten genau deshalb, weil – wie Norman Davies erneut treffend ausdrückt – Europa streng genommen gar kein Kontinent und nicht „in sich geschlossen“, sondern lediglich eine Halbinsel, eine Ausbuchtung der größten Landmasse der Welt ist.

An dieser Stelle erinnere ich mich an eine weitere große literarische Figur, Albert Camus, dessen Werk für viele von uns in Nordirland in unserem nordirischen Nirgendwo ein Geschenk des Himmels war. In den letzten Monaten des Zweiten Welt-

In Belfast waren die Fenster durch Sicherheitsgitter und Sichtschlitze ersetzt worden. Es fehlte uns das Gefühl, ein Teil Europas zu sein und wir liefen Gefahr, es vollkommen aus den Augen zu verlieren.

kriegs, der wie die meisten größten Bedrohungen, die Europa im 20. Jahrhundert erfuhr, ganz und gar nicht aus dem Osten kam, widmet sich Camus derselben Frage einer Definition. Im zweiten seiner Briefe an einen deutschen Freund spricht er von der „Idee Europa“ als Gegenentwurf zu dem „bunten Fleck, [den die Nazis] auf vorläufigen Karten annektiert haben.“ Europas echte Grenzen, so schreibt er mit bewundernswerter Ungenauigkeit weiter, sind „der Genius einiger weniger und das Herz all seiner Bewohner“.

Ich las Albert Camus zum ersten Mal in der Schule. Norman Davies las ich zum ersten Mal im Spätsommer 2000, auf meiner Rückkehr nach Belfast vom Literatur Express, einem Projekt, das seinen Ursprung in Berlin hatte und 106 Schriftsteller auf eine siebenwöchige Odyssee von Lissabon nach Berlin über Spanien, Frankreich, Belgien, Norddeutschland, das Baltikum, Russland, Weißrussland und Polen schickte. Aus den vielen hundert Büchern zum Thema hatte ich „Europe: A History“ von Norman Davies ausgewählt, zum Teil, weil ich wusste, dass er ein Experte für Polen war – jenes Land, das mich nach anderthalb Monaten mit dem Literatur-Express am meisten interessierte.

Polen steckte damals noch mitten in langwierigen Verhandlungen über die Bewerbung zum EU-Beitritt und war zu dem Zeitpunkt noch Osten. Auf einem frühen Abstecher nach Malbork auf unserem Weg von Hannover nach Kaliningrad musste der Literatur-Express eine Stunde lang auf einer Brücke über die Oder warten, während die Einreisepapiere überprüft wurden. Durch einen außergewöhnlichen Zufall brach fast

genau in dem Moment ein Gewitter los, als uns die Grenzposten das Signal zur Weiterfahrt gaben. Der nachfolgende Regen war verschwommener als ein eiserner Vorhang, aber atmosphärisch genauso wirkungsvoll. Als wir zwei Tage später nach einer weiteren Grenzkontrolle nach Kaliningrad hineinkrochen, bemerkte ein kroatischer Schriftsteller, „die Zeitmaschine funktioniert – wir sind von den Siebzigern in die Fünfzigerjahre zurückversetzt worden.“

Funktionierende Zeitmaschine

Ich lachte mit ihm, obwohl ich mich in Wahrheit bereits in das Land verliebt hatte, das wir hinter uns ließen. Und mehr als nur verliebt: Während der folgenden Monate begann ich meinen Glaubensfeldzug für Polen und sprach mit jedem, der bereit war, mir zuzuhören, mit dem Eifer eines Konvertierten über das Land. Ohne die polnische Geschichte zu verstehen, konnte man die europäische Geschichte nicht verstehen, und ohne Verständnis der europäischen Geschichte war es unmöglich, endlich von der Politik der Vergangenheit loszukommen und sich sozusagen von der Folklore zu befreien. Ich mochte Polen so sehr, dass ich den Strafzettel, den ich in Warschau in meiner Zerstretheit für das Überqueren der Straße bei Rot bekommen hatte, an die Pinnwand über meinem Schreibtisch hängte (Die Strafe war über mich verhängt worden und ich verließ das Land, ohne sie zu bezahlen: So zerstreut kann selbst ich nicht sein).

Nahezu vier Jahre später, am 1. Mai 2004, wurde Polen schließlich der Beitritt zur Europäischen Union gewährt und im Jahr danach starteten die ersten Direktflüge zwischen Belfast und Warschau, die noch dazu billig waren.

Und es besteht kein Zweifel: Eine der wichtigsten und populistischen Maßnahmen der letzten Jahrzehnte war mit Sicherheit die Deregulierung des Flugverkehrs. Lässt man für einen Augenblick die potenziell katastrophalen Auswirkungen all dieser Kurzstreckenflüge auf die Umwelt und einen Kundenservice außer Acht, dem nur daran gelegen ist, die Flieger möglichst voll zu bekommen, gibt es rein gar nichts, was die europäische Integration stärker gefördert hat als die Billigfluglinien. Wenn die Europäische Union in Easyjet Union umbenannt würde und man eine Mitgliedschaft für Wochenendkurztrips anbieten würde, bin ich überzeugt, dass Großbritannien sich über Nacht in eine Nation enthusiastischer EU-Anhänger verwandeln würde.

Natürlich meine ich das scherzhaft, aber dem Ganzen liegt auch ein ernsthafterer Aspekt zugrunde. Europa galt immer als etwas, für das wir in Großbritannien und Nordirland uns entscheiden konnten. Hinzu kommt, dass Nordirland genau wie der Rest der Insel stets ein Auswanderungsland war, und man kann sich den allgemeinen Schock vorstellen, als man feststellte, dass der europäische Austausch in beide Richtungen lief und dass es Menschen – und sogar ziemlich viele – gab, die sich dafür entschieden, in unserem seltsamen europäischen Außenposten zu leben: Portugiesen, Litauer, Letten und vor allem Polen. In weniger als drei Jahren war die Zahl der polnischen Bewohner von Nordirland von ungefähr Null auf über dreißigtausend bzw. nahezu zwei Prozent der Gesamtbevölkerung angestiegen. Die Erstsprache Polnisch hat Irisch bereits überholt – andererseits gilt das aber auch für die kantonesische Sprache.

Schon vor dem jüngsten Einwanderungsboom erwarb sich Belfast den zweifelhaften Ruf, rassistische Hauptstadt Euro-

pas zu sein. Der nordirische Friedensprozess hat dazu geführt, dass die Immobilienpreise schnell nach oben gingen – sehr viel schneller, als der Friedensprozess vorankam. Die Mieten wurden ebenfalls in die Höhe getrieben, so dass viele der neu Zugewanderten sich gezwungen sahen, nach Unterkünften in eher unbeliebten (und daher billigen) Stadtteilen zu suchen. Insbesondere die Polen haben auf diese Weise manchmal die religiöse oder sektiererische Balance aus dem Gleichgewicht gebracht. Polen ist ein überwiegend katholisches Land, und die Bezirke mit den am schwersten zu vermietenden Wohnungen in Belfast sind in der Regel protestantische Arbeiterbezirke. Es gab unzählige Zwischenfälle: Zerbrochene Fensterscheiben, Drohungen, und es wurden sogar Häuser angezündet. Für die Opfer solcher Angriffe ist es eigentlich sowieso egal, aber es war nicht immer sofort klar, ob nun eine neue Form der Fremdenfeindlichkeit oder die alte religiöse Bigotterie die Ursache waren.

Vor einiger Zeit wurde ich selbst Zeuge dieses Durcheinanders. Meine Frau stammt aus Cork in der Republik Irland. Einige Bewohner der Stadt nennen sie auch die Volksrepublik Cork. Zu Beginn dieses Jahres besuchte uns die Familie meiner Frau in Belfast. Ihre Eltern, ihr Bruder und ihre Schwester sowie deren Ehepartner und Kinder waren mit von der Partie. Noch vor wenigen Jahren hätte dies möglicherweise Anlass zur Sorge gegeben: Die Nummernschilder aus dem Süden Irlands sind unverkennbar. Wir leben in einem Teil von Belfast, der mit seinen rot-weiß-blauen Flaggen an den Laternenpfählen und roter, weißer und blauer Farbe an den Wänden

eindeutig an Ulster und britische Einflüsse denken lässt. Da wir jedoch das Jahr 2007 schrieben, konnten wir alle zusammen am Samstagabend ein Restaurant in unserem Viertel besuchen und uns ein paar Stunden später – etwas wackliger auf den Beinen – wieder auf den Heimweg machen. Der Bruder meiner Frau und der Ehemann ihrer Schwester schwankten am wenigsten von uns allen, waren bereits weit vorausgegangen und sahen sich plötzlich mit einer Gruppe Jugendlicher konfrontiert, die ihre Unterhaltung gehört hatten.

„Verpisst euch dorthin, wo ihr hergekommen seid, ihr polnischen Dreckskerle“, so die Jugendlichen. Meine beiden Schwager waren beinahe zu überrascht, um eingeschüchtert zu sein (die Angst setzte wie immer sehr, sehr viel später ein). „Polnisch?“ sagten sie, als wir sie erreicht und die Jugendlichen sich davongemacht hatten. „Die dachten, dass wir mit polnischem Akzent sprechen?“

Nun, „dachten“ ist vielleicht ein zu logischer Begriff, aber es scheint, als hätten die Jugendlichen automatisch etwas, das deutlich „anders“ klang, mit dem neuen Objekt ihres Argwohns identifiziert – nämlich mit den neu zugewanderten Einwanderern aus einem EU-Mitgliedstaat – anstatt mit dem alten „folkloristischen“ Feind südlich der irischen Grenze.

Wenn die EU in Easyjet Union umbenannt würde und man eine Mitgliedschaft für Wochenend-kurztrips anbieten würde, würde Großbritannien sich über Nacht in eine Nation enthusiastischer EU-Anhänger verwandeln.

Dieser Zwischenfall spielte sich ungefähr fünfzig Meter vom Hauptsitz der unverhohlenen populistischen Democratic Unionist Party ab, deren Gründer Reverend Ian Paisley auch den Parteivorsitz hat und der einmal des Europäischen Parlaments verwiesen wurde, weil er eine Ansprache von Papst Johannes Paul II. immer wieder mit „Antichrist“-Zwischenrufen unterbrach.

Ian Paisley war außerdem Gründer und langjähriger Vorsitzender der Free Presbyterian Church, auf deren Website eine Story mit „Bedrohung für das protestantische Ulster“ überschrieben war. Dort ging es um Verdächtigungen, dass Priester Einwanderer bei der Aufnahme in das nordirische Wählerverzeichnis unterstützten. Natürlich ist es als Bürger der Europäischen Union das gute Recht der Migranten, in dieses Wählerverzeichnis aufgenommen zu werden. Die Website äußerte jedoch in erster Linie Beunruhigung über den katholischen Glauben dieser Einwanderer und nicht etwa über deren Staatsangehörigkeit. Ganz gleich ob nun explizit oder implizit – es wird unterstellt, dass die Einwanderung die Balance der einheimischen Politik aus dem Gleichgewicht bringen könnte.

Man muss hier indes hinzufügen, dass es Versuche von Angehörigen der protestantischen Gemeinde (oftmals ein Euphemismus für „ehemalige Paramilitärs“) gab, rassistische Angriffe einzudämmen. Einmal wurden die Bewohner der Stadt Lisburn daran erinnert, dass polnische Piloten eine entscheidende Rolle bei der Luftschlacht um England gespielt hatten. Was dies jedoch für all jene Deutschen bedeutet, die darauf hoffen, nach Nordirland auszuwandern, kann man nur vermuten.

In der letzten Zeit hat es ermutigende Signale gegeben. Während des letzten Jahrzehnts hat sich die Polizei vollkommen gewandelt. Von der Royal Ulster Constabulary – „the RUC dog of repression“, wie es in anderem anderen berühmten Song des ersten Albums der Stiff Little Fingers heißt – zum Police Service of Northern Ireland. Der PSNI praktiziert eine so genannte 50-50 Strategie bei der Personalbeschaffung, das heißt, es werden gleich viele Katholiken und Protestanten eingestellt, um den traditionell niedrigeren Zahlen katholischer Polizisten vorzubeugen. Laut Anfang 2007 veröffentlichter Zahlen bewarben sich nahezu eintausend Polen, die zu dem Zeitpunkt in Nordirland lebten, um eine Stelle bei der Polizei. Es gab sogar ein spezielles Anwerbungsverfahren in Polen, worüber gewitzelt wurde, dass der Name der Polizei im Laufe der Zeit offiziell in Polish Service of Northern Ireland geändert werden würde. Es sind schon ungewöhnlichere Dinge passiert. Man muss sich nur die starke Präsenz der Iren bei der New Yorker Polizei des letzten Jahrhunderts anschauen.

Albert Camus schreibt während des Krieges in jenem zweiten „Brief an einen deutschen Freund“: „Europa muss neu geschaffen werden. Es muss immer wieder neu geschaffen werden.“ Es ist zweifellos für Camus keine Frage, wo die Grenzen zu ziehen sind, was Osten und was Westen ist. Was sind „wir“ und was „das Andere“? Es ähnelt eher einer inneren Erneuerung, einer immerwährenden Überarbeitung und Sich-neu-denken. Europa hat zuletzt schnellen Wandel und Stagnation erlebt. Und es wird noch sich noch mehr ereignen – mit all den damit verbundenen Chancen und Risiken.

Auf der letzten Seite von „Europe: A History“ aus dem Jahr 1992 schwingt bei Norman Davies das Denken von Camus

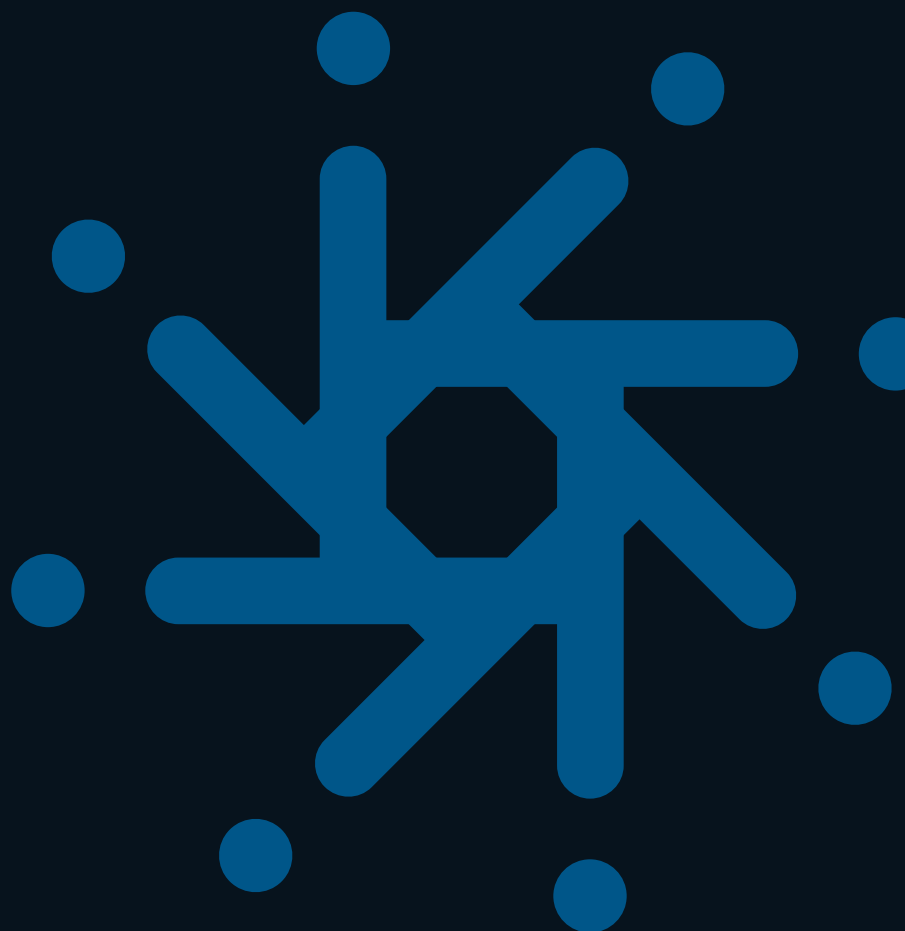
mit: „Die Europäische Union im Westen und die Nachfolgestaaten im Osten müssen ihre Identitäten, ihre Grenzen und ihre Loyalitäten neu definieren. Irgendwie könnte zumindest für eine gewisse Zeit ein neues Gleichgewicht gefunden werden... Europa wird auch in der nahen Zukunft nicht vollkommen vereint sein, aber es hat die Chance, weniger gespalten zu sein als in der Vergangenheit. Falls Fortuna Europa lacht, werden die physischen und psychologischen Barrieren weniger grausam sein als je zuvor seit Menschengedenken.“

Wenn heute die Stiff Little Fingers in der Ulster Hall im Zentrum von Belfast spielten, würde es mich freuen, wenn einige unserer polnischen Nachbarn unter den alternden Punks wären und bei „Here We Are Nowhere“ mitsängen. Wir sind nach wie vor nicht allzu weit vom Nordpol entfernt, aber wir haben es zu einem beachtlichen Teil den Menschen aus anderen Teilen Europas zu verdanken, die sich für ein Leben in diesem Land entschieden haben, dass es dort, wo wir sind, jetzt ein wenig anders ist als vorher.

Aus dem Englischen von Angelika Welt

Glenn Patterson wurde 1961 in Belfast geboren. Er ist Autor zahlreicher Romane. Sein erster, „Burning our own“ (1988), spielt im Nordirland der späten Sechzigerjahre und gewann den Rooney Prize für irische Literatur. Seine letzten Bücher: „The Third Party“ und „Once Upon a Hill: Love in Troubled Times“ (2008).

Marten



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
1234567890

Geistige Esel der Beladenen Für viele Esten blieb Europa auch zur Zeit des Eisernen Vorhangs geistige Heimat. In der seit fünf Jahren zur Europäischen Union gehörenden Republik Estland leben wiederum Menschen, die einer vergangenen Zeit angehören, die ihrer Erziehung und ihrer Mentalität nach Bürger der stalinistischen Sowjetunion sind. Wo ist die geistige Heimat der jungen Generation? *Von Eeva Park*



„Als sei ich nie dort gewesen ...“, mit diesen Worten erinnerte sich der während der Terrorjahre zum Schweigen verurteilte und später im Gefangenenlager von Wladiwostok gestorbene Ossip Mandelstam an die Reisen nach Italien, die er während seiner Studienzeit in Heidelberg und an der Sorbonne unternommen hatte. Mandelstam war ein russischer Poet, der gemeinsam mit Anna Achmatowa zum Kreis der zu Beginn des 20. Jahrhunderts berühmten Akmeisten gehörte.

Auf die Frage, was Akmeismus sei, antwortete er: „Sehnsucht nach der Weltkultur“ und verlaublich, sich weder von den Lebenden noch von den Toten lossagen zu wollen, obwohl genau das die sowjetische Diktatur von Intellektuellen wie von Durchschnittsbürgern verlangte.

Die Staatsgrenze war geschlossen worden, doch die in Italien, dem „Land der Sehnsucht“, verbrachten Wochen (im heutigen Verständnis kann man sie wohl als Touristenreise bezeichnen) hinterließen bei dem Poeten auch in seinen späteren Erinnerungen einen eher unbefriedigenden Eindruck. Als Schriftsteller zählte für ihn nicht die physische Erfahrung, die Schönheit der toskanischen Berge. Für ihn war allein die Bedeutung der europäischen Weltkultur in seinem Leben wichtig, einer Kultur, die er zutiefst als eigene empfand, sowohl historisch als auch literarisch.

Im Zentrum Europas, in den alten Kulturländern wie Deutschland, wo man auf Mauerreste römischer Kolonien stößt, die in ursprünglich germanischen Gebieten errichtet wurden, wo sich über den „Anfang“ der Geschichte niemand den Kopf zerbricht, hier ist es wohl nur schwer zu verstehen, wie sehr jene Völker, die fernab dieser konzentrierten Kulturlandschaft, aber doch in ihrem Einflussbereich lebten und sich entwickelten, diese allgemeinmenschliche, gemeinsame geistige Heimat brauchen.

Ich habe mit dem großen russischen Poeten begonnen, weil in ihm die besondere Eigenschaft und Bedeutung dessen, was es heißt, Europäer zu sein, besonders deutlich und tragisch zum Ausdruck kommt: Dante, Ariost, Petrarca, Catull, Ovid, Goethe, Bürger, Kleist, Hölderlin, Baudelaire, Rimbaud,

Villon etc. retteten Mandelstam zusammen mit Puschkin, Brjussow, Derschawin und so vielen anderen Sternen der russischen Literatur aus der geistigen Isolation der Terrorjahre – doch sie bestimmten auch das weitere Schicksal des Dichters.

Mit anderen Worten: Ein zutiefst europäisch denkender Mensch kann sich in keine Diktatur fügen.

Aus ihm kann man selbst unter Androhung schlimmster Strafen keinen Orwell-schen Farmer machen, jedenfalls nicht so leicht wie aus jenen, die nicht von dieser Kultur durchdrungen sind. Denn das, was der Europäer Mandelstam in seinen Gedichten zum Ausdruck brachte, bedeutete unter den gegebenen Umständen nichts Geringeres als vollständigen Widerstand, die Kriegserklärung eines Menschen gegen eine absolute Macht, wobei für ihn nicht die geringste Hoffnung bestand.

Es gab eine Zeit, in der das Tragen eines europäischen Hutes anstelle einer Leninnütze nicht nur für den Träger, sondern auch für seine Angehörigen tragisch endete.

In den ersten Jahren der Republik Estland, während unser Nachbarstaat Sowjetrussland im Zuge der ersten „Großen Säuberungen“ den zig Millionen von Opfern auch seine größten Schriftsteller hinzufügte, waren unsere Autoren beseelt von nationaler Begeisterung. Allgemein bekannt ist die Parole „Seien wir Esten, aber werden wir auch Europäer“. Diese Parole erklang nur zwei Jahrzehnte und wurde von dem Komplott zweier Diktaturen, dem Molotow-Ribbentrop-Pakt, beendet.

Ein zutiefst europäisch denkender Mensch kann sich in keine Diktatur fügen.

Ich wurde bereits in der Sowjetrepublik Estland geboren und wuchs in einem Land auf, das den anrollenden Panzerkolonnen seine Freiheit opfern musste, das getrennt vom Ausland, vor allem aber von Europa, mit Sowjetrussland verschmolzen war. Obwohl jenes Europa auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs für uns für immer in unerreichbarer Ferne zu liegen schien, klang der geistige Nachhall dieser Parole fort. Zumindest bei mir zu Hause.

Die außergewöhnlich große, die amtliche Ideologie negierende Bedeutung der Weltliteratur beruhte darauf, dass uns dank der vorhandenen Bücher und der estnischen Übersetzer die europäische Mentalität weiterhin vertraut war.

Ein für uns überaus wichtiger Aspekt dabei ist, dass die Zeit Stalins (eine Zeit, die nicht nur für den physischen, sondern auch für den geistigen Tod steht) in Estland vergleichsweise kurz andauerte, während in Russlands, wo die Leiden und der geistige Schaden weitaus größer waren, die allgemein bekannten historischen Fakten erneut auf Staatsebene umgeschrieben oder verschwiegen werden.

In gewissem Sinne kam es in Sowjet-Estland zu einer eigenartigen, aber deutlich zu spürenden Zeitverschiebung.

Genauer gesagt: In dieser totalitären Zeit, die auf Planwirtschaft beruhte und den Lagerkommunismus einführte, lebten doch viele Menschen, die aufgrund ihrer moralischen Grundsätze, ihrer Sitten, aber vor allem aufgrund ihrer geistigen Haltung in die estnische Republik, mit anderen Worten: nach Europa, gehörten.

Jetzt, nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit, zeigt sich diese Verschiebung in entgegengesetzter Richtung. In der seit fünf Jahren zur Europäischen Union gehörenden Republik Estland leben wieder

rum Menschen, die einer vergangenen Zeit angehören, die ihrer Erziehung und ihrer Mentalität nach Bürger der stalinistischen Sowjetunion sind. Es sind nicht viele, aber ihre aggressive Existenz lässt die Vergangenheit nicht ruhen.

Man macht es sich zu leicht, wenn man glaubt, das sei ein nationales Problem. Letztendlich haben wir doch alle dasselbe Purgatorium durchlitten, in dem uns die europäischen Grundlagen ausgetrieben werden sollten, und mehr oder weniger hat die 50-jährige Sowjetzeit uns allen ihren Stempel aufgedrückt. Der Führerkultus und die Aufgabe der westlichen Demokratie führten dazu, dass neben dem Großen Führer auch all jene an die Macht kamen, die im System eine Position hatten.

Sowjetische Nostalgie

Jeder klammerte sich an seinen Posten, und über ihre Macht freuten sich Forscher, Hauswart und Institutsdirektor gleichermaßen. Wer nicht in diesem System gelebt hat, weiß nicht, was Machtgier ist. Die Nostalgie, die einige ältere Menschen verspüren, wenn sie an diese Zeit zurückdenken, erhellt einen nur allzu menschlichen Tatbestand – die Jugend scheint, jedenfalls einigen Menschen, die beste Zeit des Lebens gewesen zu sein, und angesichts der globalen Wirtschaftskrise hört man Stimmen, die das Auseinanderbrechen der Sowjetunion sogar für ein tragisches Ereignis halten.

Unsere frühere Parole „Seien wir Esten, aber werden wir auch Europäer!“ ist daher wohl gerade jetzt von größerer Bedeutung als jemals zuvor. Eingedenk der „Bronzenacht“ vor zwei Jahren (als die Proteste gegen die Umsetzung eines Mahnmals zur Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und gegen die Umbettung der Gebeine von Soldaten

auf den Kriegsfriedhof zu Plünderzügen in der Innenstadt Tallinns führten), würde ich die Parole jetzt neu formulieren: „Seien wir Esten, werden wir Estländer, aber seien wir alle zusammen auch Europäer!“

Für mich, die werdende Schriftstellerin, waren Jugend und Ausbildung in diesem kleinen Flecken Land am Ufer des Finnischen Meerbusens gerade deshalb durchdrungen von einer existenziellen Spannung und Komplexität, als unsichtbar und sichtbar der von Soldaten bewachte Stacheldrahtzaun immer vor Augen war.

Schriftsteller lernten unter der Zensur „zwischen den Zeilen“ zu schreiben, und die Leser kauften mit einer davor nicht bekannten Leidenschaft Bücher (so konnte sich die Erstauflage eines Gedichtbandes auf viertausend, eines Romans auf ganze zwanzigtausend Stück belaufen), um den allgemeinverständlich zwischen den Zeilen verborgenen Geheimcode zu knacken, der von den Zensoren übersehen worden war. Selbst in Gedichten für Kinder entschlüsselte das kollektive estnische Bewusstsein verbotene Nachrichten, die von den Dichtern, wie sie später bekannt gaben, freilich niemals intendiert worden waren.

Und inmitten all dieser staatlichen Verbote und Bedrängungen gab es Zeiten, in denen mich das Bild, das sich mir auftat, wenn ich mit der Verhärmttheit eines Gefangenen nach Europa blickte, erschütterte.

Ich gestehe, ich hätte mir gewünscht, die europäische geistige Elite wäre helllichtiger und klüger gewesen; hätte mir gewünscht, dass ein Teil der bedeutendsten europäischen Intellektuellen sich bei der Wahl ihrer Weltanschauung nicht derart von den verbalen Vortäuschungen dieses tönernen Kolosses hätte blenden lassen.

Ich verstand zutiefst den hier offenbar werdenden, andauernden Kampf begabter

Menschen um eine bessere Weltordnung, verstand, dass Proteste damals und in Zukunft nötig sind, dass menschliche Freiheit und gesellschaftliche Verantwortung immer Mangelware sind. Doch Künstler und Schriftsteller, die offen als Kommunisten auftraten, zeigten in meinen Augen vor allem, dass sie den gegen die Träger europäischer Werte gerichteten Holocaust, dass sie das Schicksal von Mandelstam, Achmatowa und vielen anderen unbekannten Schriftstellern nicht nur begrüßten, sondern durch den Besitz eines roten Parteibuchs geistig unterstützten.

Eigentlich war das, was wir erlebten, gegen Ende weniger grausam als vor allem von himmelschreiender Dummheit. Und da schon lange niemand mehr an die Ideologie der Terrorjahre und die ganze Dialektik des Kommunismus glaubte, war es uns ein Rätsel, wie es möglich sein konnte, dass eine Gruppe von Mächtigen, die sich angesichts des akuten und chronischen Mangels an Grundprodukten schamhaft in Extrageschäften, Extrakrankenhäusern, Extravillen etc. verbarrikadierte, die von Zeit zu Zeit eine Farce von Wahlen veranstaltete und sich beinahe halb Europa unterworfen hatte, warum diese Gruppe von Menschen auch auf den freien Rest Europas einen solch lang anhaltenden geistigen Einfluss ausüben konnte.

Ich will nicht behaupten, dass man den Kommunismus als theoretische und soziale

Ich hätte mir gewünscht, dass europäische Intellektuelle sich bei der Wahl ihrer Weltanschauung nicht derart von den verbalen Vortäuschungen dieses tönernen Kolosses hätten blenden lassen.

Lehre vom Aufbau eines Gemeinwesens vor Gericht schleifen sollte oder könnte. Aber ein Regime, das im Namen der kommunistischen Partei derartige Gewalttaten beging, kann mit europäischem Maßstab gemessen meiner Meinung nach nicht anders als verbrecherisch bezeichnet werden.

Trauer der Neuankömmlinge

Um aber auf die Frage nach den heutigen Verflechtungen europäischer Geisteskulturen zurückzukommen, so scheint mir, dass diese verhindert werden, da das alte, geistreiche und großzügige Zentrum Europas von der Trauer der Neuankömmlinge ermüdet ist.

Mir scheint, dass sich Europa zum Teil ganz einfach fürchtet und das Übermaß grausamer Schicksalsschläge, das ihm in den Übersetzungen aus den kleinen Sprachen Europas so plötzlich entgegenschlagen könnte, teils nicht erträgt, teils nicht zu hören wünscht.

Aber vielleicht ist genau das die Frage – was können wir, „die geistigen Esel der Beladenen“, wir Schriftsteller kleiner europäischer Sprachgemeinschaften, dem übersättigten europäischen Literaturmarkt anstelle der befürchteten Klagelieder bieten?

Die Frage ist umso wichtiger, als die Verleger sehr wohl wissen, was sich verkauft, und ohne möglichen Profit keine wirtschaftlichen Risiken eingehen.

Der Zweite Weltkrieg und seine Nachwirkungen sind in Europa kein Thema mehr. Für die Osteuropäer, die Balten, endete er aber erst wirklich mit dem Fall der Berliner Mauer, und mir scheint, dass wir es erneut mit einer Zeitverschiebung zu tun haben, die sich um Jahreszahlen nicht kümmert.

Aus Gründen, die wir nicht beeinflussen können, ist uns der Totalitarismus der Vor-

kriegszeit immer noch schmerzlich nah, er bricht in den „Bronzenächten“ mit neuen Schreckensvisionen hervor, und uns scheint, dass, wenn man ihn nicht auf europäischer Ebene versteht, es uns schwer fallen wird, eine gemeinsame allgemeinmenschliche Sprache zu finden.

Jaan Kross, der international bekannteste Schriftsteller Estlands, sagte: „Meinem eigenen Selbstverständnis nach bin ich weit davon entfernt, historische Erinnerungsplätze zu zementieren. Aber einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem D-Day in Frankreich und unseren Deportationen möchte ich doch hervorheben: Die Franzosen (und mit ihnen ein großer Teil der Europäer) durften diesen Tag sechzig Jahre lang begehen. Und vielleicht reicht es ihnen jetzt. Das sollen sie selbst entscheiden. Aber wir durften des Jahrestages der Deportation lange Zeit nicht öffentlich gedenken. Wir standen nach den großen Deportationen von 1941 und 1949 ein halbes Jahrhundert lang unter Sowjetherrschaft, die uns die Erinnerung an diese Tage mit all den ihr zur Verfügung stehenden Verfolgungsorganen verbot ... Jetzt, wo es kein Staatsverbrechen mehr ist, jemandem in Gedanken und Taten Blumen an das unbekannte Grab zu legen, jetzt, wo das endlich möglich geworden ist, möchte ich selbst entscheiden, wie lange ich meiner Verstorbenen oder der Toten des Volkes gedenke. Ob fünfzig, sechzig oder hundert Jahre reichen. Oder ob auch tausend Jahre dafür zu wenig sind.“

Wie Kross versuche auch ich, keine „historischen Erinnerungsplätze zu zementieren“, auch und obwohl ich mich an alles erinnere.

Mein 2008 auf Deutsch erschienener Roman „Falle, unendlich“ handelt zum Beispiel von Dingen, die heutzutage geschehen, aber das, was ich mit dem Werk sagen will, steht in Verbindung mit Kross, der acht Jah-

re im Gefangenenlager verbrachte, und mit Mandelstam – für beide war die Freiheit nicht vom Menschen zu trennen.

Als ich diesen Aufsatz beendete, fragte ich meine Tochter, die zu der Zeit in Singapur Genetik studierte und in einem internationalen Studentendorf lebte, ob sie sich in der Welt als Europäerin fühle. Ich bekam sofort eine bejahende Antwort.

Europa ist die Heimat der jungen gebildeten Esten. Aber dennoch fügte sie ihrer Bejahung ein wenig später hinzu, dass sie als Estin in Gesprächen mit Gleichaltrigen über Geschichte und Politik doch immer wieder merke, wie wenig man von uns weiß und wissen will, und wie weit wir aufgrund dessen doch immer noch von einer europäischen Identität entfernt sind.

Aber die Weltauffassung eines Künstlers ist ein Instrument und ein Werkzeug wie der Hammer in der Hand eines Steinmetzes. Und so gibt es keinen anderen und wohl keinen besseren Weg zur Erschaffung einer gesamteuropäischen Identität als den von Literatur inspirierten Dialog.

Oder in den Worten Milan Kunderas: „Die Existenz literarischer Werke hat nur insofern Sinn, als sie bislang unbekannte Aspekte der menschlichen Existenz enthüllen.“

Wie intensiv dieser Dialog ist, hängt aber vor allem vom inhaltlichen und emotionalen Interesse an jenen Völkern und Ländern ab, die zwischenzeitlich von der europäischen Landkarte ausgeradiert worden waren.

Aus dem Estnischen von Ulrike Plath

Eeva Park begann ihre literarische Karriere 1983 als Lyrikerin, widmete sich aber bald auch der Prosa. Besonders ihr Roman „Lõks lõpmatutes“ (2003; deutsch: „Falle, unendlich“, 2008) erregte Aufsehen. In dem Thriller beschreibt sie die Schattenseiten des estnischen Wirtschaftswunders mit Straßenkindern, moralischer Verwahrlosung und der täglichen Brutalität.

Wo das Meer endet und das Land beginnt Jenseits imperialistischer Ansprüche der Vergangenheit hat in Portugal die Weite der Meeresgrenze den kosmopolitischen Dialog zur täglichen Praxis werden lassen. Kulturwissenschaftliche Anmerkungen vom westlichsten Rand Europas. *Von Isabel Capelo Gil*



Über europäische Kultur von dem Standort aus zu sprechen, wo „das Meer endet und das Land beginnt“, kann nur ein kosmopolitisches Unterfangen sein. Die Formulierung stammt aus José Saramagos Anfangszeile des Romans „Das Todesjahr des Ricardo Reis“ (1984) und setzt sich kritisch mit der maritimen Vergangenheit Portugals auseinander. Durch die periphere Lage oder weil eigentlich das Meer – und nicht das Land – für uns Horizont ist, bekommt das Gefühl von globaler Zugehörigkeit eine besondere Bedeutung. Jenseits imperialistischer Ansprüche der Vergangenheit hat die Weite der Meeresgrenze den kosmopolitischen Dialog zur täglichen Praxis werden lassen.

Hochschulen haben die Aufgabe, Spannungen zwischen den erdgebundenen Er-

zählungen der Örtlichkeit und der stets im Fluss befindlichen Logik der Globalität unter die Lupe zu nehmen.

Ich argumentiere aus einer Position des Provinzialen, aus der Sicht einer portugiesischen, semiperipheren europäischen Identität. Ich äußere mich als Akademikerin mit einer wissenschaftlichen Ausbildung in deutscher Literatur, die im Schatten der letzten imperialistischen und kolonialen Nation des europäischen Kontinents arbeitet – einem Land in der Diaspora, das sich in den letzten Jahrzehnten als Zufluchtsort für Einwanderer neu erfunden hat.

Für all jene, die mit mir eine Transit-Identität gemeinsam haben, ist Internationalisierung kein Trend, sondern ein essenzieller Zustand – und Kosmopolitismus ist kontinuierlich zu verhandeln. Statt jedoch den abstrakten, imperialistischen Kosmopolitismus aus dem Europa der Aufklärung zu beschwören, schlage ich vor, die kosmopolitische Denkweise zu provinzialisieren, zu historisieren und sich ihr von einem verorteten Standpunkt aus anzunähern – wie es der deutsche Soziologe Ulrich Beck treffend geltend macht: „Kosmopolitismus ohne Provinzialismus ist leer. Provinzialismus ohne Kosmopolitismus ist blind.“

Ein Kosmopolitismus des Provinzialen steht somit zwei narrativen Hauptsträngen der Kulturwissenschaft gegenüber: Es geht zum einen um die Kultur als einen nati-

onalen Ausdruck der Identität im Sinne von Norbert Elias und zum zweiten um die Kulturwissenschaft als ein europäisches abstraktes hegemoniales Privileg gegenüber dem Süden.

Wir leben in einer Zeit, in der die Realität selbst kosmopolitisch geworden ist. Einerseits durchdringt die *vita cosmopolita* eine Moderne, die von der fließenden Mobilität von Menschen und Ereignissen geprägt ist. Andererseits gibt es jedoch auch eine Schattenseite, die der indisch-amerikanische Ethnologe Arjun Appadurai als Diaspora des Schreckens jener identifiziert hat, die nicht an dieser fließenden Kosmopolis teilhaben, deren Leben jedoch trotzdem in hohem Maße durch jene Fließbewegungen beeinflusst wird.

Der Konflikt um kulturelle Rechte – um den Anspruch auf vielfältige Narrationen – hat sich zum Schlagwort für neue symbolische und real stattfindende Kriege entwickelt und verdeutlicht, dass eine homogene, vom europäischen Zentrum ausgehende Perspektive nicht mehr relevant ist. Somit könnte man den portugiesischen Nationaldichter Camões für einen seltsamen Weggefährten eines aufgebrachten afrikanischen Migrant*innen halten – aber ist er das wirklich?

Kultur ist in der Tat ein äußerst aufgeladenes Wort – mit einer langen und andauernden Machttradition – und in der Wortbedeutung sowohl in der lateinischen als auch in der germanischen Sprachfamilie von höchster semantischer Komplexität. Und obwohl jüngste Konflikte zeigen, dass alles Kulturelle zu den komplexen Ebenen zählt, auf denen Machtkämpfe ausgetragen werden, kann es sicherlich auch eine Plattform sein, über die Lösungen gefunden werden und die einen Dialog ermöglicht. Seiner imperialistischen Kleider beraubt, könnte man mit Camões kulturelle Kontakte, Not,

Anstrengungen und die Herausforderungen besser begreifen, denen sich der Andere ausgesetzt sieht. Diese Verschiebung kann dann durch die Kulturwissenschaft als eine Metadisziplin herbeigeführt werden, die problemorientiert agiert, sich auf ein demokratisches Verständnis allgemeiner Menschlichkeit stützt und somit als Programm einer kosmopolitischen Erkenntnistheorie gut positioniert ist. Eine solche Kulturwissenschaft kann helfen, den komplexen Wandel in den Wissenschaften und der Welt in ihrer Gesamtheit zu verstehen.

Stempel nationaler Identität

Die Kulturwissenschaft, ebenso wie die Geisteswissenschaft insgesamt, trug über lange Zeit den Stempel nationaler Identität. Als Germanistin erinnere ich mich, dass die Prägung eines Germanistikstudiums durch Jacob Grimms Modell „Wissenschaft vom Deutschen“ noch gar nicht so lange her ist. Auf der Grundlage eines rein linguistisch-philologischen Modells war das Studium einer fremden Kultur in den Achtzigerjahren in Portugal eine Übung, bei der die Einzigartigkeit des Anderen angesichts der Exzentrizität des ausländischen Studierenden aufgewertet wurde. Das Studium einer anderen Kultur war eine Aufwertung von Unterschieden zwischen Völkern, d.h. zwischen Nationen, sowie der Grenzziehung.

Die Wissenschaften, die sich etwa mit afrikanischen Kulturen beschäftigten, bewahrten häufig – zumindest vor dem Aufkommen postkolonialer Studien – eine Narration der Unterscheidung, um eine kulturelle und politische Vorherrschaft zu begründen.

Die Narration zu Identität und Exklusion zu verurteilen, heißt jedoch keinesfalls, dass die Erforschung von Identität im Rah-

men der Kulturwissenschaft komplett aufgegeben werden soll. Stattdessen bin ich der Auffassung, dass eine neue Bedeutung von Identität und ihre Umwandlung in eine neue „Einzigartigkeit“ angemessen wäre. Die Narration der Einzigartigkeit würde sich somit auf Übergang statt Dauer konzentrieren und damit Platz für Nachprüfung, Selbstkritik und somit für eine friedliche Auflösung schaffen. In den Seminarräumen des postnationalen Europas verfügt die Narration zur Kultur als Einzigartigkeit über einen entscheidenden Versuchsraum.

Nach der Internationalisierung der europäischen Hochschulen in den vergangenen Jahren ist die wissenschaftliche Ausbildung auf dem Kontinent nicht mehr auf einheimische Studierende oder solche aus Europa beschränkt. Programme wie Erasmus Mundus, ALFA oder die Atlantis Programs, die sich mit der Ausweitung euro-amerikanischer Forschungsnetzwerke befassen, verfolgen das Ziel, die europäische Forschungslandschaft für Studierende jenseits der Schengen-Grenze konkurrenzfähig zu machen.

Die Entwicklung wirkt sich auch auf den disziplinären Nationalismus der Geisteswissenschaften aus, und zwar stärker als auf jedes andere wissenschaftliche Fach: Geht doch ihre wissenschaftliche Geschichte häufig mit dem Aufstieg und der Legitimation des modernen europäischen Nationalstaates im Gewand der Narration des Universalismus einher. Die Betrachtung des Studiums europäischer Kultur als provinziales Unter-

fangen stützt sich auf vier Hauptgedanken. Der erste Gedanke ist die Anerkennung der universalen und rationalen Tradition der europäischen Wissenschaft als einer verorteten Reaktion auf die Herausforderungen der Geschichte. Es handelt sich um eine regionale Antwort mit Weltanspruch. Obwohl neue Trends, beispielsweise postkoloniale Studien und Genderwissenschaften, dieses Paradigma in Frage gestellt und damit das Bewusstsein für den europäischen Provinzialismus gefördert haben, muss man sich von dem Impuls lösen, die Stimme des Anderen zu verkörpern. Anstatt für andere zu sprechen, sollten wir die Bescheidenheit besitzen, einfach nur für uns selbst zu sprechen.

Gefühl gemeinsamer Fragilität

Der zweite Gedanke ist die Akzeptanz anderer Erkenntnistheorien aus dem Süden oder Osten und die Fähigkeit, deren Fremdheit mit einer dialogischen Einzigartigkeit anzunehmen. Drittens geht es darum, dass ein Bewusstsein des verorteten und provinziellen Charakters des humanistischen Universalismus ein Gefühl gemeinsamer Fragilität und Verletzbarkeit fördern kann, das eine Grundlage für ein Vielfalt akzeptierendes Kulturverständnis wäre. Wenn eine politisch korrekte Sorge um den Respekt für Minderheiten nicht mit den Rechten einer Mehrheit – beispielsweise den Rechten von Frauen – kollidiert, wird das Universale nicht einfach aufgezwungen, sondern als verortete Reaktion auf die Fragilität der nackten Existenz beansprucht.

Der letzte Aspekt ist die Einführung eines provinziellen Curriculums, sprich: eines Curriculums, das nicht für jeden spricht, das jedoch am Rand der Nord-/Süd-Grenze die europäische Universität als eine angemessene Antwort auf die komplexe Mo-

Eine neue Bedeutung von Identität und ihre Umwandlung in eine neue „Einzigartigkeit“ wäre angemessen.

Identität anerkennt, in der wir uns bewegen. Bei diesem Curriculum kann es nicht um eine globale Anwendung gehen. Es könnte sich jedoch zu einem Modell entwickeln, das die Rahmenbedingungen für einen breiten Dialog innerhalb der regionalen Vielfalt der an diesem Curriculum Beteiligten schafft. Provinzial und gleichzeitig kosmopolitisch im Sinne der Anerkennung der Narration der Anderen und mit dem Wunsch, sie zu teilen, wäre dies das Projekt für das Verständnis einer europäischen Kultur jenseits alter verdinglichter Narrationen zur Identität.

Der neu gedachte Kosmopolitismus aller Studierenden der Kulturwissenschaft in Europa könnte sich auf die Lehre der alten provinzialen Tradition einer essenziellen Humanität aus dem 18. Jahrhunderts stützen und die privilegierten globalen Strömungen um ein Bewusstsein und die Gemeinsamkeit des Seins erweitern. Und die Literatur ist in der Tat der Schlüssel zu dieser Erneuerung des Kosmopolitismus als einer Ebene zur Ausübung des Rechts auf Narration der europäischen Vielfalt. Literatur ist ein Weg, um die Narration des Ichs und des Anderen in Europas provinzieller Geschichte zu interpretieren, sich damit auseinanderzusetzen und zu erfassen.

In der hybriden Ambivalenz der „fremden Nationen“ der Moderne nach dem indisch-amerikanischen Kulturwissenschaftler Homi Bhabha gelingt es durch Narration, dass Modelle der Zugehörigkeit und einer neuen dialogischen Einzigartigkeit getestet und umgesetzt werden. Das narrative Recht ermöglicht unterrepräsentierten Gruppen, sich dem Symbolhaften zu stellen. Diese Narration von Vertreibung und Zugehörigkeit fügt sich zu Homi Bhabhas „einheimischem Kosmopolitismus“ zusammen, mit dem auf die Globalisierung von unten durch

Interessenvertretung und Bildung Einfluss genommen wird.

Ich bin der Ansicht, dass uns kulturelle Studien im Sinne von Hannah Arendt ermöglichen zu erkennen, dass der andere ebenfalls recht haben könnte, da wir so gefordert sind, Identität zu überdenken und uns mit der dialogischen Einzigartigkeit auseinanderzusetzen, die Forscher/Lehrende und Studierende über die nationale kulturelle Kluft hinweg zusammenbringt. Andererseits stärken Kultur und der literarische Text als narratives Gegenstück einen Kosmopolitismus der Hoffnung mit den Werkzeugen einer demokratischen humanistischen Kritik.

Europas belastete Vergangenheit, aber auch die wunderbare Fähigkeit zur Versöhnung, versetzen die europäischen Bildungsinstitutionen in eine beispiellose Position. Eine sachkundige und kritische Untersuchung Europas, die den einzigartigen Kosmopolitismus des Kontinents einbezieht, schafft eine neue Wissenschaft, die nationale Grenzen überwunden hat und wahrhaft auf das Verständnis von Europas transkultureller Ökologie des Wissens hinarbeiten wird – auf dass es der Kontinent werden möge, wo Land und Meer sich unterhalten statt zu kollidieren.

Aus dem Englischen von Angelika Welt

Isabel Capelo Gil ist Professorin für Literatur- und Kulturwissenschaft an der Katholischen Universität in Lissabon. Zahlreiche Publikationen zu Kulturtheorie, Geschlechterdifferenz, Tanz und Literatur. Gastprofessuren an Universitäten in Europa, den USA und Brasilien. Sie ist Honorary Fellow der University of London's School of Advanced Study.

So nah und doch so fern Seit dem EU-Beitritt Maltas wurden gerade einmal zwei maltesische Werke in eine andere europäische Sprache übersetzt. Magere Ausbeute oder Inselmentalität? Das kleine Land hat sich damit abgefunden, draußen zu bleiben, jedoch gleichzeitig so zu tun, als sei es mitten im Geschehen.

Von Immanuel Mifsud



Am 2. März 2003, dem Vorabend der Volksabstimmung über Maltas EU-Beitritt, veröffentlichte die linke Wochenzeitung „It-Torca“ im Literaturteil einen Sonderbeitrag verschiedener maltesischer Schriftsteller, die zum Teil sehr aktiv an der literarischen Revolution der Sechzigerjahre beteiligt waren.

Sie leisteten gemeinsam einen feierlichen Loyalitätseid auf ihr Mutterland und erklärten ihren Wunsch, die Unabhängigkeit zu erhalten, die im Jahr 1964 erstritten wurde. Sie setzten sich für den Erhalt der umfassenden politischen Freiheit ein, die seit 1979 besteht, und plädierten dafür, Kulturen, Traditionen und die Identität zu wahren, die ihre Vorfahren durch unerschrockene harte Arbeit und Liebe zu ihrem Land erungen hatten.

Der Beitrag enthielt einige äußerst patriotische romantische Hymnen auf das Mutterland, von denen manche bereits vor ungefähr siebzig Jahren entstanden und während der kulturellen Revolution der Sechziger Gehör fanden. Der Artikel endete mit der feierlichen Erklärung, dass die Unterzeichner ausschließlich eine selbstbestimmte Regierung durch die Bürger Maltas wünschten – und keinesfalls irgendwelche ausländischen Machthaber. Vertragen sich diese Äußerungen der Schriftsteller mit der Mitgliedschaft in der EU?

Im Jahr 2005 stoppte eines der führenden Verlagshäuser Maltas, das unter anderem die „Times“ und die „Sunday Times“ verlegt, die zu den meistgelesenen maltesischen Zeitungen zählen, die Publikation einer Sammlung von Kurzgeschichten. Die Entscheidung wurde damit begründet, dass diese Themen behandelten, die auf Malta als stille Tabus gelten – unter anderem Inzest, männliche Prostitution und die Unterwelt. Anzumerken ist dabei, dass die „Times“ während der EU-Kampagne zu den erklärten Beitrittsbefürwortern gehörte. Unter anderem sagte sie nach Erlangen der EU-Vollmitgliedschaft die Zugehörigkeit Maltas zum europäischen Kulturerbe voraus.

Meiner Ansicht nach veranschaulichen diese beiden Geschichten die widersprüchliche Haltung, die Malta gegenüber dem neuen Europa eingenommen hat. Der Widerspruch erscheint noch größer, wenn man bedenkt, dass viele maltesische Autoren über verschiedene Epochen hinweg Europa nicht nur als Bezugspunkt ihrer Arbeit, sondern auch ihrer gesamten Philosophie und ihrer politischen Orientierung gewählt haben.

Europa mit arabischen Einfluss

Malta hat sich trotz starker arabischer Einflüsse auf seine Kultur und insbesondere die Sprache in erster Linie stets als ein europäisches Land wahrgenommen. Andererseits wird deutlich, dass es sowohl europafreundliche Schriftsteller als auch meinungsbildende Politiker im Dunkeln lassen, was es bedeutet, europäisch zu sein.

Dies verwundert nicht besonders, wenn man bedenkt, dass diese vage Haltung von vielen anderen Europäern geteilt wird, die sich mit der Definition des Begriffs einer „europäischen Identität“ ebenfalls äußerst schwertun. Der Verdacht liegt nahe, dass dieser Begriff ein Konstrukt von Politikern ist, die eine politische Supermacht schaffen möchten.

In einer Zeit, in der die Geografie Europas infrage gestellt wird und die Grenzen des Kontinents ein wenig verwischt erscheinen, ist der Begriff einer Identität nur sehr schwer greifbar.

Dies gilt umso mehr für ein Land an der äußersten Peripherie der politischen und geografischen Realität, die wir Europa nennen. Malta wagt nicht den notwendigen Sprung, um zu den anderen zu gehören und klammert sich stattdessen an den Status des europäischen Landes „Down Under“. Der vorherrschende Diskurs zur Gestaltung des

europäischen Kultur- und Identitätsparadigmas kurz nach der EU-Erweiterung scheint sich hauptsächlich auf die Trennung zwischen altem Westen und neuem Osten zu konzentrieren. Da Malta zu keinem der beiden Blöcke gehört, hat sich das Land damit abgefunden, draußen zu bleiben, jedoch gleichzeitig so zu tun, als sei es mitten im Geschehen.

Seit Malts EU-Beitritt hat es nur wenige kulturelle Initiativen gegeben, um maltesische Kunst zu fördern. Die bildenden Künste und die Musik bilden in diesem Zusammenhang möglicherweise zwei Ausnahmen. Die Literatur hat von der „Anknüpfung“ an das europäische Festland nicht unbedingt profitiert. Seit 2004 wurden nur zwei literarische Werke in einem anderen europäischen Land veröffentlicht: Ein Lyrikband von mir erschien 2005 im Rahmen der Feierlichkeiten der damaligen europäischen Kulturhauptstadt Cork, und ein Bühnenskript von Clare Azzopardi wurde 2008 in Paris veröffentlicht.

Ende 2009 wird der National Arts Council of Ireland in Irland einen zweisprachigen Gedichtband (Maltesisch/Englisch) von Adrian Grima herausgeben. Hinzu kommen vereinzelte Initiativen zur Veröffentlichung literarischer Werke in E-Zines, Literaturzeitschriften oder Anthologien, die im Anschluss an Literaturfestivals, zu denen maltesische Schriftsteller regelmäßig eingeladen werden, im Auftrag der EU oder einer anderen Organisation erschienen sind. In der Gesamtbetrachtung der großen Anzahl veröffentlichter Übersetzungen ist dies eine sehr magere Ausbeute. Das EU-Programm Kultur 2000 zur Förderung von Übersetzungen

hat seltsamerweise nicht dazu geführt, dass maltesische Verlagshäuser ihre Publikationen vermehrt im Ausland anbieten. Bisher war nicht ein einziges von ihnen in ein solches Projekt involviert. Der Geschäftsführer eines der wichtigsten Verlagshäuser Maltas äußerte öffentlich, das Übersetzungsprogramm der EU sei für Übersetzer finanziell sehr viel lukrativer als für die Schriftsteller und deren Verleger.

Zugegebenermaßen ist die Übersetzung eine entscheidende Hürde, da die maltesische Sprache nur von 400 000 Menschen gesprochen und geschrieben wird und nicht als bedeutende europäische Sprache gilt, obwohl sie eine der Amtssprachen der Europäischen Union ist. Die 2007 gegründete Internationale Vereinigung für Maltesische Linguistik unter dem Präsidenten Thomas Stolz an der Universität Bremen war ein sehr vielversprechender Schritt, obwohl diese Vereinigung wiederum nichts mit Literatur zu tun hat.

Malta verfügt nach wie vor über keine der gängigen Literaturorganisationen, die sich für die Übersetzung und die Verbreitung maltesischer Literatur einsetzen würde. Es gibt weder ein Literaturinformationszentrum noch ein Literaturhaus. Die Academy of Maltese hat trotz ihrer in der Gründungsatzung im Jahr 1920 formulierten Aufgabe – die maltesische Sprache und Literatur zu fördern – Desinteresse bekundet, die Übersetzung literarischer Werke aus der maltesischen Sprache zu unterstützen.

Zugegebenermaßen ist die Übersetzung eine entscheidende Hürde, da die maltesische Sprache nur von 400 000 Menschen gesprochen und geschrieben wird.

Der von der Regierung ins Leben gerufene National Book Council arbeitet in Teilzeit und verfügt trotz einer Absichtserklärung, ein Übersetzungsprogramm ins Leben zu rufen, nicht über die nötigen Mittel, die geplanten Projekte zu realisieren. Literatur hat offensichtlich nicht denselben Stellenwert wie die anderen Bereiche der Kulturlandschaft der Insel. Während der Malta Council of Culture and the Arts regelmäßig Schriftsteller finanziell dabei unterstützt hat, ihre literarischen Verpflichtungen in Europa wahrzunehmen, hat er im Gegensatz zu ähnlichen Kultureinrichtungen anderer Länder kein Programm zur Übersetzungsförderung aufgelegt.

2009 wurde bei der Planung des jährlich stattfindenden Internationalen Kunst- und Kulturfestivals die Literatur komplett ausgeblendet. Malta hat bisher keine offizielle Kulturpolitik, obwohl die Ministerin für Bildung, Erziehung und Kultur, Dolores Cristina, im Sommer 2009 für die „kommenden Wochen“ die Veröffentlichung eines Strategiepapiers über die Kulturpolitik zu Beratungszwecken ankündigte.

Frühere Regierungen haben wiederholt Absichtserklärungen abgegeben, Übersetzungsförderungsprogramme einzurichten, von denen jedoch nicht eines in die Tat umgesetzt wurde. Eine weitere gemeinsame Erklärung der Ministerin für Bildung, Erziehung und Kunst sowie des Finanzministers Tonio Fenech vom 8. August 2009 kündigte die Einrichtung eines von der Regierung unterstützten maltesischen Kulturfonds in Höhe von 330 000 Euro zur Bezuschussung verschiedener Projekte an, aber weder die Literatur noch Übersetzungen wurden in

diesem Zusammenhang erwähnt. Die maltesischen Schriftsteller arbeiten in diesem recht düsteren Umfeld und nehmen es als gegeben hin, dass sie keine Unterstützung von offizieller Seite erhalten. Obwohl einige vielleicht argumentieren, dass diese Situation mangelnden finanziellen Ressourcen geschuldet ist, muss darüber hinaus ein gründliches Umdenken darüber stattfinden, was eine Mitgliedschaft in der Europäischen Union eigentlich bedeutet.

Falls die Inselmentalität der älteren Schriftsteller, von der ich eingangs berichtete, weiterhin in der Luft liegt und die maltesische Literatur – insbesondere die der jüngeren Generation – weiterhin misstrauisch beäugt wird, wird sich auch künftig bei der Vermittlung von Literatur in andere Länder nichts tun.

Die schwierigste zu überwindende Hürde für eine sichtbare Rolle Maltas in der literarischen Szene Europas ist meiner Ansicht nach der Umstand, dass die Bedeutung literarischer Übersetzungen nicht wertgeschätzt wird.

Mutter Europa bleibt irgendwo dort draußen: so nah und doch so fern; so sehr ein Teil von uns und doch so fremd.

Aus dem Englischen von Angelika Welt

Immanuel Mifsud, 1967 auf Malta geboren, verfasst Poesie, Prosa sowie Kinderbücher. Mit 16 begann er Gedichte zu schreiben und gründete die literarische Gruppe Versati. Seine Kurzgeschichtensammlung „Strange Stories“ (2002) gewann den nationalen Literaturpreis. Zuletzt erschienen: „km“ (2005), „Confidential Reports“ (2005), „Happy Weekend“ (2006), „Poland Pictures“ (2007), „Stories Which Should Not Have Been Written“ (2008).

Marker



abcdefghijklmnopqrstuvwxyz

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

1234567890

Impressum

Herausgeber: Institut für Auslandsbeziehungen und Robert Bosch Stiftung, in Zusammenarbeit mit dem British Council, der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit und der Calouste Gulbenkian Stiftung

Redaktion: William Billows, Sebastian Körber,
Mitarbeit: Claudia Judt, Kornelia Serwotka
Gestaltung: Eberhard Wolf
Adresse: Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Druck: Offizin Andersen Nexö Leipzig
Übersetzung: William Billows, Andreas Bredenfeld,
Tobias Eisermann, Annalena Heber, Hainer Kober,
Burkhard Kroeber, Orsolya Kurucz, Ulrike Plath, Gregor Runge, Claudia Sinnig, Annalisa Viviani, Angelika Welt

Die Beiträge geben die Meinungen der Autoren wieder.

Fotoinweise: S. 10 Ekko von Schwichow, S. 18 Daniel Thorpe, S. 64 Brigitte Friedrich, S. 76 Jana Chiellino, S. 110 Root Leeb, S. 118 Daniel Biskup, S. 126 Basso Canarsa, S. 154 Jerry Bauer
Bildstrecke: Corbis (Seiten 8/9, 24/25, 54/55, 70/71, 90/91, 132/133, 184/185), buchcover.com (Carsten Koall S. 108/109, Rudi Meisel S.146/147)
ISBN 978-3-921970-99-7

